Bildnis Heinrich Manns
Nach einer Radierung von Max Oppenheimer

Der neue Roman

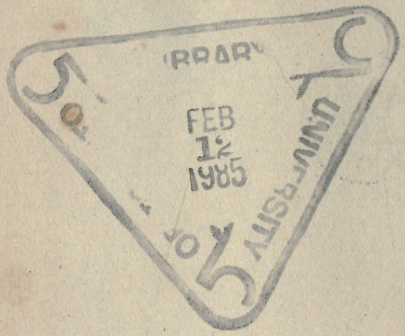
Ein Almanach

Mit Bildbeigaben

Erstes bis dreißigstes Tausend

Kurt Wolff Verlag / Leipzig 1917

PN
6014
N453
1917



Copyright 1917 by Kurt Wolff Verlag, Leipzig
Rotationsdruck der Spamerschen Buchdruckerei, Leipzig

Inhalt

	Seite
Heinrich Mann: Flaubert und die Herkunft des modernen Romans	1
Max Brod: Das große Sündenbekenntnis	14
Heinrich Mann: Der Vater	28
Georg Brandes: Anatole France	48
Anatole France: Das neunundzwanzigste Kapitel des Romans „Der Aufruhr der Engel“	70
Rudolf Leonhard: Das Werk Heinrich Manns	79
Heinrich Mann: In San Gregorio	108
Ossip Dymow: Beleidigung	121
Gustav Meyrink: Lazarus Eidotter	139
Heinrich Mann: Die Künstlerin Fröhlich	162
Max Brod: Die neuen Christen	174
Carl Sternheim: Die Schwestern Stork	186
Maxim Gorki: Ilja und der Lumpensammler	217
Hugo von Hofmannsthal: Über Charaktere im Roman und Drama	251

Bildbeigaben

Gegenüber Seite

Bildnis Heinrich Manns. Nach einer Radierung von Max Oppenheimer. Titelbild

Flaubert auf dem Totenbette. Nach einer photographischen Aufnahme 8

Anatole France. Büste von Lavergne 48

Gustav Meyrink. Nach einem Ölbild von Oskar Kokoschka 144

Carl Sternheim. Nach einem Gemälde von Max Oppenheimer 176

Drei Szenen aus Sternheims: Mädchen. Nach Lithographien von Ottomar Starke 202. 208. 224

Heinrich Mann: Flaubert und die Herkunft des modernen Romans

Flaubert vollbringt sein ganzes Werk im Kampf gegen sich selbst. Dieser endgültige Eroberer des Realismus ist kein Liebhaber der Wirklichkeit, dieser Moderne haßt die Bürgerwelt, dieser Erfinder des unpersönlichen Romanstils hat Lyrik zu verbergen.

Die letzten Windstöße des romantischen Sturmes gelangten, als er jung war, bis in seine Provinz. Er und seine Kameraden, gesprengt von Schwärmerei, fühlten sich als Ausnahmen in der platten Menschheit um sie her. Sie träumten vom Räuberleben, von der Liebe großer Damen und dem Kampf für den Islam, von allem, was beim frühen Victor Hugo steht; trugen Dolche; benutzten sie auch und verstanden zu sterben. Eine Pariser Geistesmode hat sie verspätet erreicht, als man in Paris schon anfing, sie abzulegen: so verspätet dringt sie auch in das Kloster, worin Emma Bovary ihre Mädchenzeit verträumt. In ihren bildsamsten Jahren werden diese jungen Gehirne nach Vorstellungen und Bedürfnissen gefaltet, gegen die alsbald die ganze Wirklichkeit als Feind aufstehen wird. Einige erliegen ihr: so erliegt Emma Bovary. Vor allem darum, weil Paris, das sie nie zu sehen bekommt, ihr immer das Irrlicht bleibt. Flaubert sieht es, wie es ist, vergleicht, schämt sich, und was er von seinem Herzen zu Papier zu bringen sich trotzdem nicht versagen kann, Stimmungsprosa, wolkig wie November-

tage, Herzensdrang an Chateaubriands, seines Helden, Geburtstätte und Grab: das ist von diesem Augenblick ab verurteilt, verschlossen zu bleiben. Er unterdrückt seine Jugend, seine ganze Jugend, um reif vor die Welt hinzutreten, mit einem kurz vor den Dreißig begonnenen Werk, aus dem vermeintlich der Autor abwesend, das angeblich die unter den unerforschlichen Augen eines unsichtbaren Gottes geschehene Selbstgestaltung der Dinge ist. Aber die wilde Ironie, die nirgends nachweisbar hervortritt und deren Katzenaugen man doch überall ahnt, hinter den Vorgängen, hinter dem Stil, hinter der verfälschten und unangemessenen Gefühlssucht der Heldin: wie entsteht sie? Wer hat hier gelitten, um so ironisch sein zu dürfen? Eine arme Frau, die sich weder ihre Sinne noch ihre Eindrücke selbst gab, muß, weil sie ihnen und nicht den Bürgerregeln folgte, ärgste Erniedrigung, bittersten Tod erdulden. Die Tatsachen hetzen sie, und kein Mensch ist da, dem die Wimper zucken würde, kein verstehender Mensch; so konnte ihr Dichter in den Ruf eines harten Erziehers kommen. Gewiß, er erzog. Aber er war kein Gewissensrat für Bürgerfrauen, und nicht eine Dame namens Emma Bovary hat ihn zum Schreiben genötigt. Er erzieht sein Herz. Die Éducation sentimentale, die er später beschrieb, hier geschieht sie. Alle Gewalt des Buches liegt darin: daß jemand mit bitterer Überzeugung gegen sein eigenes Herz wütet und gegen seines Herzens ehebrecherische Gelüste nach Poesie. Gäbe er ihnen nach, er wäre gewiß, von der Zeit beiseite geschoben zu werden, unwirksam zu bleiben und abzu-

sterben. Die Zeit will ihn modern, wissenschaftlich und nüchtern. Sie erhebt ihre Forderungen in ihm selbst. Seine zunehmende Geistigkeit verfeindet ihn mit seinem Herzen. So ergibt er sich der Unterwerfung dessen, was er war, dem Kampf gegen den Jüngling, der noch in ihm lebendig ist. Aber dieser Jüngling scheint in denen, die als Erstes die Romantik sahen, ein zähes Leben gehabt zu haben. Flauberts nächster Freund, Louis Bouilhet, blieb all seine Dauer ein Poet aus den Boheme-Tagen und immer im Zorn gegen die nachkommenden Zeiten, die er mitmachen mußte. So nimmt der Pessimismus Flauberts seinen Ursprung in entrüsteter Romantik. Rodolphe, der Dichter, sitzt, hoffnungslos verdüstert, in seiner winterlichen Dachkammer. Das Feuer, das er, seiner Unerschöpflichkeit gewiß, mit den Manuskripten seiner Gedichte entfachte, erlosch im Kamin. Wo kamen die Genossen hin? Der Mond ist untergegangen und Mimi tot.

Aus dem mißverständlichen Erfolg von Madame Bovary mag Flaubert bittere Genugtuung geschöpft haben. Vielleicht, er war noch jung, hat er sich auch berauschen und täuschen lassen, hat sich — nach Beendigung eines Buches ist uns sein Keim und, was es uns war, oft ganz entfallen — im Augenblick selbst für den unbeirrbaren Realisten gehalten, als den man ihn ansprach. Er kann den Pessimismus seines Buches für nüchternen Wirklichkeitssinn angesehen haben, während er leidende Rache war; kann die Form, die er seinem Pessimismus gegeben hatte, das Groteske, für wirkliche, überlegene Stärke

gehalten haben; und doch verdankte er es nur seinem Drang, sich zu behaupten, griff an aus Not und gestand, indem er karikierte, Schwäche ein. In seiner Jugendprosa, wo er noch das gute Gewissen zu seinen ersten Idealen hat, gibt es kein Groteskes. Während einer Orientreise nimmt es überhand. Hier, wo der Romantiker sich im Burnus an der Spitze von Mameluken und bei Brunnen mit Rosenwasser hätte fühlen sollen, verbringt er ganze Tage damit, einen imaginären alten Franzosen zu parodieren. Seine Feinde, die Bürger, halten ihn schon belagert, lassen ihm keine volle Ruhe mehr zum Genuß von Träumen. Nach der Heimkehr schließt er sich ein mit den Phantomen der Menschheit, um sich von ihnen vorspielen zu lassen. Sein noch jugendlicher Übermut verdüstert sich wohl; aber kein Zweifel, daß Monsieur Homais früher in ihm entstanden ist als Emma Bovary und daß sein Drang, darzustellen, vor allem eine Sucht zu herrschen ist. — Das Verlangen treibt ihn, die Welt dadurch unter sich zu bringen, daß er sie als arme Fratze sich gebärden läßt. Nie selbst hervortreten; die „Unpersönlichkeit" zu seiner Rache machen; und in seiner hohen Einsamkeit mehr als menschliche Genüsse feiern! Denn welchen menschlichen Genuß vermöchte er nicht durch Literatur zu überbieten? Von der Liebe gibt sie ihm das Beste: intellektuelle Wollust, Hingabe wie Beherrschung, das Selbstvergessen in der Umarmung des Vollkommenen; und das Fragwürdigste, Aufstachelndste, Genüsse wie das keuchende Entsagen in der Éducation sentimentale, oder Salambos Python; oder die Tochter der Herodias

Die Literatur gibt ihm, stärker als das Leben, die Exaltation des Zeugens; sie gibt ihm konzentrierter das angstvolle Heranziehen der Geschöpfe. Sie gibt ihm Abenteuer, Reisen, unvorhergesehene Bekanntschaften, Qualen, Krankheiten und Krisen jeder Art. Mehrere Tage hindurch hat er den süßlichen Geschmack des Giftes auf der Zunge, das die Bovary nahm.

Nur will dieser Rausch, der schnell unentbehrlich wird, immer üppiger genährt werden. Die mitlebenden Bürger findet Flaubert längst ohne Reiz, ihr Groteskes kläglich. Er braucht wildere Absonderlichkeiten, eine Welt der Ungeheuer und Gifte, einen Himmel, der wie ein Alpdruck ist; eine Welt auch, wo die Worte rasseln und klirren dürfen wie Panzer und Foltern, trompeten wie Elefanten, hysterisch beben wie eine mit Wohlgerüchen durchfeuchte Priesterin, wo die Worte in die Augen schreien, die Augen sengen, die Augen zu Göttern machen und martern dürfen gleich der unerbittlichen Schönheit des harten Südens. Die wirklichen Bedürfnisse, aus denen „Salambo" kam, sind diese. Vor sich selbst wird Flaubert den anderen Beweggrund ausgespielt haben: wenn bei seinem ersten Buch die Moralisten, Gesellschaftstheoretiker, Pädagogen sich aufgeregt hatten, — diesmal sollten die Archäologen staunen, die von der gerade modernsten Wissenschaft! Er wollte — da es schon Wirklichkeit sein sollte — eine allen unbekannte, von ihm allein schwer errungene Wirklichkeit hinlegen, an der sollten sie ihre Freude haben. Auf die Geste kam es an, die herrische, unberührte Geste, mit der man dies alles

hinausschleuderte: niedergestampfte Armeen und den heulenden, blutrünstigen Liebeswahnsinn eines Halbwilden, Baal mit Kindern auf den rotglühenden Armen und Felsenkessel voll Menschen und reißende Tiere darüber her! ... Geheimnis bleibt es, ob der jahrelang in dieser Hölle Schmiedende nie darauf geachtet hat, daß es hier von den Grenzen härtester Wirklichkeit wieder in sein altes Traumland geht; daß sich in der Überfülle prachtvoller Landschaften die unausweichliche Nähe Chateaubriands erklärt, in Salambo die mystische Liebende Velleda — und die unbesiegliche Zärtlichkeit des Lyrikers, der Hamilkars Tochter sang, in der Bezauberung, die dies kleine Mädchen, kaum daß es sich zeigt, an tausend Bluthunden mit Menschengesichtern übt. Niemand fehlt als René; und fehlt er? Der gallische General, der, erstickt vom Schirokko und der Schwere der Wüstenweiten, an einem Luftloch des verschlossenen Zeltes röchelt und nach Galliens Viehweiden, dem aus Walddunkel zitternden Licht seiner Strohhütte lechzt: wäre er nicht die Seele dessen, der sich an solche schlimme Schöpfung vergab, in diese von Seelen leere Einsamkeit sich verirrte?

Wenn soviel Entsagen, soviel Selbstvergewaltigung wenigstens Ruhm eintrüge! Flaubert hatte nicht den Körper eines Skeptikers; mochte seine Geistigkeit das Geräusch der Gewöhnlichen verachten, seine Sinnlichkeit gierte nach ihrer Anerkennung. Er empfand: „Um Dauerhaftes zu schaffen, darf man über den Ruhm nicht

lachen"; und litt heftig unter dem Achtungserfolg von Salambo. Damals zuerst mag er sich überblickt, mit seinem Schicksal abgerechnet haben: erstaunte und wehe Fragen, die niemand gehört hat.

Wie kommt es, daß ich hier sitze, abseits und mit vierzig Jahren noch immer allein? Zwölf Jahre sind vergangen, seit ich mich einschloß. Die von meiner Kraft, mit meiner Bovary geschaffene Bewegung haben andere ausgenutzt; inzwischen war ich fern, bei dieser Salambo, die nun alle künstlich nennen. Es gelang mir also zu gut, euch zu täuschen. Mein überreiztes Herz habe ich unter Lichtgarben und Tubengebrüll so wohl versteckt, daß niemand es spürt. Als ich jung war, liebte ich allzu glänzende Frauen, denen ich es nie sagte. So habe ich dich geliebt, Salambo, und dich, grausames Afrika! Aber niemand weiß, daß um die schönen Dinge, um die fernen, kaum mehr menschlichen Gestalten gelitten werden muß. Man faselt von seelenloser Schönheit. Man ist so unwissend über den Künstler, daß man ihm zutraut, er mache leichten Herzens Schönheit; so unerfahren in der Schönheit, daß man für möglich hält, es sei jemals eine vollendet worden, hinter der nicht der Schmerz stand, den Meißel noch in der Hand. Ich werde ihnen nichts darüber verraten. Spricht jemand von Salambo, und wäre es meine gütigste Freundin, ich werde ihr antworten: Der Schmöker hätte es nötig, daß man ihn um gewisse Inversionen leichter macht; es sind zu viele Damals, Aber und Und darin: man merkt die Arbeit.

Gelte ich nicht als Techniker? Fast bin ich es gewor-

den! Ich, der den überschäumendsten Achtzehnhundertdreißiger abgab, wäre ich so glücklich gewesen, mit der Hernani-Bande zur Welt zu kommen! Wie ich Verse gedonnert, was ich auf meiner breiten Brust für leuchtende Stoffe getragen, welchen Gottesdienst ich einer Frau geweiht haben würde, einer einzigen! In dieser nüchternen Zeit mußte ich mich in eine Werkstatt schließen, Sätze feilen, meinen Stolz auf die Verknüpfung einer Analyse, eines Porträts und eines Dialoges setzen, neue Arten erfinden, um eine Empfindung auszudrücken, und die Empfindung selbst für Nebensache ausgeben, mußte das Äußere am wichtigsten nehmen. In Wahrheit aber glaube ich nicht einmal, daß es in der Kunst ein Äußeres gibt. Ich erinnere mich, wie ich Herzklopfen bekam und eine heftige Lust empfand, als ich eine Mauer der Akropolis betrachtete, eine ganz nackte Mauer (die zur Linken, wenn man nach den Propyläen hinaufgeht). Und ich frage mich, ob ein Buch, unabhängig von dem, was es sagt, nicht dieselbe Wirkung hervorbringen kann. Liegt nicht in der Genauigkeit der Wortgefüge, der Seltenheit der Bestandteile, der Glätte der Oberfläche, der Übereinstimmung des Ganzen, liegt darin nicht eine innere Tugend, eine Art göttlicher Kraft, etwas Ewiges wie ein Prinzip? (Ich spreche als Platoniker.) Warum besteht, zum Beispiel, eine notwendige Beziehung zwischen dem richtigen und musikalischen Wort? Warum kommt man immer auf einen Vers hinaus, wenn man seine Gedanken zu sehr zusammendrängt? Das Gesetz des Wohlklanges regiert also die Gefühle und die Bil-

der. Und was als das Äußere erscheint, ist gerade das Innere. . . . Ich bin Mystiker: ich, der Handwerker der Form. In der Form erst glüht meine Phantasie und wird flüssig. An einer Seite voll bunter und tönender Namen berausche ich mich bis zu der Gewißheit, mit den Schicksalen dieser Namen einst dagewesen zu sein. Ich bin alter Schönheit so voll, daß ich das Gefühl beginnenden Lebens, das starre Staunen eines frisch erschlossenen Daseins nie gekannt habe. Das in den Tiefen der Geschichte Verlorene zieht mich an, der ich von jeher dabei war. Mit den Priestern des Orients konnte ich reden, und wenn vor dem Tor meiner Stadt Zigeuner aus ihrem grünen Wagen lugen, regt sich in mir etwas Brüderliches. Denn ich habe — ob mir das von meinen nordischen Vätern kommt? — die Körperverfassung raffinierter Barbaren, überreizte Nerven in einem Riesen, eine Geistigkeit, die sich schwer aus den Schlacken der Sinne losringt. Ich habe eine ungeheure Animalität abzuschleifen, bevor Geist entstehen kann. Zu ihrer Bändigung bin ich auf eine Hygiene der Ungesundheit verfallen: keinen Schritt vors Haus und Nachtarbeit, bis mir die Augen kochen. Hinter allen fünf Fenstern meines Zimmers, rings um dies alte Kloster, ist weites, grau schlafendes Land, Mondgleiten den Fluß entlang, und in der ungeheuren Stille zucke ich empor bei jedem Knistern, jedem Asteknacken: Kommst du? Es regt sich in den Zauberworten, die ich ansammle, und aus ihnen hervor, in wahnsinnig aufregenden Schleiern und auf den Sohlen verstorbener Tänzerinnen erscheint mir mein Werk!

Betrachte dich: wie es dich schon zurichtete! In deinem kuttenähnlichen Rock haben deine Schultern sich gewölbt; dein Gesicht mit dem gallischen Schnurrbart war rund und fest, nun ist es zerfetzt durch die sich windende Seele; es hat sich, rot von den Ausschweifungen der Arbeit, gesenkt um die Augen her; deine Lider liegen in Falten vom Hohn auf das groteske Leben, und dein Blick ist so müde, als wäre dies Gelächter schwere Arbeit gewesen; eine Braue krampft sich die kahle Stirn hinan; und als übrig gebliebene Lüge von Jugendmut fallen dir romantische Locken über die Ohren. Du bist vierzig, und es ist keine Hoffnung, von dieser Galeere noch einmal zu entkommen. Auch würdest du nicht wollen. Ach, sobald die Qual eines Werkes aus ist, ist auch die Erleichterung meiner Leidenschaft vorbei. Ich vergleiche diese Leidenschaft einem Ausschlag, den man schreiend kratzt ... Ich habe nicht gelebt und bin ein Paria. Es gibt Parias hier auf der Höhe, wie es welche ganz unten gibt. Warum? Der Literat war ehemals eine so regelrechte Existenz. Was war Herr von Voltaire? Ein geistreicher Großbürger, nichts weiter, mit all seinen Tugenden und Lastern, Eitelkeit, Habgier, physischer Furchtsamkeit, Anfällen moralischer Kühnheit, dem Trieb zu geistigem Fortschritt, politisch reaktionär, sobald der Despot seiner Ansicht war, priesterfeindlich, weil er die Priester in der Macht über das Volk abzulösen wünschte, aber gewillt, dem Volk den Glauben an die ewigen Strafen zu erhalten, aus Furcht vor seinen Lakaien. Selbst eine so fragwürdige Erscheinung wie Rousseau, das wühlerischste Sklaven-

genie, das je gelebt hat, konnte in die alte Gesellschaft gut aufgenommen werden, Gräfinnen lieben und sich zeitweilig wohlgeraten und einwandfrei fühlen. Das geht nicht mehr. Die Revolution hat uns allzusehr befreit. In der romantischen Zeit genossen wir die zynische Poesie unserer Losgelöstheit von der Bürgerwelt, von der gent épicière, und da nun der erste Übermut dahin ist, sind wir mit unserer allen Guten unverständlichen Sensibilität zurückgeblieben. Denke ich nach, ist es mir, als wäre ich noch Jüngling, ein verbrauchter, überreizter Jüngling, aber ohne die Fähigkeit, reif zu werden. Ich bin, sobald ich es einmal wage, zu handeln, noch immer Enttäuschungen ausgesetzt; denn ich habe noch immer die uninteressierten Ideale eines Zwanzigjährigen, sein ungebundenes Denken, nicht spezialisiert und rein spielerisch, zusammen mit dem theoretischen Pessimismus derer, die am Leben noch nicht tätigen Anteil nahmen und bisher nirgends eingereiht sind: werde ich es doch niemals werden. Ich stehe, sozial gesprochen, auf demselben Fleck wie beim Verlassen der Schule. So will ich denn die Welt der Zwanzigjährigen schildern. Ein gut veranlagter Zwanzigjähriger ist mir verwandt, ist immer ein Stück Künstler, eine Spur Dichter.

Da werde ich also dichten dürfen! Und lieben! Die romantische Liebe, die ich in der Bovary verhöhnt und weggejagt habe, aus Härte gegen mich selbst, nun soll sie zurückkehren, tiefernst und unbesieglich. Ah! Die Lyrismen, die ich mir gönnen will! Den Bürger sollen sie außer sich bringen. Ich werde ihm ins Gesicht sagen, wie ein

junger Mensch mit Idealen im Herzen ihn ansieht. Er geht nur über die Straße und fühlt sich, werde ich sagen, übel von der Niedrigkeit der Gesichter, den dummen Reden, der einfältigen Genugtuung, die auf all den schwitzenden Stirnen durchbricht. Zwar werde ich hinzufügen: ‚Indessen, das Bewußtsein, mehr wert zu sein als diese Menschen, erleichterte die Mühe des Anblickes' und derart ironisch feststellen, daß ich immerhin über meinen Zwanzigjährigen hinaus bin. Auch werde ich Sorge tragen, daß für jenen Liebesgesang nicht ich verantwortlich bleibe. Und wenn ich, den alle zum Pontifex des Realismus machen, einmal mit meiner Meinung über ihn herauskomme, lasse ich sie natürlich von einem vorbringen, den ich so eingerichtet habe, daß keiner ihm glauben wird. ‚Laßt mich in Ruhe mit eurer abscheulichen Wirklichkeit! Was soll das heißen: Wirklichkeit? Die einen sehen schwarz, andere blau, die Menge sieht dumm. Nichts ist weniger natürlich als Michelangelo und nichts stärker! Die Sorge um äußere Wahrheit ist bezeichnend für die niedrige Gesinnung dieser Zeit, und die Kunst wird, geht es so weiter, ich weiß nicht was für ein Plunder werden, weniger poetisch als die Religion und weniger interessant als die Politik. Ihr Ziel — jawohl, ihr Ziel! —, das darin besteht, eine unpersönliche Exaltation in uns zu bewirken, erreicht ihr nie mit kleinen Werken, trotz aller feinsäuberlichen Ausführung. Ohne Gedanken nichts Großes! Ohne Größe nichts Schönes! Der Olymp ist ein Berg! Das kühnste Denkmal bleiben immer die Pyramiden. Besser Überschwang

als Geschmack, besser die Wüste als ein Trottoir, besser ein Wilder als ein Friseur!'

Das erleichtert! In diesem Buche werde ich endlich sagen dürfen, was ich gelitten habe. Daß ich eure gemeine Herzlichkeit nie teilen konnte, und wie meine Liebe beschaffen ist. Es handelt sich darum, Bilder zu finden dafür, wie das Anschauen einer Frau uns schwach machen und erregen kann, gleich dem Gebrauch eines zu starken Parfüms. Eine nervenzerrüttende Enthaltsamkeit wird dem Buch die tiefere, fragwürdige Wollust einträufen. Wenn die Liebenden beim Krachen einer Täfelung zusammenfahren, als wären sie schuldig, wenn ihr überreiztes Gefühl sie Abgründen zutreibt, um sie her eine Sturmluft gießt, dann schildere ich meine Nächte. Die Nächte zwischen mir und meinem Werk. Und mit der Liebe jener romantischen Tage soll alle Bitterkeit der geschlagenen Illusionen sich vermischen, die Achtundvierzig endeten. Ich will schwelgen, aber niemand darf es merken. Ich muß unsere größten Worte von damals einem Bramarbas der Freiheit und des Patriotismus zuschreiben, einem Idioten mit einem pomphaften Namen, wie sage ich? Regimbart! Der und eine zappelnde Mauer von Grotesken wird meine Zärtlichkeit verstecken. Nicht ganz: ich ertrüge es nicht! Ein Mensch soll dabei sein, ein schlichter Mensch, etwas wie ein Kommis, nichts weiter. Der soll Gerechtigkeit für möglich halten, den Staat hassen, sich eine einzige Liebe wünschen, für das ganze Leben, und an einem gewissen Punkt einen — o, wie weise herbeigeführten! — Schrei ausstoßen: ‚Es

lebe die Republik!' Alles soll er sein, was ich hätte bleiben wollen, und das Kindergemüt obendrein haben, mit dem man den letzten Enttäuschungen immer entgeht, sei es auch, indem man sich rechtzeitig von der Polizei niedersäbeln läßt. Die aber leben bleiben: was werden sie gehabt haben, woran werden sie, den Fünfzig nah, mit wirklicher Dankbarkeit gegen das Leben einander erinnern? Der Ehrgeizige und der Liebende, beide an nichts als an einen Abend ihrer frühsten Zeit, als sie sich aufmachten, um ihre Keuschheit herzugeben. Ein wenig platte Leiblichkeit ist alles, was übrigbleibt nach so viel verpuffter Seele. Es wird das Buch der Enttäuschungen sein, worin trotz vielem Hin und Her nichts geschieht, nichts je ans Ende gelangt, nur aus Fließen Sickern wird, — und kein schmerzlicheres wird geschrieben worden sein ...

Max Brod: Das große Sündenbekenntnis

Tycho stand nun in der Fensternische, deren Fußboden zu einer Art Podium erhöht war. Ohne ein Wort weiter zu verlieren, stellte er mit Krachen einen Sessel auf dieses Podium, zog den Tisch an sich heran bis knapp vor die Nische und setzte auf dessen Fläche, die nun zu niedrig war, einen Fußschemel. Auf diese Weise war etwas wie ein Katheder fertiggestellt, hinter dem Tycho mit übertrieben gravitätischer Miene Platz nahm. Mit Entsetzen bemerkten die Anwesenden, die auf Tychos ironisch ernsthaften Wink aus ihren Sesseln eine Reihe in einigem Abstand

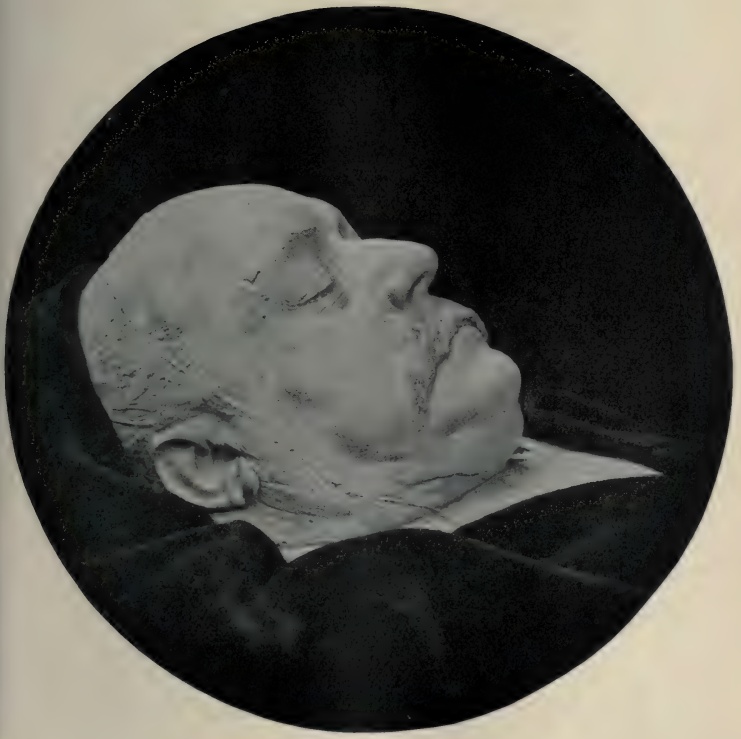
von diesem seltsamen Vortragspult gebildet hatten, daß der Geist des alten Helden mehr und mehr außer Rand und Band kam. Man hätte das, was er nun trieb, für einen übermütigen Scherz halten können, aber der tiefe leidvolle Sinn, der in jedem der verzerrten Worte stak, brachte im Verein mit dieser grellen Lustigkeit den Eindruck des Wahnwitzes hervor. Die beiden Mädchen saßen denn auch blaß und gespannt da, jeden Augenblick bereit, hervorzuspringen und ihrem Vater wie einem Kranken Hilfe zu bringen. Auch Kepler, den Tycho immer im Auge behielt, hatte allen Unwillen längst vergessen und war von der fürchterlichsten Aufregung überwältigt; in seiner Not begann er leise, kindlich zu beten, die Nacht möge schnell zu Ende gehen und Tychos Wahn geheilt werden. Longomontan und Müller hatten den Kopf verloren, sie weinten, da sie ihren verehrten Lehrer in diesem rasenden Zustand festgehalten sahen. Nur Hagecius, der sogar mitten in dieser Auflösung aller Ordnung seinem Hang zum Zeremoniell nachgab, machte den angestrengten Versuch, Tychos Worte als einen regelmäßigen lehrhaften Vortrag aufzufassen, der nichts Außergewöhnliches hatte. Die Beleidigungen, die Tycho ihm lachend ins Gesicht geschleudert hatte, hatte er nicht recht verstanden, nun zog ihn überdies seine Neugierde heran, und bald war er der einzige in dem aufgepeitschten Auditorium, der aufmerksam zuhörte.

„Ich habe nie die Ehre gehabt," begann Tycho mit großartiger Selbstverhöhnung, „an einer Universitas meine Lehre vortragen zu dürfen. Mit Freude nehme

ich daher die gute Gelegenheit wahr, vor diesem ausgewählten Publikum meine Vorlesungen zu beginnen, in denen die Erfahrungen eines langen und, das darf man wohl sagen, mühsamen Lebens sich verkünden sollen. Ich nenne mein Kolleg daher auch, indem ich mir schon im Titel meine eben gewonnene, augenblicklich letzte Erfahrung zunutze mache: Erfahrungen eines unwichtigen Lebens. Unwichtig, man merke das wohl, es wird später erklärt werden. Ursprünglich wollte ich den Titel wählen: Ahasverus oder das Leben des ewigen Juden oder der Mißerfolge und der Unruhe. Doch davon bin ich abgekommen, wie ich überhaupt von den dichterischen Vergleichen und schönen zierlichen Worten abkommen will..."

Hier wurde Tycho unterbrochen. Ein Trupp Soldaten, besoffen und gröhlend, stürzte herein. Sie waren offenbar in der Verfolgung Jeppes begriffen, der knapp vorher mit frisch gefüllten Weinkannen gekommen war. Verhetzt und atemlos war er eingetreten, doch mit strenger Selbstbeherrschung versagte er sich diesmal, wie immer, jeden Nebenlaut, jede Bewegung, die nicht durch den Dienst gefordert war. Dieser arme Zwerg war das einzige Wesen, das sich Tycho geradezu willenlos unterordnete und es ängstlich vermied, ihm lästig zu fallen.

„Da kommen mir ja neue Hörer", begrüßte Tycho die Soldaten. „Tapfere Söhne des Mavors, auch ihr könnt noch manches von mir lernen, obwohl auch ihr wie Ahasverus ruhelos das Land befahrt und der Schwären



Flaubert auf dem Totenbette
Nach einer photographischen Aufnahme

und Unbilden voll seid an Seel' und Leib. Setzt euch nur um mich her und hört mir zu. Bringt Stühle, Fensterbänke. Und nehmt Gläser, Wein, wir trinken und philosophieren." Sein blasses verschwollenes Gesicht jagte ihnen Furcht ein, sie ließen sich auf der Erde nieder wie gebändigte Tiere und hörten dem seltsamen Redeschwall zu, der sie verwirrte. Von nun an wurde es aber unruhig. Andere Soldaten, die den ersten gefolgt waren, kamen herein, unterhielten sich laut, wurden von den Zuhörenden zurechtgewiesen. Viele gingen nach kurzer Zeit, da das Zimmer heiß und übervoll war. Zwei rauften schon in einer Ecke. Es zeigte sich, daß einige fromm waren und Tycho für einen Mönch hielten, von dem Ablaß zu kaufen war. Da er nicht enden wollte, schrien sie ihm die Geldsummen zu, die sie boten. Der weißhaarige Feldhauptmann trat zuletzt ein, zog sofort Würfel aus der Tasche und verlangte mit lauter Stimme eine Trommel. Sie wurde geholt, und bald wirbelten auf ihrem Fell die fleißigen Steinchen der Spieler. Alle tranken; als aber ein Lied angestimmt wurde, wies sie Hagecius giftig zur Ruhe. Man antwortete ihm mit unbändigem Gelächter und Fluchen.

Von all dem ungestört setzte Tycho seine Vorlesung fort, er schien den Lärm überhaupt nicht zu bemerken. Er sprach davon, wie ihn seit seiner Jugend das Unglück verfolge; er sprach wohl eigentlich nur für sich, obwohl seine Stimme den gewohnten unermüdlichen Metallklang behielt. Dann aber verlor er sich für eine Weile ganz in ein sinnloses Gekicher. Scheinbar ohne inneren Grund

begann er, immer noch kichernd, einen Professor der Rostocker Universität, bei dem er vor fünfunddreißig Jahren Medizin gehört hatte, nachzuahmen. Dann bot er seinen Zuhörern das Schauspiel, Gang und Redeweise seines ehemaligen Präzeptors Vedel darzustellen, der bestellt gewesen war, darüber zu wachen, daß der kleine Tycho nichts als Jura studiere, wie seine hochadelige Familie es wünschte. Natürlich mußte ihm Vedel bald streng verbieten, sich mit Astronomie zu befassen, so daß schon seine früheste Erinnerung an die Wissenschaft schmerzensvolle Hindernisse betraf. Damals hatte er sich einen faustgroßen Himmelsglobus, auf dem die wichtigsten Sternbilder eingezeichnet waren, für schwer erspartes Geld gekauft, und nachts, wenn Vedel schlief, zog der Knabe diesen Schatz hervor, den er im Notfalle in der Hand verbergen konnte, und lernte das, wonach es ihn drängte. „So schwer ist mir schon der Anfang gemacht worden," rief Tycho, „und ebenso schwer ist es weiter gegangen. Alles mußte ich erkämpfen, um alles mich kümmern. Versah ich nur einen Augenblick das Richtige, so war das Unheil geschehen. Wie viele Leute sind Raufbolde ihr Lebtag, ich aber habe gleich in meinem ersten und einzigen Duell dieses da abbekommen." Er hob den Zeigefinger steif zu seiner verkrüppelten Nase empor und machte eine Pause, in der seine Augen ganz leer und blaß wurden.

„Warum sage ich das alles?" rief er plötzlich und sprang auf. „Warum sage ich das alles, Elisabeth?" Er zeigte mit dem Finger auf sie, wie ein Lehrer, der

während des Vortrags eine Frage an einen Schüler stellt, um sich zu überzeugen, ob alle aufmerken. Und mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit spielte er seine burleske Rolle weiter, indem er nun, da Elisabeth nicht antwortete, auch den Ärger des Lehrers, der einen Unaufmerksamen ertappt hat, in seine Stimme legte: „Ich erzähle das alles nur, um zu zeigen, wie unwichtig es ist. Nun wohl, es ist mein Teil, mich um alles zu kümmern, alles zu erkämpfen oder besser gesagt, im Kampfe um alles zu unterliegen. Aber das ist eben meine Pflicht, meine natürliche Anlage, im übrigen gar nichts Besonderes. Früher war ich stolz darauf, daß ich mir und allen Menschen rings um mich zu helfen wußte. Und noch heute weiß ich es, daß es richtig ist, allen zu helfen und auch für sich so weit zu sorgen, damit man recht tüchtig helfen kann. Ich weiß, daß es richtig ist, diesen ungeheuren Schmerz zu spüren, angesichts der ganzen qualvollen Welt, die auf Hilfe und Erlösung wartet. Aber wehe dem, der in diesem Schmerze auch nur die kleinste Süßigkeit findet, der darauf stolz ist, zu helfen, der dies nicht als eine bittere, peinvolle Notwendigkeit empfindet, sondern als einen endgültigen, zufriedenstellenden Zustand, als ein Glück, eine Schwelgerei im Schmerz! — Ihr Soldaten," er erhob nun die Stimme zu ihrer vollen Kraft, so daß sie schmetterte und Lärm und Unfug und Würfelspiel und alles Kommen und Gehen in dem engen Gemach hoch übertönte, „ihr Soldaten, seid ihr christliche Landsknechte, oder wollt ihr Heiden gleichgehalten werden?"

Mit grinsenden Gesichtern blickten einige zu ihm auf, die Sache begann sie zu unterhalten. Sie stießen einander mit den Ellenbogen an und machten leise Späße. Nur der Hauptmann bestand darauf, sein Spiel mit den ihm zunächst Hockenden fortzusetzen. Die andern mahnten einander zur Ruhe und ließen nur flüsternd die Kanne im Kreise umgehen, so daß es ein seltsam stilles Saufgelage wurde.

Tycho schickte seinen Blick mit verhaltenem Zorn von einem zum andern, ließ ihn dann an einem jungen rotbackigen Burschen haften, ganz nach Art eines Professors bei einer allgemeinen Prüfung: „Nun, sage mir, bist du ein Christ oder bist du es nicht?"

Der Angerufene sprang auf und stellte sich gerade hin, als spreche der Kommandant mit ihm. „Ich bin ein Christ", erwiderte er mit unerwartet mißtönender, hoher Stimme.

„Dann sage mir: welches waren die letzten Worte, die Christus, unser Herr, am Kreuze kurz vor seinem leiblichen Tod gesprochen hat."

Der junge Soldat verstummte, und als die Kumpane rings um ihn zu lachen anfingen, setzte er sich mit einer unwirschen Gebärde wieder auf den Fußboden nieder.

Ein anderer meldete sich und sagte schüchtern: „Mich dürstet", worauf ihm aber der Hauptmann sofort mit höllischem Spott die volle Kanne hinhielt. Alle nahmen es für eine gelungene Posse und brachen nun in tolles Gewieher aus. Auch Hagecius, der sich aus seinem Sessel zur Hälfte gegen die verlotterte Andachtsgemeinde

hin umgedreht hatte, konnte sich nicht enthalten, ein trockenes Räuspern des Beifalls hören zu lassen. Tycho aber schien durchaus keinen Spaß verstehen zu wollen, immer noch blickte er, eine Antwort erwartend, die Reihen der Soldaten entlang, und eine lange gereizte Pause entstand. Schon murrten einige ganz bedrohlich, und man konnte nicht voraussehen, in welcher Form der nächste Augenblick die Spannung lösen würde. Da fanden Elisabeth und Magdalena, die wie gelähmt vor Angst dasaßen, einander innig an den Händen festhaltend, beide gleichzeitig die Sprache, und von zwei schönen sanften Mädchenstimmen erzitterte die verdorbene Luft des Zimmers: „Es ist vollbracht."

Nun aber war Tycho vollends entfesselt: „Nein, nein! Es ist nicht vollbracht, so soll es heißen. Es ist ein Fehler in der Überlieferung, das fühle ich ganz deutlich... Als der Herr seine Kraft erlöschen fühlte, da rief er aus: ‚Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?' Und damit soll gesagt sein, daß er wohl wußte, ein unvollendetes Werk, eine unerlöste Welt voll von bösen Menschen und Missetaten zurückzulassen. Daran eben mag man die unsagbare Heiligkeit unseres Herrn ermessen, daß er selbst damals, als er schon am Kreuze hing, selbst damals, als er sich ganz und gar hingab, — immer noch zu wenig getan zu haben vermeinte. Auch als er für die Menschen starb, als er sich hinopferte, war er noch — mit sich und seiner Arbeit unzufrieden. Und deshalb waren seine letzten Worte keine Hymne, wie sie unsere wohlfeilen Dichterlinge anstimmen mögen, sie waren auch kein Ab-

schluß, diese letzten Worte, kein Siegel, das vor lauter Befriedigung erkaltet und in schöner Rundung hart wird. Nein, diese letzten Worte waren ganz weich und zerbrochen, waren ohne jeden Stolz gesagt und des wahrsten Unglücks voll, ja schmerzhaft unglücklich und ins Leere verhaucht. Es ist nicht vollbracht, es ist nicht vollbracht, wehklagte der Herr. O weinet mit mir, denn es ist nicht vollbracht. Welch ein Born von Unglück, Mitleid, von Unzufriedenheit und trostloser nackter Verzweiflung liegt in diesen Worten. O könnte ich sie ganz ausschöpfen, könnte ich doch in ihre abgründigste, schauerlichste Tiefe hinabsteigen. Mein Gott, es ist nicht vollbracht, warum hast du mich verlassen! — Ja, hiervon sollt ihr lernen, von unserem Herrn Jesus sollt ihr dieses alleräußerste Selbstbewußtsein, das Bewußtsein der Nichtigkeit lernen. Das ist es vielleicht, weshalb ich so klug, so umsichtig, geschickt, sorgend und bewußt, so ganz ohne Selbstvergessen, so immer wach durch das Leben gegangen bin, um diesen jetzigen Augenblick zu erleben, den höchsten Punkt der Wachheit und Klugheit, in dem man zu sich selbst spricht: Opfere dich hin, stirb, aber wisse, selbst am Kreuze wisse es, — niemals ist es vollbracht. Nein, nein, nein, hilf und geh dabei zugrunde und wisse, daß du immer noch viel zu wenig geholfen hast. Sieh deinen Mißerfolg, sieh den Teufel, der triumphiert, und dennoch, obwohl es sinnlos und vergeblich ist, hilf und hilf und hilf, ohne Dank, ohne Befriedigung, die Schamröte und das Schuldbewußtsein in der Seele, im Bewußtsein des Mißerfolgs hilf und hilf . . ."

Er wandte sich schnell gegen das Fenster in seinem Rücken. Der erste Schein der aufschimmernden Morgendämmerung war auf die Tischfläche gefallen und hatte ihn abgelenkt: „Ein neuer Tag, eine neue Pflicht. Und immer dieses Brennen in der Seele, nie zu löschen, dieser Schrei nach Erlösung, der keine Antwort findet . . .“

Er verstummte. Draußen begannen die Hähne zu krähen. Im grauen Licht, das von den fernen Waldsäumen wie eine leichte Ausdünstung die Himmelskuppel hinanstieg, wie um sie mit sanfter Gewalt zu sprengen, erhob sich ein kühler Luftzug und kam zum Fenster herein. Die Bäume im Park duckten sich rauschend und warfen dann, wieder aufgerichtet, ihre belaubten Äste mit Splittern und Gezisch an die Wände des Schlosses. Im Zimmer dampften die niedergebrannten Kerzen aus . . . Jetzt erst sah man, wie weiß und schlaff Tychos Gesicht war. Schweißtropfen standen auf der Stirn, auf dem kahlen Kopf. Wams und Hemd schlotterten, weit aufgerissen, um die Brust, die sich mehrmals mit einem unendlichen Seufzer den kalten Lüften entgegenhob. Und nun sprach er leiser, immer noch dozierend und störrisch, doch gleichsam dem Ende seiner erzwungenen Verstellung sich nähernd: „Angesichts des neuen Tages erwacht aber auch die neue Hoffnung. Vielleicht ist nämlich gerade dieses Quälende in uns, das sich nie zufrieden gibt und das deshalb nie zur Ruhe kommen kann, das von Hoffnung zu Hoffnung, von Nichterfüllung zu Nichterfüllung hinstrebt, das meinen Stolz bricht und mir, selbst im Augenblicke, da ich Hilfe bringe, meine Schlechtigkeit

zeigt, — vielleicht ist gerade dieses ‚Es ist nicht vollbracht' das eigentlich Himmlische in uns. Der Stachel, der mich am Leben erhält. Die Quelle, die mich unversieglich speist. Ob ich helfe oder nicht helfe, immer geschieht zwar das Böse, und niemals darf ich mich freuen. Niemals vollbringe ich es. Und dennoch zu helfen, dennoch, dennoch, — ist das nicht Gottes Sache, gerade dies — Gottes Sache ... „Er murmelte nur noch: „Könnte ich es glauben, o könnte ich es doch glauben: —"

Nun erhob sich Kepler und trat auf Tycho zu, mit gewichtigen Worten: „Meister, es ist genug. Ihr seid müde." Er hatte sich leise mit Hagecius beraten, und sie waren übereingekommen, daß man Tycho zu Bett bringen müsse.

Tycho fuhr zusammen: „Nein, bis zum Sonnenaufgang, wie ich es gesagt habe ... Wein, ich will Wein, Jeppe, Jeppe!"

Doch der Zwerg, der sich schon lange Zeit nicht hatte blicken lassen, erschien auch jetzt nicht. Tycho wiederholte unwillig seinen Ruf. Da erhob sich der weißhaarige Anführer und ging hinaus, wie um Jeppe zu suchen.

Am Himmel begann sich die Morgenröte auszubreiten. Von derselben Stelle am Horizont wie gestern abend der düstere Glanz des Feuers schien sie hervorzugehen, doch zog sie milde, durchsichtig und stark einher, nichts Erschreckendes war an ihr ... Tycho empfing sie still; mit seinen Armen, die auf der Tischfläche lagen, deutete er unendlich zart eine Bewegung des Umarmens an. Endlich, nach langem Stillschweigen wandte er sich wieder

den Menschen im Zimmer zu, setzt aber nicht mehr fremdartig, sondern zu ihnen hinschmelzend, von innerster Rührung übermannt: „O ja, meine Freunde, ich glaube es — ich horche in mein Inneres und glaube es — eine Ewigkeit ist es, die ich da aus meinen Pulsschlägen, aus meiner Sehnsucht heraushöre. — Ewig sind wir, unendlich sind wir mit unserer Demut, wir untröstlich Trauernden vor halbvollbrachtem Werk. In unseren furchtbaren Schmerzen sind wir unzerstörbar. — Da wir einander nie zu Ende helfen können: sagt, Freunde, müssen wir nicht gerade deshalb ewig beisammenbleiben? So wie wir diese Nacht gemeinsam durchwacht haben bis zum Sonnenaufgang: müssen wir nicht so bis zu jenem Aufgang der geistigen Sonne treulich beisammensitzen und einander lieben? — O meine Freunde, wie liebe ich euch! — Unglückliche Elisabeth, der ich nicht helfen kann. Magdalena, unrettbar Verlorene. Ich klammere euch für ewig an mich, kraft meiner schmerzhaften vergeblichen Sehnsucht, euch zu retten, ich schmiege meine ewige Wunde an die euren — und du, mein Kepler, der mir nicht beistehen konnte, ewig von mir getrennt, — und du, vielkluger Hagecius, mit deinen nie erschöpften Hinterhalten — noch lange, lange Zeit müssen wir weiter miteinander spielen, noch ewig lange, ehe wir brüderlich zusammentreffen — und ihr, liebe Schüler, und ihr ganz Fernen, ihr Kriegsleute, allen fühle ich mich heute so verwandt, wir verlassen einander nicht, mit unserem ungeheuren gemeinsamen Schicksal sind wir ja alle aneinandergekettet, — in diesem Augenblick, fühlt es doch, geschieht etwas,

das uns für ewig vereinigt — hört ihr es nicht, wie die Ewigkeit hereinsauft, wie die Zeit still steht, — werdet ihr ihn niemals vergessen, diesen Augenblick?"

Er hatte den Tisch zurückgeschoben und kam von seinem Podium herunter, die Arme weit auseinandergereckt... Und nun teilte sich der Haufen der Soldaten, in den schon seit einiger Zeit ein unruhiges Flüstern gefahren war. Es war so, als warteten alle auf ein Wunder, so wie Tychos angstvolle und doch verklärte Miene ein furchtbares Wunder heraufzuschwören schien.

Die Türe öffnete sich. Zwei Soldaten brachten den Zwerg herein. Sie trugen ihn. Er war tot, seine mageren kleinen Händchen hingen aus den roten Schellenkleidern schlaff herab.

Der Fußschemel, der auf dem Tische stand, wurde umgedreht, so daß er mit den Beinen nach oben wies, und war nun eben groß genug als Bahre für das arme Menschlein Jeppe, das mit kreideweißem Gesichtchen, die Arme über der hohen spitzigen Brust verschränkt, dalag, im ersten goldenen Strahl der aufgehenden Sonne, und sich nicht mehr rührte.

Die Soldaten begannen unwillig zu murmeln: „Wer hat das getan?" Andere antworteten: „Der Hauptmann. Unten im Keller. Ich selbst hab' es gesehen, wie er ihn gewürgt hat. Vor einer Stunde. Und jetzt ist der Kerl eben davongeritten . . ."

„Wo habt ihr ihn gefunden?" fragte Tycho die Träger, mit einer Stimme, der man es anmerkte, daß sie mit letzter Anstrengung die für lange Zeit letzten Worte sagte.

„Hier vor der Schwelle."

Da trat er an den Leichnam heran, hob ihn aus dem Bettchen heraus und nahm ihn auf seine Arme wie einen Säugling. Dann tat er etwas, was er noch nie getan hatte. Er küßte den Zwerg und blieb dann niedergebeugt, eine Wange an die Wange der Leiche gelehnt. So schaute er in die Runde, und es war keiner, der unter diesem vorwurfsvollen, unendlich schmerzerfüllten Blick nicht eben jenes über die ganze Welt hin sich ausstreckende Schuldbewußtsein, von dem Tycho gesprochen hatte, geradezu sinnlich empfunden hätte. In diesem Augenblick hatten alle den Zwerg ermordet, doch alle hatten auch um ihn gebangt, allen war er ermordet worden. — Gesprochen wurde nichts mehr. Es war nicht mehr nötig. Alle verstanden und ahnten, wie Tycho Mühe auf Mühe gehäuft hatte, um ihn aufzuziehen, und wie er ihn vor einem jähen Tode doch nicht hatte bewahren können. Diejenigen, die Näheres über das Leben des Zwerges wußten, Elisabeth und Magdalena, erstarrten wohl gar bei dem Gedanken, daß Tycho damals Jeppe aus den Händen roher Söldner gerettet und nun mit seiner raschen Tat doch nur einen kurzen Aufschub des Verhängnisses erwirkt, das Kind gleichsam an dieselben Söldnerhände wieder verloren hatte. Wer aber nicht eingeweiht war, der sah doch den Zwerg im Keller hinstürzen, dann mühselig sich die Treppe hinaufschleppen, tödlich verwundet, und an der Türe des geliebten Herrn zusammenbrechen, den er nicht mehr erreichen konnte.

So trat unter verschiedenen Gestalten die Fruchtlosig-

keit menschlicher Liebe und menschlicher Wohltaten ergreifend nahe vor die Augen der Anwesenden, doch alle fühlten nicht nur das Weh, auch die Erhabenheit dieser Vorstellung ... im Anblick Tychos, dessen müde und ganz auseinanderstürzende Stirnrunzeln, neben das Zwergköpfchen gebettet, einen Schein der höheren, überirdischen Liebe auszuschicken begannen.

Aus dem Roman „Tycho Brahes Weg zu Gott".

Heinrich Mann: Der Vater

Als Färber heiraten konnte, hatte er hinter sich schon achtzehn Jahre der Arbeit, des Suchens, des wechselvollen Kampfes mit der Menschenmasse, durch die man hindurch muß, den Zufällen, die man entwaffnen muß, mit dem Leben. Luise hatte kein Geld; aber mit vierzig Jahren wirst du doch endlich dir und ihr genügen, oder du bist kein Mann. Er genügte, wie jeder, auch noch der kleinen, die kamen. Wie jeder, stand er nach seiner Arbeit über eine Wiege gebeugt, suchte in dem Gesichtchen des Säuglings nach sich selbst, nach seinen Ursprüngen und der von ihm mitgeschaffenen Zukunft, die er nicht mehr sehen sollte; entsann sich bei einem Aufseufzen des kleinen Schlafenden der schweren Stunden, die hinter ihm und vor diesem lagen; sah es den Blick öffnen, der den Vater noch nicht kannte und einsam schien, als wisse er schon alles. Nun aber lächelte es, und alles war gut.

Es wuchs, und der Vater mit ihm. Die Freude, das

Brot und einen Anteil am Genuß der Welt beschaffen zu können für zwei Wesen, die nur ihn hatten, machte ihn stärker, als er sich kannte. Er gelangte in der Gesellschaft, die er vertrat, zu einer leitenden Stellung.

Schöne Zeit! Draußen scharf wachen, den Gegnern auf die Schliche kommen, seine Haut ihnen nicht lassen und lieber Riemen schneiden aus der ihren. Zu Hause dann gesicherter Friede, anständiges Menschentum, lauteres Wohlwollen von allen zu allen. Man wechselte den Rock, wusch sich und sah, ein heiteres Zimmer betretend, in Gesichter voll Güte und Zutrauen, voll Erwartung, Wunsch und Dank. Sein eigenes Gesicht — diese beiden sahen es nie anders. Er hielt darauf, es ihnen niemals so zu zeigen, wie es draußen „im Leben" wohl aussehen konnte. Sein Luxus und seine Art von innerer Erhebung war es, das Gesicht des Lebens vor diesen beruhigt und verklärt zu bewahren.

Beide waren so schön in ihrer Unwissenheit, so liebenswert in ihrem Glauben, alles verlaufe rein und klar, erhalten nur wir so unsere Seele. Und hatten sie nicht recht? Die Mutter, als gerade ihre letzte Verwandte gestorben war, blutjung und arm geheiratet vom Fleck weg, gehegt und gepflegt, mit allem beschenkt, was ein Frauenherz reich macht, — und von ihr wie von Rosa, die seit ihrem ersten Atemzug nur Liebe kannte, ward zum Entgelt für alles Glück nicht mehr verlangt, als eben, daß sie glücklich seien. Färber, dessen Werk sie doch waren, näherte sich ihnen oftmals nur mit Ehrfurcht.

Welche tiefe Gefahr ein so lieblicher Betrug barg, hatte

er nicht vergessen. Dies alles stand einzig auf seinen Nerven, seinem Kampfwert. Zuweilen quälte es ihn, er habe mehr Verantwortung übernommen, als einem mittleren Manne zukomme. Der Kluge und Mächtige, der die Güte war, dies hieß es bleiben, oder ihr Vertrauen täuschen. Je fester ihr Vertrauen, um so schärfer sah er um sich die Drohungen, überreizt und nur darum nicht mehr sicher. Er beging geschäftliche Fehler, von denen gesagt ward, sie entsprängen einer Überschätzung seiner Kraft und Geltung. Dem Aufsichtsrat, der bereit gewesen wäre, ihm seine früheren Verdienste anzurechnen, begegnete er unverhältnismäßig schroff. Er ward entlassen.

Und eben jetzt nahte die Geburt eines zweiten Kindes. Konnte er der Frau sich offenbaren? Trotz vorhandenen Mitteln zum Weiterleben schien es höchst geboten, stillschweigend und ohne alle Beunruhigung eine andere Stellung anzunehmen, eine der Stellungen, die ihm gelegentlich angeboten waren und zweifellos zur Verfügung standen. Indessen zeigte es sich, daß sie dem, der die seine verloren hatte, keineswegs mehr zur Verfügung standen: nicht die, die größer waren als seine bisherige, höchstens die kleineren. Er lehnte kurzweg ab. Früher oder später fand sich doch alles, die richtige Sache, und die Menschen, die seiner gedachten. Erworbene Kraft ging nie verloren. . . Aber sie lag brach.

Jeden Morgen verließ er wie sonst das Haus, und während Frau und Kind ihn geborgen im Amt glaubten, ging er, wie mit zwanzig Jahren, auf der Fährte des Zufalls. Nur daß er sehr litt. Nicht allein die Enttäu-

schungen setzten ihm zu; er spürte, auch die Unregelmäßigkeit und das Umherirren entsprachen seinem Alter nicht. Der Augenblick kam, da sein Wille plötzlich nachließ. Es war in der Stadtbahn; um ihn her schien jeder gespannt und zielbewußt; nur er, eine sich mit hinstehlende Existenz, fuhr zu den Seinen heim, um sie nochmals zu belügen. Warum eigentlich? Man konnte gestehen, konnte nachgeben und es zulassen, daß auch die Frau ihren Teil der Last trug. War man denn allein? ... Aus seinen Augen drangen langsame, schwere Tränen, er sah kein Getriebe mehr, er dachte: ja, man sei allein. Man habe die Pflicht übernommen, diesen zwei Wesen zu beweisen, das Leben sei gerecht und man selbst unangreifbar. Zu ihnen kam bald nun ein drittes. Auf dem Spiel stand, gab er es auf, sie zu schonen, nicht weniger als ihr Leben.

Darauf begann er zu zweifeln an dem Wert seines eigenen. Das noch übrige Geld konnte ihnen irgendein Dasein begründen, wenn er fort war. Blieb er, ward es von dem uneingeschränkten Haushalt nutzlos verbraucht. Er konnte eine weite Reise vorgeben. Aber auf den Ausflügen, mit denen er jetzt die Tage verbrachte, sah er doch einst in ein Gewässer hinab, durchdrungen, er sei bestimmt, noch gründlicher zu verschwinden.

Ein Dampfer legte an. Er stieg ein und war unter Menschen, die des schönen Tages wegen über den See fuhren. Hatten sie etwa keine Sorgen? Wohl auch sie. Aber selbst die schlimmsten waren bedingt und fielen weg, entzogst du ihnen den Boden. Dort sieht eine Frau her, ganz so, als bemerkte sie, daß du noch stattlich bist, scharfe

elegante Züge und den besten Schneider hast. Sie selbst war hübsch, sehr gepflegt, und schien erfahren: eine Anziehung, unter diesen Umständen. Er folgte der unbefangenen Aufforderung ihres Blickes. Alles ging taktvoll und schnell vonstatten. Sie kehrten in einem verschwiegenen Landhotel ein. Färber machte die Entdeckung, daß es andere Ansichten vom Leben gab als die ihm gewohnten. Es war eine Wiederentdeckung; er fühlte sich auf einmal befreit von einem ungeahnten Gewicht und befähigt, alles hinter sich zu lassen. Er telegraphierte, daß er verreist sei, unbestimmt, wie lange.

Erst nach mehreren Tagen veranlaßte seine neue Gefährtin ihn zu größeren Ausgaben – stand aber sofort davon ab, als sie bemerkte, seine Mittel stockten. Eben an dieser Feststellung schien es ihr gelegen zu haben. Sie bewog ihn, sich auszusprechen, und sie selbst ward deutlicher. Er hatte sie halb geahnt, wie sie ihn; jetzt fanden sie einen gedämpfteren Ton, ließen von dem korrekten Idealbild, das sie einander vorgehalten hatten, einiges nach; – und Färber erfuhr, in dem Maß wie er selbst seine Lage preisgab, das Wesen der ihren. Sie lebte von Gelegenheiten auf Reisen, als anerkannte Begleiterin reicher Leute, wenn es sein konnte, sonst aber dennoch auf ihre Kosten. Als sie bis zu dem Geständnis eines Diebstahles ging, vollzog er ungewollt eine jähe innere Rückkehr in sein voriges Leben. So war alles verknüpft, hatte so werden sollen, und hierher führte es. Er sah in sich den natürlichen Gefährten der Hochstaplerin. Sie sah ihn dafür an, nie war es ihr eingefallen, ihn zu schädigen,

sie wollte ihn haben und mit sich führen, sie liebte ihn. In einer Wolke von Leidenschaft, war es ihre oder seine, besprachen sie die Flucht.

Was er noch besaß, sollte zurückbleiben für seine ehemalige Familie. Er hatte sich nur das Notwendigste beschafft und ging auf den Bahnhof, sie wartete schon: Da sprach einer ihn an, den er zuletzt vor seiner Entlassung gesehen hatte. „Denken Sie noch an unsere Sache?" Nein, eben an diese hatte Färber nie wieder gedacht. Auch gab sich der andere so unschlüssig noch wie damals, das Geschäft war wieder von der Wurzel ab zu erwägen. Als aber Färber, gehoben und angespannt wie der Augenblick ihn traf, nur eben angriff, war auch schon die Wirkung da. Er sah es vor Augen: Dies war zu machen. Nur festhalten, und alle Kraft unerbittlich in diese Viertelstunde! Nach ihrem Verlauf hatte er den andern vor einem Tisch mit Berechnungen, und nach zwei Stunden beim Notar. Indes jener den Vertrag unterschrieb, entsann Färber sich, den Blick entspannt, des abgegangenen Zuges, der Frau, die ihn suchte, und einer schon aufgegebenen Vergangenheit, in die er nun wieder Zutritt hatte, ehrbar und erfolgreich. Er erkannte, daß die letzte Zeit, mit der Hochstaplerin, seine Nervenkraft erneuert und ihn zu diesem hier ausgerüstet hatte. Er mußte ihr dankbar sein. Etwas fehlte ihm, hätte er sie versäumt. Aber gut war es, daß er, in einem letzten Gefühl von Zweifel, seinen richtigen Namen für sich behalten hatte. Fahr hin, dachte er, und ging heim.

Dort schlug ihm eine schwere Stille entgegen — und

dann ein Aufschrei. Seine Frau lag in den Wehen. Der Arzt, neben dem Bett, ließ ihn herankommen, schien es ihm, wie einen Eindringling. Er wich sogar noch ein Stück zurück vor ihm und sagte erst dann, was hier zu sagen war. Färber neigte sich und nahm die Hand seiner Frau. Ihre Lippen zitterten, aber es sprach nur ihr Blick. „Du allein, wenn es noch möglich wäre, würdest mich retten", sagte der Blick. „Du warst meine Kraft, mein Leben und mein Glück." Stumm antwortete er ihr, sie dürfe vertrauen, und durch Hand und Auge schickte er, ohne nachzulassen, seinen Willen in sie hinüber, indes sie verging oder sich bäumte, indes sie irr redete und wie sie Abschied nahm, während sie das Kind hervorbrachte, und noch als sie starb.

Da er nun sah, sein Wille hatte umsonst gekämpft, griff er plötzlich um sich, als wiche der Boden. In Kopf und Herz ein wildes Drunter und Drüber: „Das ist mein Werk, sie büßt für mich. Verraten von mir, ihrem einzigen Glauben, so sterben! Fast war ich schon Verbrecher — mein Gott!" Entsetzen, zusammenschlagend über ihm. Gerade sah er noch, daß der Arzt einen Schritt tat, um ihn aufzufangen, — da riß er sich zusammen. „Nein. Genug an dem. Mann bleiben, was immer geschehen ist." Wohl wahr, er hatte gedacht, es führte dahin, daß er auf und davon gehen solle mit einer Abenteurerin. Jetzt aber war es so gekommen, daß er hier helfen, retten und seine Pflicht tun sollte. Dies hatte nun die volle Macht des Schicksals, — und an wie wenig war es doch gehangen. Der Zufall regiert uns. Willst du leben, be-

reue ihn nicht, verantworte ihn! An dir, ihn zu wenden, bis er gut ist. Aus deinem rechtschaffenen Dasein, du weißt nicht wie, wird das Schlimmste. Und gerade dein äußerster Fehltritt macht dich fähig zum neuen Aufschwung.

Hiernach nahm er einen sanfteren Abschied von der Toten. Er versprach ihr zu handeln, als sei sie noch da. Jetzt konnte er weinen, linde Schmerzen des Selbstbedauerns. Sie war dahin, die letzte, die ihn noch jung gesehen hatte, die einzige, die ihn bei seinem Vornamen nannte. Das kam nicht wieder. Sie allein war ihm wahrhaft ergeben gewesen, war sein Geschöpf, weit mehr als die Kinder. Für die Kinder, wuchsen sie heran, war er ein alter Mann, ein Mensch mit Schwächen, die auszunützen, und einem Willen, der vielleicht zu bekämpfen war. Der Kritik seiner Kinder gewachsen bleiben, dies war künftig die Aufgabe. Sich halten. Seine Versprechungen halten.

Damit er nie wieder in die Gefahr komme, die Seinen im Stich zu lassen, schränkte er zuerst seine Lebenshaltung ein. Klein und umsichtig, mit einer inneren Bescheidenheit, die ihm längst nicht mehr bekannt war, ging er in eine Unternehmung hinein, verlor, und ward doch nur entschlossener und in seinem Gewissen fester. Er zwang den Erfolg dorthin, wo es kein Ausweichen mehr gab, — und vergingen auch die Jahre, eines Tages war er bezwungen. Gleichwohl durfte man ihm niemals ganz trauen. Des Erfolges war niemand sicher; sicher, so sagte er seinen Töchtern, müssen wir unser selbst und einander sein.

Er lag vor dem Einschlafen, ein Mann von fünfzig, und dachte an die beiden Kinder, an ihre Namen etwa, Rosa, den der Älteren, und den letzten armen Schönheitstraum der verstorbenen Mutter, den Namen der kleinen Liliane. Er dachte, Laut für Laut, ihre Namen durch und fand darin vorherbestimmt, was sie sein sollten, das besonnte, schön sich entfaltende Dasein der einen, und dann dies schwache, weiße Kind einer Sterbenden, süß und schmerzlich, wie Blumenduft von einem Grabhügel. Er besann ihre Haltung heute, als er eintrat, ihre klugen oder zärtlichen Worte, — und die letzte, angstvolle Vorstellung seines Wachens war es oft, er wäre damals am Scheideweg falsch gegangen, und sie hätten ihn nicht, die beiden, die nur ihn hatten. Waren sie denn jetzt gesichert? Noch immer nicht, falls er an einem Morgen nicht aufwachte. Doch schien es nicht vorgesehen, daß er ihnen verloren gehe. Er hatte nie gefühlt, daß ein Gott ihn ansehe; — vielleicht aber sah er auf einen Vater?

Man rechnet, sorgt, und schließt mit Genugtuung ein Jahr ab, das doch dahin ist; aber es hat die Aussteuer der Älteren abgerundet. Das dir entgleitet, ihr gibt dein Jahr noch Kraft. So fort, wir sind gewöhnt des sicheren Weges. Jedes Vertrauen, das unschuldigste der Kinder, diesmal haben wir es gerechtfertigt. Auf Zwischenfälle war man lange Zeit wohl gefaßt, nachgerade aber hat man so gut wie vergessen, wie sie aussehen könnten.

Färber war in seinem Geschäftszweig führend geworden und seine Tätigkeit ausgebreitet; er bemerkte erst allmählich, wie dies und jenes ihm aus der Hand fiel. Oder

ward es genommen? Ein Mitbewerber, von einiger Großzügigkeit gleich anfangs, trat vollends hervor. Ja, immer dieser, und nie anders als gegen mich. War das noch Zufall? Färber kam dahinter, daß seine Kundenlisten durch Verrat an jenen Lanz gelangt waren, — und der nutzte sie aus, als seien sie das, worauf er sein Dasein gründe. Es kam dahin, daß Färber sich fragte, bin ich verfolgungswahnsinnig, oder —. Das Oder, vom Schrecken starr, flüsterte in ihm: Werde ich alt? Und eines Tages, er hatte ein eigenes Unterlassen erkannt, das vor ihm der Gegner erkannt hatte, sank er an seinem Tisch hin, und den Kopf tief auf der Brust erblickte er es zum erstenmal, daß er in Wahrheit alt sei und darum ausersehen von einem jungen Feind, nur Feind weil jung, — aufgespürt von ihm, angeschossen wohl schon, und gehetzt, von nun an immer gehetzt, bis in den Ruin, bis in den Tod.

Eine kurze Spanne hielt sein Atem an, ihm war es, auch sein Herz, und kalt in der Stirn, nahm er ganz still hin, was kam. Er sah in diesen Sekunden das Bild des Feindes, schwarz und bleich, gewandt, gut angezogen, wie es lächelnd vorüberging, — und von drüben nahte Rosa, achtzehnjährig, sanft, gütig und unwissend. Eine Jugend so im Recht wie die andere, aber die eine schlechter beschützt. Waltendes Erdengesetz.

Dann ermannte er sich wohl und gedachte des Kämpfenmüssens. Aber zum erstenmal war er, wo es einen Schlag galt, seiner nicht sicher. Was ihn unsicher machte, war dies. In jener Erscheinung, vorhin am stillen Tisch,

hatte nicht nur der Feind gelächelt, auch Rosa. Sie kannten sich, er wußte nicht, ob im Leben, aber ihrer beider Jugend kannte sich — über ihn hinweg, trotz aller Unschuld seiner Tochter. Er sah fort, als dieser Lanz auf der Straße grüßen wollte, und er sagte zu Rosa: „Das ist ein unvornehmer Kaufmann." — Sie erwiderte: „Ach! Wir hatten Tanzstunden zusammen." Das war es, was ihn zum Besiegten machte von vornherein! Der, der ihn zur Strecke bringen wollte, mit seinem Kind war er in die Tanzstunde gegangen. Im Gesicht Jugendreinheit, und war doch ein bedenkenloser Mächler. Lebte lustig, ließ Geld springen, genoß sozusagen schon Geltung in einem Alter, wo unsereiner nichts hatte als einen Arbeitskittel — und machte nebenbei süße Augen für die Tochter seines Feindes. Denn Feindschaft wog ihm so leicht wie das übrige. Er war hassenswert, vom Vorteil zu schweigen, durch sein Wesen selbst. Er war aus dem neuen leichten Geschlecht der Erben: Erben auch ohne Geld. Rasch und unsolid kamen die daher, schufen nichts, nutzten nur aus; — aber ihr Kampf, der ein leichtfertiges Spiel war, brachte sie dennoch an die Stelle derer, die gearbeitet hatten, ohne rechts oder links zu sehen ... Denn der bald Sechzigjährige vergaß vieles beim Anblick des Fünfundzwanzigjährigen.

Was tun? Wenn Rosa den Gruß dennoch erwiderte — heimlich, und wohl mit etwas Selbstüberwindung, aber sie erwiderte ihn, was tun? Sollte der Vater ihr dann eingestehen, wie es stand und daß das Seine und Ihre täglich dahinschwand zu dem da? Ihr eingestehen,

daß er schwach war? O doppelte Ohnmacht, nicht aufhalten können das Verderben, und auch nicht sprechen dürfen! Vielleicht war sein Kind schon nicht mehr würdig, daß er sprach; wußte alles und hielt es mit dem Feind. Umsonst würde er es bei ihr aufgenommen haben mit dem Jungen. Er fing an, mißtrauisch Rosa nachzusehen, wenn sie ging, und ihrem Gesicht nicht zu glauben. Ward es davon etwa traurig? Mochte denn auch sie fühlen, wie es tat, verlassen zu werden! Kaum verbarg er ihr noch, wie viel näher ihm seine Jüngste war, Liliane, das leise Kind der Sterbenden. Als sie starb, war sie seine, des Alten, wahre Gefährtin gewesen, und sein wahres Kind war Liliane. Die eine behüten, die ihm noch blieb!

Er sorgte sich um ihr Leben, — und ihre Zukunft sicher zu stellen, war alles was er noch verlangte und unternahm, bevor es denn mit ihm zum Äußersten kam. Kein Zweifel mehr, daß es dahin kam. Noch einmal und in einem Alter, wo es kein Wiederaufstehen gab, sollte er zu Fall kommen. Die Schläge, die ihn trafen, wurden heftiger, wurden unentrinnbar. Keine Gewandtheit und Spannkraft mehr, auf die er pochen durfte. Nur noch stillhalten und vor dem Entsetzen die Augen schließen.

So stand er eines Tages in dem halb dunkeln Vorraum seines Eßzimmers, hatte die Augen geschlossen und nach einem Tisch gegriffen. Das Geschirr darauf klapperte, sie hörten es wohl drinnen. Dennoch verging eine Weile, bis jemand die Tür öffnete. Rosa war es. Er hatte sie nicht erwartet, sein Arm zuckte, als sie ihn nahm.

„Du weißt wohl nicht, daß wir schon essen?" sagte sie, und führte ihn hinein. Obwohl sie munter sein wollte, verbarg sie ihren Blick. Schämte sie sich für ihn? Für sich? Für dies Leben, das nun das ihre war? Plötzlich erinnerte er sich, als sei es gestern gewesen, seines Eintretens in das Eßzimmer, als Rosa klein war und ihre Mutter noch mit am Tisch saß. Er kam durch die große Tür, schnell und freudig, mit einer Miene voll guter Gaben, und sie streckten vertrauend die Hände hin, baten lächelnd und lachten dankbar. „Wohin habe ich es kommen lassen!" dachte er, tief erschrocken. „In so kurzer Zeit!" Er strich der kleinen Liliane über die Haare, und zu Rosa sagte er vertraulich und leichthin: „Du darfst dich nicht wundern. Im Leben eines Mannes, der viel arbeitet, kommen matte Zeiten vor. Ihr werdet mich wieder anders sehen."

Er fühlte: Ah! Nein! — und als er nachher allein war, immer wieder: Ah! Nein! So sollte dies nicht verlaufen. Die neue Jugend dachte sich die Dinge denn doch zu glatt, ihre Opfer zu widerstandslos. „Ihr kennt mich nicht, ihr sollt mich kennenlernen!" Auf einmal sah er alles unerwartet leicht und klar: denn die Hoffnung war aufgewacht, er könnte sein Kind wieder für sich gewinnen.

Er fand: So war es zu machen. Ein Plan wie dieser rechnete mit allen Eigenschaften des Gegners. Keine Falle, in die er, wie er war, nicht tappen mußte. Färber, am stillen Tisch, lächelte in sich hinein. Er empfand sich als den klugen alten Kriegselephanten, der den Rüssel

aufstellt, bevor er die Dschungel betritt. Der junge Tiger pürscht sich heran. Aussehen, als merke man nichts. Springt er? Er springt; — und der Rüssel fällt und zerbricht ihm den Schädel. „Auch wir Alten haben unsere Stärke. Es ist nicht der Ansturm mehr und nicht mehr der leichte Griff. Aber es ist die erfahrene Einsicht und die List."

Das Geschäft, das ein Schicksal sein sollte, ward langsam angelegt, mit Geduld und Weitblick — scheinbar in großer Furcht vor Mitwissern, aber für Spalten war gesorgt, an denen der Feind horchen und sich aufregen konnte. Was war er denn? Ein Nachtreter, immer auf der Suche nach einträglichen Plagiaten, immer bereit, mit Methoden, die ohne Selbstachtung waren, der ehrlichen Leistung eines andern seinen schnellfertigen Pofel unterzuschieben. Darum nur zögern, zurückschrecken, schwerfällig tun: den Horcher reizen, bis er dich überrennt und als Halsbrecher in eine Sache hineingeht, die deiner größten Vorsicht wert war. Jetzt noch Ertapptsein heucheln, greisenhafte Wut und kopfloses Nachdrängen, — bis er im Radwerk hängt und nie mehr entrinnt.

Wie verhält sich hier so einer? Er denkt sich ablösen zu lassen von dem andern, er hält ihn für dumm, ihn, der ihn restlos ausgerechnet und Schritt für Schritt gelenkt hat. Diese Art hält alle für dumm; daher ihr früher Sieg wie ihr vorzeitiges Ende ... Er ist fällig nun, sogleich muß er da sein. Färber sah aus dem Fenster: Da kam er. Munter und seiner Sache getrost führte er

sich ein und legte los. Reden lassen! Die Stichworte geben, vermittelst kleiner harmloser Fragen, die in dem andern ein Loch aufrissen, eine Lücke in seiner törichten Selbstsicherheit, — und jetzt, seine Samtaugen verrieten es, tat er den ersten Blick in die ganze Tiefe seiner Trostlosigkeit.

Dies war der Zeitpunkt. Färber stand auf. Der erwartete Zeitpunkt der Abrechnung. Zurücktretend sah er zu, wie der dort vollends begriff und erstarrte. Erst als er ihn hilflos bat, doch zu sprechen, sprach er, um ihm zu sagen, daß er verloren sei, und er selbst habe es gewußt und gewollt.

„Sie täuschen sich über das Leben", sagte er mit einer Stimme, hart vom Richten. „Wie Sie es sich denken, wäre es zu leicht für Menschenverächter ohne Gewissen und für geistlose Gewaltverüber. Ich habe vieles gesehen, vieles erkannt. Die Schamlosigkeit Ihrer Verfolgung hat mich zuletzt noch das Beste erkennen lassen. Eine Sache, die, wie Ihre, auf Enteignung und Vernichtung gestellt ist, bricht endlich zusammen, das ist vorgesehen."

Aber anstatt jener dort fühlte Färber selbst sich niedergebeugt, wie von großer Vergeblichkeit, und stützte sich auf den Tisch. Nur weil er sie sich vorgenommen hatte, sagte er noch einige Sätze, aber seine Stimme, schien es ihm, verlor die Tragkraft.

„Um die Jugend wird man sonst beneidet, Sie aber sind, Gott sei Dank, nicht zu beneiden. Sie lernen mit fünfundzwanzig Jahren schon eine Lage kennen, daß Sie

mit sechzig sich nicht einmal mehr wundern können, wenn Sie dastehen wie jetzt und flehen. Und um dann, mit sechzig, noch wieder loszukommen," sagte er und verhielt mühsam ein Aufschluchzen, „muß Einer stärker sein als Sie."

Der bleiche junge Mensch dort lächelte, betreten und spöttisch, — was Färber plötzlich außer sich brachte. Er wisse noch einen Grund, sagte Lanz, noch einen Grund für Färber zur Nachsicht. Es sei ein außergeschäftlicher... Da wies Färber ihm die Tür.

Der prüfte ihn leichthin von unten, ob wirklich nichts zu machen sei, und dann wand er sich wohl, einigermaßen auf den Mund geschlagen, durch die Möbel nach der Tür; aber kaum darunter, klapste er sich auf den Cylinder, und seine Hüften schaukelten schon wieder, wie er abging, — indes Färber mit arbeitender Brust es fühlte, daß nichts in der Welt ihn rächen könne an dem da. Denn der war kein Vater, und war kein wirklicher Mann, weil er von Recht und Unrecht nichts wußte. Er ging nur ab, wenn die letzte Frechheit gesagt war — und was für eine! Und auf irgend einer anderen Seite fand er wohl wieder Zutritt in das rohe Vergnügungslokal, das für seinesgleichen das Leben war.

Färber gewann dort, wo jener gescheitert war, eroberte alle Stellungen zurück, die der Geschlagene, Verschwundene hinterließ, und zu Rosa sagte er: „Dein Vater hat gehalten, was er Dir versprochen hatte." Dabei aber suchte er angstvoll in ihrer Miene. War sie nicht im Einverständnis mit dem Verschwundenen und mit seinem

letzten, nicht beendeten Versuch, sich anzuklammern? Er sah nichts. Was ließ sich auch sehen, das er nicht hineinspiegelte, erfüllt wie er war mit der Erinnerung an etwas Unheilvolles, an furchtbare Zusammenhänge und einen ganz vergeblichen Sieg. Sogar die kleine Liliane blieb unfroh, als er ihnen ankündigte, es sei Zeit, die Koffer zu packen für die Sommerreise.

An der Bahn, gereizt und unbeherrscht, wie man leider nun war, hatte man sogleich einen Streit um die belegten Plätze. Hier lag das Gepäck widerrechtlich entfernt von der Bank, und dort standen die Töchter und warteten, daß man ihnen gegen die Mitreisenden ihr Recht verschaffe. Behaupte dich, du darfst nicht müde sein! Und lachen, wo die Welt nicht mitlacht? Das will viel Kraft. Als sie aber saßen und die Räder sich schon drehten, sagte Liliane: „Herr Lanz kommt;" — und in der Stimme des Kindes dieser Schrecken und dies Geheimnis! Rosa sah aus dem Fenster.

Dann wirklich drang er ein, fuhr, den Hut im Nacken, mit den Augen über den Raum und die vier Bänke hin, mußte doch bemerken, daß auch dahinten ein Platz freistand, — aber gerade neben Rosa setzte er sich. Sie sah weiter aus dem Fenster. Der junge Mann seinerseits hatte keinen Gruß für Färber. Nach einer Weile stand sie auf und trat in den Seitengang. Lanz rückte sofort auf ihren Platz und riß das Fenster herab. Gegenüber der kleinen Liliane warf der Wind den Hut vom Kopf. Färber zog schweigend das Fenster wieder hinauf. Nach einer Minute wiederholte der andere seine Bewegung,

und dann Färber die seine, beide schweigend. Als Lanz zum drittenmal den Arm ausstreckte, sagte Färber stark, aber mit Beben: „Ich ersuche Sie, das Kind nicht länger dem Zug auszusetzen. Es ist nicht zu warm hier."

Das sei Ansichtssache, sagte Lanz hell, — und da die Hand Färbers ihm in den Arm fiel, schlug er nach der Hand. Färber stand auf, umklammerte den Zugriemen des Fensters und zeigte den Mitreisenden sein vergrämtes Gesicht, das verbissenen Zorn preisgab, sein altes Gesicht. Sie murrten. Lanz wendete ihnen sein junges zu und rief hell:

„Der Herr glaubt, alles geht nach ihm."

„Das hat er schon vorhin geglaubt", riefen die, die mit ihrem Gepäck hatten abziehen müssen. Ein Unbeteiligter sagte kräftig:

„Nervöse Bureaukraten sollen allein reisen."

Die kleine Liliane zog sich zusammen auf ihrem Sitz und weinte still. Rosa im Seitengang wandte sich nicht her. Und der Vater stand da, ganz Spannung und Beben: Dein Kind verteidigen und nicht sinken in seiner Achtung! Stand, als gehe, weil er endlich schwach genug sei, das Letzte dahin, stand am Pranger mit seinem Herzen.

Der junge Lanz zuckte die Achseln und setzte sich wieder. Ringsumher besprach man den Zwischenfall, ohne Rücksicht darauf, daß Färber und die Seinen zuhörten. Er sah sich wehrlos und empfand, wie noch nie, unter dieser albernen Niederlage die letzte Nutzlosigkeit der Dinge. Der Mund füllte sich mit Bitterkeit, die Hand am Fensterriemen ward schlaff. Kaum daß sie herabglitt,

griff Lanz schon zu und öffnete. Färber nahm Liliane bei der Hand, rief sanft nach Rosa und führte beide in den Speisewagen. Hinter ihnen ward gelacht. Das Lachen des Lanz drang durch, es klang nach einem Automaten, trotz allem Haß.

Die Mittagsstunde kam, im Speisewagen war schon alles besetzt, nur am Tisch Färbers wartete der vierte Platz – auf wen? Lanz fehlte. Färber sah es im Spiegel, wie er eintrat. Er sah auch die gequälten Gesichter seiner Töchter und dachte auffahrend: „Wenn er sich hersetzt – !" Aber dem Menschen stand es zu deutlich in der Miene, was er sich wünschte. Färber bezwang sich. „Ich habe kein Recht, die Kinder auch dies noch sehen zu lassen. Es gab eine Zeit, da stand ich zwischen ihnen und allen Feinden." Und aufstöhnend im Lärmen der Räder: „Nimmt die Verfolgung denn nie ein Ende?"

Lanz inzwischen hatte Champagner bestellt, trank hastig und schnitt Gesichter, als unterhielte er sich lebhaft mit sich selbst. Einmal, Färber sah es im Spiegel, ließ er einen Blick zu Rosa gleiten und bewegte merklich das Glas gegen sie. Sie sah aus dem Fenster, und Lanz glich wieder sorglos in die Luft. Nach dem Essen ging er hinüber zu den Rauchern. Färber blieb sitzen und sagte den Mädchen, welche schönen Wochen sie haben würden im Wald und an den Hügeln. Und öfter dann, sagte er. Denn jetzt, jetzt sehe er freien Weg vor sich und die Aussicht sich zurückzuziehen und ganz mit ihnen zu sein. Er sagte ihnen mehr, als er je gesagt hatte.

Erst als der Zug ihr Ziel erreichte, standen sie auf.

Färber ließ sich Zeit mit Trägern und Koffern, schon gefaßt darauf, auch der Verfolger werde aussteigen. Dort sprang er grade hinab, ganz ohne Gepäck, verwunderlicherweise. „Wir gehen durch den Wald, das wird uns erfrischen", sagte Färber, besorgt wegen eines neuen Zusammentreffens im Omnibus. So betraten sie, indes vom Himmel Tropfen fielen, das niedrige Gewölbe der Buchen.

Moderig roch es in der feuchten Luft, denn der Grund weithin war überhäuft mit altem Laub. Sie gingen auf ihrem Weg, oben zwischen den Hängen, in einer drückenden Stille. Die kleine Liliane, voran, versuchte ein Lied zu singen, brach aber gleich ab und tat eine flüchtende Bewegung zur Schwester. Färber ging hinter ihnen und sann darauf, sie heiter zu machen. Da fiel ein Schuß.

Es war dahinten, dort unten! Auf jener Seite! Nein hier, du siehst doch den Rauch . . . Und noch immer standen sie. „Ein Jäger," sagte Färber und reckte jäh den Arm aus. „Dort läuft ein Reh!" Rosa stieg, ohne zu antworten, vom Weg hinab. Darauf stieg auch Färber und überholte sie. Watend durch Vertiefungen voll fauliger Laubmassen, heraushastend und endlich doch nur als Schleichende kamen sie hin. Färber räumte Laub fort von der Brust des Gefallenen, von seinem Gesicht; so tief war er versunken. „Mußte dies sein!" dachte er. „Wie ein Tier im Dickicht!" Hinter ihm Rosa weinte auf:

„Hätte ich das gewußt!"

Da beugte Färber sein Gesicht bis in seine Hände.

„Ich selbst könnte so daliegen", murmelte er flehend.

Die kleine Liliane war nachgekommen. Sobald sie sah, blieb sie stehen und schrie, schrie. Rosa nahm sie beim Arm, dann holte sie Färber. „Noch nicht", bat er und sank auf einen Baumstumpf. Da war er, jenseits eines letzten Schleiers, der gnädig noch beschönigt hatte was ist, allein mit seiner Wirklichkeit: daß wir vergeblich Unrecht üben, zur eigenen Qual einander Feinde sein und unbekannt jeder jedem, uns töten müssen.

„Was hätte ich tun sollen", fragte er hilflos. Rosa umarmte seinen Kopf.

„Armer Vater!"

Und seine Hand, die sich trostlos öffnete, ward unversehens liebkost von der ahnungsvollen der kleinen Liliane.

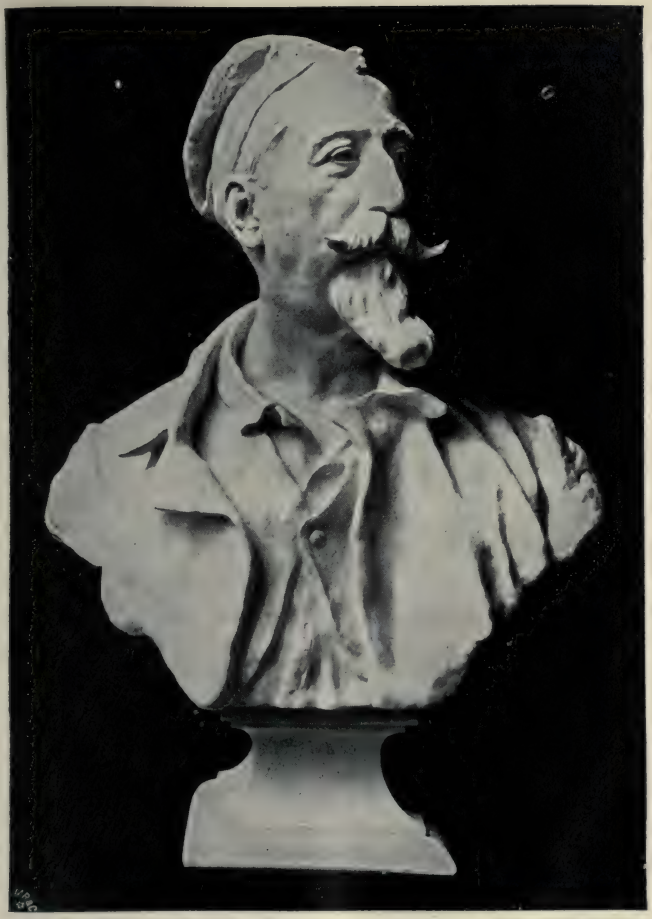
Er stand auf. Er sah noch einmal zu dem jungen Gesicht des Toten hin, — und ihm ins Gesicht, als wären nicht zwischen ihnen das Leben und der Tod, beide mit ihren Verboten, ins Gesicht ihm sagte er:

„Mein Sohn!"

Georg Brandes: Anatole France

Der wahre Schriftsteller ist daran zu erkennen, daß man, sobald man nur eine Seite von ihm vor sich hat, darin mindestens *einen* Satz oder eine Wendung findet, die nur er geschrieben haben kann.

Man nehme folgenden Satz: Falls man diesem friedlichen Seelsorger Glauben schenken darf, so können wir



Anatole France
Büste von Lavergne

der göttlichen Güte gar nicht entwischen, und wir kommen alle ins Paradies — es sei denn, daß es kein Paradies gäbe, was überaus wahrscheinlich ist.

Dieser Satz handelt von Renan, er muß von einem Lehrlinge Renans sein, dessen Scherz vielleicht ein wenig freier ist als der des Meisters. Mehr läßt sich nicht sagen.

Oder man nehme diesen: Sie war die Witwe von vier Männern — ein fürchterliches Frauenzimmer, dem man alles zutraute, außer geliebt zu haben, deshalb geehrt und geachtet. — Es gibt nur einen Mann, der ihn geschrieben haben kann. Er beweist in scherzendem Tone, daß die Gesellschaft der Frau alles verzeiht, außer einer Leidenschaft, teilt dem Leser diese Beobachtung vorübergehend, wie durch einen flüchtigen Anstoß, mit.

Oder diesen Satz: Wir sollen die Natur nicht lieben, sie ist nicht liebenswürdig, sie auch nicht hassen, sie verdient keinen Haß. Sie ist alles. Es ist eine große Last, alles zu sein. Es macht fürchterlich schwer und unbeholfen.

Es gibt nur einen, der die Natur wegen ihrer Gleichgültigkeit gegen uns Menschen mit der Wendung entschuldigen würde: Es ist eine große Last, alles zu sein.

Man lese folgenden Passus: Es ist ein wahres Elend, zu denken, Gott bewahre dich davor, mein Sohn, wie er seine größten Heiligen davor bewahrt hat, sowie die Geister, die er mit besonderer Zärtlichkeit geliebt und für die ewige Seligkeit bestimmt hat.

Es ist ein Abt, der so spricht, und der ohne einen Schimmer von Ironie spricht. Die Ironie hat hier

doppelte Auszugsröhren. Man spürt das Lächeln des Verfassers hinter dem Ernst des Abtes.

Er ist in seiner Ironie kernig wie wenige. Er sagt: Cicero war in politischen Dingen ein Gemäßigter der gewaltsamsten Art.

Er ist in seiner Satire malerisch wie wenige. — Wir anderen haben die Wendung gebraucht: „Gleichheit vor dem Gesetz, das heißt: vor den Gesetzen, die die Wohlhabenden für die Armen und Männer für Frauen erlassen haben." Wir anderen haben behauptet, daß das Gerechtigkeitsideal eine nach der Verschiedenheit der einzelnen abgemessene durchgeführte Ungleichheit vor dem Gesetz sein müsse. Wir anderen haben gesagt: Wenn die Ungleichheit schon im Gesetz steckt, wo bleibt da die Gleichheit?

Aber wenn man liest: Das Gesetz verbietet in seiner majestätischen Gleichheit den Reichen wie den Armen, unter den Brücken zu schlafen, auf den Straßen zu betteln und Brot zu stehlen — so gibt es nur Einen Mann, der dies geschrieben haben kann.

Dieser Eine Mann ist Anatole France. Auffallend in diesem Stil ist die Ironie; sie verrät ihn als geistigen Nachkommen Renans. Doch die Ironie Frances ist trotz der Verwandtschaft eine ganz andere. Renan spricht als historischer oder kritischer Schriftsteller stets im eigenen Namen, und man hört aus den erdichteten Personen in seinen philosophischen Schauspielen, noch mehr aus denen in seinen philosophischen Dialogen, unmittelbar ihn selbst heraus. Die Ironie Frances verbirgt sich hin-

ter Treuherzigkeit. Renan vermummt sich, France verwandelt sich. Er schreibt von Anschauungen aus, die seinen eigenen gerade entgegengesetzt sind, altchristlichen oder mittelalterlich katholischen Anschauungen — und durch das Gesagte versteht man, was er meint.

Andere Schriftsteller können ebenso witzig, ebenso ironisch fein sein oder scheinen — sie gleichen ihm doch nicht. Es ist, wie wenn man in dem besten Porzellangeschäft ein Stück aus einer anderen Fabrik mitbringt, ebenso fehlerlos, ebenso schön dekoriert; dann wiegt die verkaufende Dame es in der Hand, sieht es an und sagt: Das ist eine andere Masse.

Wenn von France die Rede ist, dann kann man lange suchen, ehe man eine Masse findet, die jener gleichwertig ist, deren Herstellung ihm nach einer Arbeit von sechsunddreißig Jahren gelungen ist.

Anatole France ist nicht mehr jung, aber seine Berühmtheit ist ziemlich neu. Am 16. April 1904 wurde er 60 Jahre alt; doch kann man ihn wohl erst seit elf Jahren berühmt nennen.

Er beginnt als ganz junger Mann kleine literarhistorische Essays und schöne Gedichte zu schreiben, aber er ist 37 Jahre alt, als man zum ersten Male auf ihn, auf eine unschuldige Erzählung ‚Le crime de Sylvestre Bonnard' achtet, und es dauert bis zu dem Jahre 1892—93, ehe er seine Originalität beweist.

Wenn er lange im Schatten gestanden hat, so beruht es zunächst darauf, daß seine Entwicklung zur vollen Eigenart langsam vor sich ging. Er ermangelte des Mu-

tes, ganz er selbst zu sein, brauchte Aufmunterung von außen her.

Sodann beruht es darauf, daß große erzählende Talente, die jetzt verschwunden sind, den Vordergrund einnahmen. Erzähler wie Maupassant, Daudet, Zola — darauf, daß Talente wie Bourget und Huysmans zum Klerikalismus, Talente wie Jules Lemaître zum Nationalismus, Talente wie Hervieu zum Theater abschwenkten. Nicht zum wenigsten darauf, daß der große Stilkünstler fortgegangen ist, dessen Erbe er war: Ernest Renan.

Erst als dieser feine Zweifler und begeisterte Gedankenfromme, in dessen Spuren er wandelte, und erst als die fruchtbaren üppigen Dichter verstummt waren, deren Bücher das meiste Aufsehen erregten, war der Platz um den Baum des Wissens, den er gepflanzt hatte, derartig aufgeräumt, daß die Sonne darauf fallen und der Baum von allen Seiten sichtbar werden konnte.

Jene anderen Franzosen stammten aus den Provinzen: Daudet und Zola aus der Provence, Maupassant aus der Normandie, Renan aus der Bretagne, Hervieu aus Neuilly, Bourget aus Amiens; Huysmans war niederländischer Abstammung. France, dessen ganzer Guß zarter und schon von Anfang an weniger fest war als der der Provenzalen und Normannen, ist geborener Pariser und trägt das Gepräge eines solchen.

Sein Meister Renan wurde erst Pariser, als sein Leben zu Ende ging, als er nicht mehr das Gepräge des Bretagners trug und nicht mehr der Lehrling der Deutschen war. — France war von Anbeginn an Pariser.

Licht und Luft von Paris waren ursprünglich seine Lebensluft, der Garten der „Luxembourg" war für ihn Frankreichs Natur und die Straße seine Erziehungsanstalt. Er hat als Kind im Quartier latin die Mädchen Milch und die Arbeitsmänner Kohlen in jedermanns Tür tragen sehen. Er ist ein gründlicher Kenner der Pariser Handwerker und Krämer.

Die Fenster der Papierhändler haben durch ihre Bilder seine Blicke gefesselt, und er hat seinen ersten Unterricht erhalten, indem er in den Kisten der armen „fliegenden" Buchhändler an den Bollwerken der Seine blätterte.

Er selbst war der Sohn eines solchen armen Buchhändlers oder vielleicht Buchhandlungsgehilfen. Er ist geboren in einer Buchhandlung, erzogen zwischen alten klugen Büchern, geheimnisvollen Erinnerungen an ein Leben, das nicht mehr existierte. Er hat daraus gelernt, wie flüchtig das Dasein ist, wie wenig von der Arbeit eines Geschlechts übrig bleibt, und dies hat ihm eine Grundsumme von Trauer, Sanftmut und Mitleid eingeflößt.

Es ist außerordentlich, wieviel kleine Buchhandlungsläden er beschrieben hat, in Paris wie außerhalb Paris', die Bücher in ihnen, die Besuchenden und die Gespräche, die geführt werden. Immer wieder hat er bei den braven fliegenden Buchhändlern an den Ufern der Seine verweilt — die jetzt in ihm ihren Schutzgeist erblicken — bei ihrem erbärmlichen Dasein, wie sie in Kälte und Regen dastehen, selten etwas verkaufend.

Uns, denen keiner der heutigen Franzosen dermaßen französisch vorkommt wie Anatole France — denn er trägt in sich die ganze Überlieferung von den Erzählern des Mittelalters über Montaigne bis zu Voltaire — uns wundert es nicht, daß er kühn den Namen seines Vaterlandes an Stelle seines eigenen angenommen hat. Aber France war auch der Vorname seines bescheidenen Vaters — er hieß France Thibaut. Für die kleinen Leute in der von ihm bewohnten Straße, der Allee Villa Said, ist er jedoch nicht France. Der kleine Mann nennt ihn Monsieur Anatole.

Die Strandstraßen der Seine leben immer in seinem Gedächtnis. Irgendwo sagt er: „Ich bin erzogen auf diesem Quai, zwischen Büchern von demütigen und schlichten Menschen, an die ich allein noch denke. Wenn ich nicht mehr bin, so wird es sein, als hätten sie nie existiert."

Er nennt an einer anderen Stelle diese Uferstraßen das Adoptivvaterland aller Menschen mit Gedanken und Geschmack.

Er sagt an einer dritten Stelle: „Ich bin erzogen worden an den Bollwerken, wo die alten Bücher sich mit der Landschaft mischen. Die Seine entzückte mich ... Ich bewunderte den Fluß, der am Tage den Himmel widerspiegelte und Boote trug, nachts sich mit Edelsteinen und leuchtenden Blumen bedeckte."

Ein Bücherfreund war und blieb er.

Einer der Züge, die den Leser von Frances Werken zuerst in Erstaunen versetzen, ist diese bei einem Roman-

und Novellendichter ganz ungewöhnliche literarische Bildung und die Art dieser Bildung. Wir sind bei französischen Schriftstellern gewöhnt an die Ungelehrten, deren Bildung nur französisch ist, an die Zöglinge der Normalschule, deren Bildung einseitig klassisch ist, und an die Gelehrten, deren Bildung europäisch ist. Doch France besitzt eine reiche volle Bildung, erworben in einem Europa, von dem die germanischen Völker ausgeschlossen sind. Er kann weder Englisch noch Deutsch. Das ist der Hauptgegensatz zwischen seiner Bildung und der Renans. Aber man vermißt es bei ihm nicht wie bei anderen.

Renan war morgenländischer Philologe, die semitischen Sprachen waren sein Feld, deutsche Wissenschaft hatte seinen Geist genährt. Was France gründlich kennt, das ist das lateinische und griechische Altertum, aber auch die lateinische und italienische Literatur des Mittelalters. Deshalb ist er — nebenbei bemerkt — ein eifriger Verteidiger der klassischen Schulbildung. „Ich hege", sagt er irgendwo, „eine verzweifelte Liebe zu den lateinischen Studien. Ohne sie ist es mit der Schönheit des französischen Genius aus. Wir sind Lateiner. Die Milch der Wölfin ist der beste Teil unseres Blutes."

Womit er sich besonders vertraut gemacht hat, das ist die Gärungszeit, als das Christentum mit dem Heidentum in den antiken Gemütern kämpfte, sodann die ganze christliche Sagenwelt, deren Legenden er mit Treuherzigkeit und gut verhohlener Ironie wiederzugeben weiß, endlich die italienische und besonders die französische Geschichte der Vergangenheit, von der Zeit Cäsars bis

zum 18. Jahrhundert, dessen Anfang in seiner ‚Reine Pédauque' lebt.

Sehr häufig beschäftigt seine Kunst sich mit religiösen Stimmungen und Zuständen. Und hier ist der Gegensatz zu Renan am schärfsten. Denn während dessen Gemüt stets religiös bewegt, seine Ausdrucksweise oft salbungsvoll war, ist France in der Behandlung religiöser Stoffe trotz der scheinbaren Ehrfurcht im tiefsten Innern so nüchtern wie Voltaire.

Zu diesen Bildern aus der Vergangenheit haben sich auf seiner letzten Entwicklungsstufe Bilder aus dem heutigen Frankreich gesellt, überdies mit Porträts von Personen, die noch vor kurzer Zeit das Gesprächsthema bildeten, wie Verlaine oder Esterhazy.

Doch es ist nicht das moderne Leben, das seine dichterische und persönliche Vorliebe besitzt. Eines Tages, als er einem Besucher seine Bücher zeigte und dieser sich darüber wunderte, daß es nicht mehr und keine modernen unter ihnen wären, sagte France:

Ich habe keine modernen Bücher, behalte die nicht, die ich bekomme; ich sende sie an einen Freund auf dem Lande weiter. (Der Freund auf dem Lande dürfte nach französischer Sitte einer jenen kleinen Buchhändler an der Seine sein, die France so gut kennt.) — Aber machen Sie sich nichts daraus, sie kennenzulernen? — Meine Zeitgenossen, nein! Was sie mir erzählen können, weiß ich selbst ebensogut. Ich lerne mehr von Petronius als von Mendès. —

Deshalb ließ France sich gewiß auch nur halb wider-

strebend darauf ein, eine Reihe von Jahren hindurch im Feuilleton des „Temps" als Kritiker die Schöpfungen seiner Zeitgenossen zu besprechen. Die vier Bände, in denen er seine Artikel gesammelt hat, sind jedoch außerordentlich unterhaltend. France behauptet hier von Anfang bis zu Ende, daß der Kritiker nie eine sachliche, sondern nur persönliche Kritik liefern könne, nie etwas anderes als sich selbst darzustellen vermöchte, daß es also, wenn er von Horaz oder Shakespeare spreche, nur bedeute, daß er anläßlich Horaz' oder Shakespeares von sich selbst spreche.

France sprach also stets von sich selbst: „Ich hoffe, daß wenn ich von mir spreche, jeder an sich denkt." France gab als Kritiker seine persönlichen Eindrücke wieder und erzählte gern Geschichten, meist Ereignisse aus seiner Kindheit oder frühen Jugend, die diese seine Eindrücke beleuchteten und erklärten. Ein Kritiker in strengerem Sinne war er nicht, und als seine Bücher größeren Absatz zu finden begannen, hörte er mit der Kritik auf. Aber nichtsdestoweniger sind seine Aussprüche in diesen vier Bänden höchst bezeichnend für seine Persönlichkeit, verraten deren Geist, deren Begrenzung und deren Vorurteile — Vorurteile, die er allmählich gesprengt hat.

Der Freund, dem France antwortete: „Ich habe keine modernen Bücher in meinem Hause", fragte lächelnd: Nicht einmal Ihre eigenen? Nein, antwortete France: was man selbst gebaut hat, — wäre es auch ein Palast — ist einem so bekannt, daß man den Anblick davon nicht erträgt. Ich könnte es nicht aushalten, meine

Bücher in meinen Händen zu haben. Was sollte ich mit ihnen?

Wiederholungen vermeiden.

Ich wiederhole mich deshalb auch beständig, antwortete France.

Das ist leider wahr — es ist eine der Lieblingssünden dieses Schriftstellers. Allzuoft kehrt bei ihm derselbe Gedanke fast mit denselben Worten wieder, zuweilen wiederholt er sich von einem Buche zum anderen, Seite für Seite.

Ein wie treues Selbstporträt France in der Person des Bildhauers in der ‚Roten Lilie' gegeben hat, kann man mit Bezug auf seine angeführte Antwort ersehen, wenn man sie mit folgender Stelle vergleicht: Frau Martin-Bellème sagt: „Ich sehe keine von deinen eigenen Arbeiten, nicht eine Statue oder ein Relief." — Er antwortet: „Wie kannst du glauben, daß es mir Vergnügen machen würde, unter meinen eigenen Arbeiten zu leben. Die kenne ich allzu gut . . . sie langweilen mich" . . .

Daß Dechartre nur eine Maske für France ist, wird beinahe zugestanden durch die Fortsetzung: „Wenn ich auch ein paar schlechte Figuren modelliert habe, so bin ich kein Bildhauer. Viel eher ein Stück von einem Poeten und Philosophen."

Das literarische Leben Frances teilt sich nach einem Anlauf von fünfzehn Jahren in zwei Abschnitte: und in jedem dieser beiden Abschnitte tritt es so verschieden auf, daß man sagen könnte, es gibt zwei Frances.

Im ersten Abschnitt ist er der feine Ironiker, der, hoch

erhaben über den Menschenschwarm, dessen Bestrebungen und Kämpfe mit einem überlegenen mitleidigen Lächeln beobachtet. — Im zweiten Abschnitt zeigt er sich als Streiter. Er nimmt nicht nur Partei, sondern er bestätigt bei seinem Auftreten den Glauben an gerade das, womit er seinen Scherz getrieben und worüber er gespottet hatte: den gesunden Instinkt des Volkes, die Bedeutung der Mehrheit, die steigende Wirklichkeit des Fortschrittes, ja, den Glauben an die Lehren, die anzunehmen er sich als Denker geweigert hatte — die Theorie der Demokratie, den Sozialismus als Lehre.

Als ein Freund einst in höflichen, aber bestimmten Worten ihm diese letzte Haltung als kaum völlig ehrlich vorwarf, antwortete France in einer Weise, die die eigentliche Spitze zu umgehen wußte, mit der Frage: Kennen Sie irgendeine andere Macht, die es mit der Kirchengewalt und dem Nationalismus im Verein aufnehmen kann, als die sozialistische Arbeiterpartei?

Er machte die theoretische Frage zu einer praktischen.

Als der Freund bemerkte, daß er selbst in einem ähnlichen Falle ausdrücklich seinen praktischen Anschluß an eine Partei erklärt und doch gleichzeitig Abstand von ihrer Lehre genommen hatte, wandte France sich lächelnd an einige junge Mädchen und sagte: Ist er nicht unmöglich? Allzu honnet und störrisch wie ein roter Esel!

In der größeren Hälfte seines Lebens war France sicherlich einig mit seinem Abbé Coignard, der eine zärtliche Verachtung vor den Menschen hegt, und der die Erklärung der Menschenrechte nicht unterschrieben haben

würde, nicht eine Zeile davon — „auf Grund der scharfen und unbilligen Trennung, die dort zwischen dem Menschen und dem Gorilla gemacht wird." Er neigte damals — wie Coignard — hauptsächlich zu dem Glauben, daß die Menschen boshafte Tiere seien, die man nur mit Macht oder List in Zucht halten könne.

Noch viele Jahre später, da er als erklärter Demokrat aufgetreten ist, läßt er sein Sprachrohr Bergeret zu seinem Hunde sagen: Du weißt es nicht, daß das, was die Völker zu Ehren bringt, nicht in den dummen Rufen besteht, die auf den öffentlichen Plätzen erschallen, sondern in dem stillen Gedanken, der in einer Dachstube empfangen wird und eines Tages das Antlitz der Erde verändert. — Bergeret sagt auch höchst undemokratisch: Die Wissenschaft ist der Souverän, nicht das Volk. Eine Dummheit, die von 36 Millionen Mündern wiederholt wird, hört doch nicht auf, eine Dummheit zu sein.

Mit dieser Gesinnung kann man von beiden Lagern, dem radikalen wie dem konservativen, als Anhänger betrachtet werden, ungefähr wie es Ibsen eine Zeitlang im Norden wurde. France wurde der konservativen Partei einverleibt. Er war noch vor kurzer Zeit, noch 1897, der Kandidat für die Akademie, den die konservative Partei, die Herzöge, dem der Kirchengewalt feindlichen Schriftsteller Ferdinand Fabre entgegenstellten.

Mit seinem Sinn für Mäßigung und Takt verabscheute er damals seinen späteren Kampfgenossen Zola, verabscheute ihn aber freilich ohne besondere Mäßigung, schrieb: „Ich beneide ihn nicht um seinen widerwärtigen

Ruhm. Nie hat ein Menſch ſich in der Weiſe beſtrebt, die Menſchheit zu erniedrigen und alles zu verleugnen, was gut und recht iſt. Nie hat jemand in dem Grade das Ideal der Menſchheit verkannt."

Es lag hierin mehr Liebe zum guten Geſchmack als Sinn für Genie. Es muß anerkannt werden, daß France ſpäter für dieſe und viele ähnliche Ausſprüche Abbitte geleiſtet hat, u. a. in der ſchönen und warmen Rede, die er an dem Grabe Emile Zolas hielt, jedoch auch ſchon lange vor deſſen Tod.

Und wie er jahrelang über den Geſchmackloſigkeiten und Übertreibungen das Genie des Mannes überſah, der ſein beſter Kampfgenoſſe werden ſollte, ſo verherrlichte er ſeinerſeits mit einiger Übertreibung die Männer, die auf Leben und Tod zu bekämpfen er gezwungen wurde und deren Begrenzung und ſchwache Seiten er ſpäterhin gründlich kennenlernen mußte.

Er hat in vollem Ernſt geſchrieben: „Ich glaube nicht, daß man jemals hat intelligenter ſein können, als heute Paul Bourget und Jules Lemaître."

Er hatte damals kein Verſtändnis für die Höllenfurcht Bourgets, für den Mangel an innerem Gleichgewicht bei Lemaître. Dieſem ſpäteren Fanatiker des Nationalismus hat er folgendes Zeugnis ausgeſtellt: Er iſt einer der Menſchen, die niemand übelwollen, ſondern duldſam und wohlwollend ſind. Er iſt ein furchtloſer Verſtand, eine lächelnde Seele, lauter Nachſicht. —

Schon als dies geſchrieben wurde, war Lemaître boshaft und kleinlich, wenn auch vielleicht noch nicht niedrig.

Wenige Jahre später stand er als Vizepräsident der ‚Patrie française' an der Spitze der Bande, die Dreyfus auf der Teufelsinsel gefangenhielt und den Staatscoup gegen Loubet predigte. Wenige Jahre später war Paul Bourget in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt und griff mit äußerster Gewaltsamkeit jedes moderne Streben an, sogar Volksaufklärung, Arbeiterunterricht. Das waren Frances Intelligenzhelden.

Im Vergleich zu der Haltung dieser Männer kann die Haltung Frances in den letzten sechs Jahren fast erbaulich genannt werden.

Mag sein, daß er als Volksredner — eine Betätigung, zu der er von Natur nicht angelegt ist — sich etwas besahender und gläubiger ausgesprochen hat, als ihm im tiefsten Innern zumute ist — dabei ist nicht ausgeschlossen, daß das, was in dem letzten Jahrzehnt in ihm zum Durchbruch gekommen, das Mannesweſen selbst ist, wie es hinter dem Gedankenspiel des Grüblers und den Selbstverwandlungen des Dichters verborgen lag.

Mit einem Male streifte er jegliche Zweifelsucht von sich ab und stand da, mit Voltaires alter Klinge in seiner Hand blitzend, gleich ihm unwiderstehlich durch seinen Witz, gleich ihm der fürchterliche Feind aller Kirchenmacht, gleich ihm Fürsprecher der Unschuld. Doch weiter gehend als Voltaire, meldete er sich als Freund der Armen in dem großpolitischen Kampf.

Daß dieser Durchbruch kam, war unzweifelhaft eine Folge des Umstandes, daß Frankreichs ganze Kultur, seine alte Stellung als Hort der Gerechtigkeit ihm bei

einer Krise in der öffentlichen Moral in Gefahr zu schweben schienen, aber ohne eine Anregung von außen wäre der Durchbruch kaum gekommen. Mehr als irgendein anderer hat hier vielleicht eine Freundin Frances mitgewirkt, in deren Haus er schon viele Jahre lang der liebste tägliche Gast gewesen ist, und wo er sein zweites Heim hat.

France bedachte sich nicht, kühn seinen Namen in die Wagschale zu legen, als in Frankreich die Kraftprobe stattfand zwischen einigen wenigen Auserkorenen auf der einen, dem Heer, der Kirche, den Machthabern und der irre geführten Menge auf der anderen Seite.

In seiner Eigenschaft als Kämpfer hat France die beiden letzten Bände seiner ‚Histoire Contemporaine' geschrieben, seine Reden im ‚Cahier de la Quinzaine' herausgegeben, bei der Enthüllung von Renans Statue wie an Zolas Grab gesprochen und das Vorwort zu Combes' gesammelten Reden geschrieben.

Es ist eines der Zeichen unserer Zeit, daß France jetzt der Mann ist, an den Frankreichs Premierminister sich wendet, um seine Aussprüche bei der französischen Lesewelt einführen zu lassen. Es zeigt, welche Macht man ihm zuschreibt, und wie entschieden er Partei genommen hat. —

France hat zuweilen sich selbst in seinen Büchern eingeführt. Er nimmt das Zurückhaltende und Weise in seinem Wesen und macht daraus Herrn Bergeret. Er nimmt den ruhigen Cynismus in seinem Wesen und macht daraus den Arzt Trublet in der ‚Histoire comique'. Er nimmt sein leidenschaftlich schönheitsliebendes Ich und

macht daraus den Bildhauer Dechartre in der ‚Roten Lilie'. Er führt sich in demselben Roman fast mit Nennung seines Namens als den Schriftsteller Paul Vence ein — dies natürlich, damit man nicht merken solle, daß France außerdem die Hauptperson, der Bildhauer, ist; ebenso wie hier Mary Robinson genannt wird, um ihre Wesenseinheit mit der englischen Dichterin im Buche, Miß Bell, zu decken, und wie Oppert erwähnt wird, damit man nicht sagen könne, er sei der Altertumsforscher Schmoll — was er unzweifelhaft ist.

Als Vence bei der Heldin eingeführt wird, heißt es: Sie hielt Paul Vence für den einzigen wirklich begabten Mann, der in ihr Haus kam. Sie hatte ihn geschätzt, ehe seine Bücher ihm einen so großen Namen gemacht hatten. Sie legte großen Wert auf seine tiefe Ironie, seinen empfindlichen Stolz, sein Talent, das in der Einsamkeit gereift war.

Und Paul Vence ist dermaßen France selbst, daß, als er am Schlusse des Buches sagt: „Der Mann war weise, der da schrieb: Laßt uns den Menschen Ironie und Mitleid zu Zeugen und Richtern geben", Frau Martin-Bellème antwortet: Aber, Herr Vence, das haben Sie ja selbst geschrieben. — Und es steht wirklich an mehreren Stellen in Frances Büchern.

Eine tiefe Ironie ist also die erste Eigenschaft, die er sich selbst beilegt.

Wir sahen, wie diese Ironie, verschieden von der Renans, nur durch die Treuherzigkeit einer anderen Person hindurchschimmert.

In ‚Thaïs' heißt es z. B. von der Heldin, einer griechischen Kurtisane: Dieses Weib zeigte sich bei Festspielen und scheute sich nicht, in der Weise als Tänzerin aufzutreten, daß ihre allzu geschmeidigen und kunstfertigen Bewegungen an die schrecklichsten Leidenschaften erinnerten und zu ihnen aufreizten. — Dies ist gefühlt und gesagt von dem Standpunkt eines Mönches.

Ebendaselbst sieht Pafnucius den Teufel Seelen quälen. Nirgends deutet der Erzähler einen Zweifel oder Unglauben an, nirgends steht, daß dies Vision, nicht Wirklichkeit war. Im Gegenteil: Kleine grüne Teufel durchbohrten seine Lippen und seine Kehle mit glühendem Eisen.

Diese Treuherzigkeit ist eine seltene Eigenschaft in der französischen Literatur, die Kunst der Franzosen ist (trotz Lafontaine) in der Regel nicht naiv, sondern schon bei Molière und in seinem ganzen Jahrhundert sowie dem folgenden völlig bewußt. Doch die Naivität ist ein mächtiges Mittel zur Erzielung künstlerischer Wirkungen — so gewiß die Wirkung auf Umwegen, die des Lesers eigene Mitarbeit erheischt, stärker ist als die direkte Mitteilung, die dem Verstande nicht den leichten fördernden Stoß versetzt.

Wo France als historischer Erzähler auftritt, da spricht er treuherzig, wie ein Zeitgenosse sprechen und denken würde. Das verspürt man am besten in ‚Klio', wo er überall auf Glauben und Aberglauben, Vorstellungen und Vorurteile der Vergangenheit eingeht. Es heißt z. B. von dem alten griechischen Sänger, der uns einen

Begriff von Homer geben soll: „Da er ein guter Dichter war, so glichen seine Verse in jeder Weise denen der Vorfahren.“ Er hat in den Liedern aus der Vergangenheit von ihm selbst geschriebene Verse eingeflochten, verheimlicht es aber aus Furcht davor, daß man es ihm verübeln könnte. — Farinata degl' Uberti lobt den Bürgerkrieg auf Kosten aller anderen Kriege: „Er ist,“ sagt er, „schön und vornehm. Krieg mit dem Auslande kann nützlich sein, trägt aber wenig Ehre ein.“ Der Anführer der römischen Reiterei unter Cäsar hält es für richtig und verständig, den Atrebaten Komm ermorden zu lassen, da er doch nur ein Barbar ist. Deshalb lädt er ihn freundlich zu sich ein. — Der Dichter verrät nirgends mit einer Miene, daß er anderer Meinung ist als die Betreffenden.

Es ist denn auch bezeichnend, daß die Treuherzigkeit als Bestandteil sich in den lebendigsten Gestalten findet, die France geschaffen hat. Ihr nächster Bestandteil ist gewöhnlich eine starke und zuweilen recht schamlose Sinnlichkeit, gegen die France wenig einzuwenden hat und deren Darstellung ihn ergötzt.

Man nehme den Abbé Coignard in der ‚Reine Pédauque‘, ein blitzgescheiter Kopf, eine kindliche Seele, ein schamloser Körper. Man nehme Choulette in der ‚Roten Lilie‘, genial, kindlich, verfallen, schamlos. Dieses Porträt von Verlaine ist in der Gestalt des Gestas in ‚l'Etuide nacre‘ variiert. Bei all diesen eine Mischung von Treuherzigkeit und zynischer Genußsucht, die Schamlosigkeit als halb kindlich.

Abbé Coignard untergräbt alles Anerkannte mit seinen Zweifeln und führt ein höchst liederliches Leben, hält aber an jeder Faser der katholischen Religion fest. Kindlicher noch ist sein Schüler Tournebroche. Choulette ist der alte ruinierte Bohémien, ewig jung als Dichter, aufgelöst von Trunkenheit und Mitleid mit den Armen und Kleinen, wie es von Coignard heißt: halb ein Francesco von Assisi, halb ein Epikuräer, ein großes, gläubiges, schamloses Kind.

Diese Vereinigung, Naivität und Zynismus, bewirkt es, daß der Hund Riquet einer der trefflichsten Charaktere Frances wird. Kein Mann ist ja zynisch wie ein Hund, und kein Kind kindlicher.

Es fällt ihm schwer, sich in Herrn Bergerets Anschauungsweisen hineinzuversetzen. Er fährt dem wackeren Tischler in die Beine, nur weil dieser eine einfache Bluse und sein Werkzeug trägt; er ist durchdrungen von allen alten Vorurteilen aus der Lehnszeit.

Aber seine Gedanken sind ein kleines Meisterwerk von Hundeunschuld und wohl zusammengedrängter Ironie. Hier ein paar Proben:

„Menschen, Tiere und Steine wachsen, wenn sie sich mir nähern, und werden ungeheuer groß, wenn sie mir nahe am Leibe sind. Ich nicht. Ich bleibe immer gleich groß, wo ich auch bin.

Hundegeruch ist ein entzückender Duft.

Mein Herr hält mich warm, wenn ich hinter ihm in seinem Lehnstuhl liege. Das kommt davon, daß er ein Gott ist. Es ist auch eine warme Fliese vor dem Kamin. Die Fliese ist göttlich.

Ich rede, wenn ich will. Auch von dem Munde meines Herrn gehen Laute aus, die eine Art Sinn haben. Aber der Sinn ist weniger deutlich als der, den ich mit meiner Stimme ausdrücke. In meinem Munde hat alles Sinn. In meines Herrn Munde ist viel leerer Lärm.

Es gibt Wagen, die Pferde auf den Straßen ziehen. Sie sind fürchterlich. Es gibt auch Wagen, die von selbst laufen und heftig pusten. Auch sie sind voller Feindschaft. Menschen in Lumpen verdienen Haß, ebenso die, die Körbe auf dem Kopfe tragen oder Tonnen rollen.

Ich kann auch keine Kinder leiden, die in großer Eile hintereinander herlaufen, einander jagen und sich anpacken, in den Straßen aus vollem Halse schreiend. Die Welt ist von feindlichen und gefährlichen Dingen erfüllt.

Ich liebe meinen Herrn, weil er mächtig und fürchterlich ist.

Eine Handlung, für die man Prügel bekommt, ist eine schlechte Handlung. Eine Handlung, für die man gestreichelt wird, ist eine gute Handlung.

Gebet. O, mein Herr Bergeret, du Gott der Fleischknochen, ich bete dich an: Sei gepriesen, wenn du Furcht einjagest! Sei gepriesen, wenn du freundlich bist! Ich krieche dir zu Füßen, ich lecke deine Hände! Erhaben bist du und über die Maßen schön, wenn du an deinem gedeckten Tisch Fleisch die Menge verschlingest! Erhaben bist du und über die Maßen schön, wenn du mit einem Holzsplitterchen die Flamme hervorzauberst und die Nacht zum Tage machst! Bewahre mich in deinem Hause und schließe jeden anderen Hund aus!" —

Das ist eine Parodie auf die Religiosität der Menschen, ausgeführt in aller Gutmütigkeit, und doch recht scharf.

Wenn Herr Bergeret sich nun an diesen Hund wendet, so wendet er sich an den ganzen zurückgebliebenen Teil der Menschheit.

„Auch du, armes kleines, schwarzes Wesen, das du so schwach bist trotz deiner spitzen Zähne und deines tiefen Schlundes, auch du huldigst der äußeren Größe und der uralten Religion der Ungerechtigkeit. Auch du lässest dich durch Lügen verführen. Auch du hast Rassenhaß.

Ich weiß wohl, du besitzest eine dunkle Güte, Kalibans Güte. Du bist fromm, du hast deine Theologie und Moral. Und du weißt es nicht besser. Du achtest auf das Haus und verteidigst es, sogar gegen den, der sein Verteidiger und seine Zier ist. Der Handwerker, den du fortjagen wolltest, hat, so einfach er ist, vorzügliche Gedanken. Du hast sie nicht gehört.

Deine behaarten Ohren hören nicht auf den, der am besten spricht, sondern auf den, der am lautesten ruft. Und die Furcht, die natürliche Furcht, die der Berater deiner Vorfahren gewesen sowie der meinen, als sie Höhlenbewohner waren, die Furcht, die die Götter und die Verbrechen schuf, macht dich den Unglücklichen abwendig und beraubt dich allen Mitleides." —

Die Ironie gewinnt an Stärke, indem sie in die Unschuld des Hundes gehüllt wird. So wird sie gewöhnlich bei France verhüllt. So als er im ‚Herrn Bergeret' den Gedankengang seiner Gegner aufdeckt in den beiden Kapiteln, die zu Anfang und Schluß aus einem angeblichen

Werke des Jahres 1538 vorgelesen werden, in dem France mit tadelloser Meisterschaft Sprache, Schreibweise und Gedankengang des 16. Jahrhunderts nachgeahmt hat: der Schrift über die Trublions, die damaligen Nationalisten.

Wie überhaupt die geistigen Anlagen Frances in etwas an Voltaire als Erzähler erinnern, so liegt etwas von ‚Candide' hinter seinen Hauptpersonen und im Geist seiner Romane. Auch ‚Candide' war naiv. France hat Voltaire immer wieder gelesen und unendlich viel von ihm in sich aufgenommen. Ein Voltairescher Satz wie dieser: „Der Unsterblichkeitsglaube und die baumwollenen Stoffe finden zugleich in Afrika eine große Verbreitung" klingt ganz, als wäre er von France. Freilich ist die Treuherzigkeit bei France echter, während die Größenverhältnisse der beiden Schriftsteller selbstverständlich sehr ungleich sind.

Anatole France: Das neunundzwanzigste Kapitel des Romans „Der Aufruhr der Engel"

Darin wir den Mann gewordnen Engel sich wie einen Mann betragen, d. h. des Nächsten Weib begehren und seinen Freund betrügen sehn. Ferner macht dieses Kapitel das einwandfreie Betragen des jungen d'Esparvieu offenbar.

Der Engel fühlte sich wohl in seiner neuen Behausung. Morgens arbeitete er, nachmittags ging er, den Geheimagenten zum Trotz, aus, und kehrte zur Schlafenszeit zurück. Maurice empfing wie früher Frau des

Aubels zwei bis dreimal wöchentlich im Erscheinungszimmer.

So ging alles in bester Ordnung, bis an einem Morgen Gilberte, die abends zuvor ihr Samttäschchen auf dem Tisch im blauen Zimmer hatte liegen lassen, es holen kam und Arcade allein antraf. Er lag im Pyjama auf dem Sofa, rauchte eine Zigarette und dachte an die Eroberung des Himmels. Gilberte stieß einen lauten Schrei aus:

„Sie, mein Herr? ... Wenn ich gewußt hätte, daß ich Sie hier antreffen würde, gewiß, ich ... Ich wollte meine kleine Tasche holen, sie liegt im Nebenzimmer. Erlauben Sie ..."

Sie ging schnell und vorsichtig an dem Engel wie an einem glühenden Ofen vorüber.

Frau des Aubels verfügte an diesem Morgen, in einem resedafarbenen Schneiderkleide, über unvergleichliche Reize. Der enge Rock zeigte alle ihre Bewegungen an, und jeder ihrer Schritte war ein naturhaftes Wunder, wie sie mit Erstaunen die Männerherzen bestürzen.

Sie erschien wieder, ihr Täschchen in der Hand.

„Ich bitte Sie nochmals um Entschuldigung. Ich konnte keine Ahnung haben ..."

Arcade bat sie, Platz zu nehmen und einen Augenblick zu verweilen.

„Ich hätte nicht gedacht, Herr Arcade, daß Sie mich hier empfangen würden. Ich weiß, wie sehr Herr d'Esparvieu Sie liebt, aber ich hätte mir nicht träumen lassen ..."

Das Wetter hatte sich plötzlich verdunkelt. Rötliche

Dunkelheit durchdrang das Zimmer. Frau des Aubels sagte, sie sei aus Gesundheitsrücksichten zu Fuß hergekommen, nun sei aber ein Gewitter zu erwarten. Sie wäre sehr dankbar, wenn man ihr einen Wagen vorfahren lassen könne.

Arcade warf sich vor Gilberte auf die Knie, nahm sie wie eine kostbare Vase in die Arme und sagte ihr Worte, die, an sich beinah sinnlos, aber Begehren ausdrückten. Sie legte ihm die Hände über die Augen, den Mund, und schrie:

„Ich hasse Sie!"

Von Schluchzen erschüttert, verlangte sie ein Glas Wasser. Sie war am Ersticken. Der Engel half ihr das Kleid öffnen. In dieser äußersten Gefahr verteidigte sie sich mutig.

„Nein, nein," rief sie. „Ich will Sie nicht lieben. Ich müßte Sie sonst zu sehr lieben . . ."

Schließlich gab sie doch nach.

In der süßen Vertraulichkeit, die ihrem wechselseitigen Staunen folgte, sagte sie zu ihm:

„Ich habe oft nach Ihnen gefragt. Ich erfuhr, daß Sie häufig in die kleinen Theater auf dem Montmartre gingen, daß Sie oft mit Fräulein Bouchotte gesehn wurden, die dabei doch gar nicht hübsch ist, daß Sie sehr elegant geworden seien und viel Geld verdienten. Das hat mich nicht überrascht. Sie sind für den Erfolg geschaffen . . . Am Tage Ihrer . . ."

Sie wies mit dem Finger in die Ecke zwischen Fenster und Glasschrank.

„. . . Erscheinung bin ich böse auf Maurice gewesen, weil er Ihnen die abgetragenen Kleider eines Selbstmörders gegeben hat. Sie gefielen mir . . . O, nicht etwa Ihrer Schönheit wegen. Glauben Sie nicht, daß Frauen so empfänglich für äußere Vorzüge sind, wie man behauptet. Wir pflegen in der Liebe auf ganz andere Dinge zu sehen. Es ist da ein gewisses Etwas . . . Kurz, ich habe Sie auf den ersten Blick geliebt."

Die Dämmerung hatte sich verdichtet. Gilberte fragte:

„Nicht wahr, Sie sind gar kein Engel? Maurice glaubt es, aber er glaubt so vieles, der Maurice . . ."

Sie blickte den Engel fragend an, und ihre Augen lächelten listig.

„Gestehen Sie, daß Sie sich über ihn lustig gemacht haben und daß Sie kein Engel sind."

Arcade antwortete:

„Es ist mein einziger Wunsch, Ihnen zu gefallen; ich werde immer sein, was ich nach Ihrem Wunsche sein soll."

Gilberte entschied, daß Arcade kein Engel war, erstens weil man doch kein Engel ist, und dann auch aus Gründen besonderer Art, die sie wieder auf die Betrachtung der Liebesdinge führten. Er war ihr nicht entgegen, und noch einmal genügten Worte nicht, ihre Gefühle auszudrücken.

Draußen fiel der Regen dicht und schwer, Wasser rieselte an den Fenstern herab, Blitze erhellten die weißen Mousselinvorhänge, und der Donner erschütterte die

Scheiben. Gilberte schlug ein Kreuz und duckte sich fester an die Brust des Geliebten.

Sie sagte zu ihm:

„Ihre Haut ist weißer als meine."

Im Augenblick, als sie dies aussprach, trat Maurice ins Zimmer. Durchnäßt, lächelnd, arglos, ruhig und glücklich kam er, dem Engel Arcade zu verkünden, daß er gestern abend in Longchamps mit ihm zusammen den zwölffachen Einsatz gewonnen habe. Als er die Frau und den Engel in wollüstiger Unordnung bemerkte, wurde er wütend. Der Zorn straffte ihm die Muskeln am Halse, überschwemmte sein karmesinrotes Gesicht mit Blut und schwellte ihm die Stirnadern. Mit geballten Fäusten sprang er auf Gilberte zu, hielt aber plötzlich an.

Diese plötzlich gehemmte Bewegung setzte sich in Wärme um: Maurice dampfte.

Seine Erbitterung versah ihn nicht, wie Archilochus, mit rächerischem Überschwang. Er nannte bloß die Ungetreue „geschwängerte Kuh".

Sie hatte inzwischen in der Wiederherstellung ihrer Bekleidung die Würde ihrer Haltung wiedergefunden. Sittsam und anmutvoll erhob sie sich und richtete auf ihren Ankläger einen Blick, der zugleich beleidigte Tugend und verzeihende Liebe ausdrückte.

Aber als der junge d'Esparvieu nicht aufhörte, sie mit plumpen und eintönigen Schmähungen zu überhäufen, war die Reihe, zornig zu sein, an ihr.

„Sie, Sie sind mir ein hübsches Früchtchen. Habe ich etwa Ihren Arcade gesucht? Sie haben ihn her-

gebracht, und in was für einem Zustand noch dazu! ... Sie hatten bloß eine Idee: mich Ihrem Freund in die Arme zu geben. Merken Sie sich aber, mein Herr, ich werde Ihnen dieses Vergnügen nicht machen."

Maurice erwiderte bloß:

„Raus, Kamel!"

Und er machte Miene, sie mit einem Fußtritt hinauszuschaffen. Arcade empfand es schmerzlich, seine Geliebte so unwürdig behandelt zu sehn, aber er glaubte nicht die notwendige Berechtigung, Maurice Vorhaltungen zu machen, auf seiner Seite. Frau des Aubels, die ihre ganze Würde bewahrt hatte, heftete auf den jungen d'Esparvieu einen gebieterischen Blick und sagte zu ihm:

„Holen Sie mir einen Wagen."

Und so groß ist die Herrschaft der Frauen bei einem galanten Volke über ein Wesen von guter Herkunft, daß dieser junge Franzose allsogleich hinausging, um den Portier nach einer Droschke zu schicken. Abschiednehmend warf Gilberte noch jenen Verachtungsblick auf Maurice, den eine Frau dem Manne, den sie betrogen hat, schuldig ist, und bemühte sich beim Hinausgehen, allen ihren Bewegungen einen köstlichen Reiz zu verleihen. Maurice sah ihr nach und bezeigte dabei eine Gleichgültigkeit, die er durchaus nicht empfand. Darauf wandte er sich zu dem Engel, der mit eben dem geblümten Pyjama nun wieder bekleidet war, den er, Maurice, am Tage der Erscheinung selber getragen hatte, und dieser an sich unbedeutende Umstand erhöhte die Empfindlichkeit des auf so unwürdige Weise verratenen Gastgebers.

„Nun," meinte er, „Sie können sich rühmen, eine verächtliche Kreatur zu sein. Sie haben sich gemein aufgeführt, und das ganz unnötig. Sie hätten mir nur zu sagen brauchen, daß Ihnen diese Frau gefiel. Ich hätte sie Ihnen recht gern abgetreten. Ich war ihrer überdrüssig. Ich hatte genug."

Er sprach so, um den Schmerz zu verbergen, den ihm der Verrat dieses Geschöpfs verursachte; denn er liebte Gilberte mehr denn je.

„Ja, ich hätte Sie gebeten, mich von ihr zu befrein. Aber Sie sind Ihrer schmutzigen Natur gefolgt. Sie haben sich wie ein Schwein benommen."

In diesem feierlichen Augenblick hätte Arcade bloß ein von Herzen kommendes Wort auszusprechen brauchen, und Maurice hätte ihm und seiner Geliebten unter Strömen von Tränen verziehn, und alle drei wären wieder zufrieden und glücklich gewesen. Aber Arcade war nicht mit der Milch menschlicher Zärtlichkeit genährt worden. Er hatte selber nie gelitten und kannte kein Mitgefühl mit den Leiden andrer. So antwortete er kalt und verständig:

„Lieber Maurice, die Notwendigkeit führt die Handlungen aller lebenden Wesen herbei und verkettet sie, und sie bringt Wirkungen hervor, die oft unvorhergesehn, mitunter abgeschmackt anmuten. So wurde ich dazu gebracht, Ihr Mißfallen zu erregen. Sie würden mir keinen Vorwurf machen, wenn Sie hinreichende Kenntnis der Naturphilosophie hätten, dann würden Sie wissen, daß der Wille nichts als eine Illusion ist, und daß die physio-

logischen Verwandtschaften grade so streng und genau bestimmt sind wie die chemischen Verbindungen und in gleicher Weise formuliert werden könnten. Wahrscheinlich würde man Ihnen diese Wahrheiten einprägen können, aber es wäre eine zeitraubende und schwierige Sache, und vielleicht würden sie Ihnen doch nicht jene innere Heiterkeit bringen, die Ihnen fehlt. Ich gehöre also nicht mehr auf diesen Platz und ..."

„Bleiben Sie", unterbrach ihn Maurice.

Maurice hatte einen ausgesprochenen Sinn für soziale Verpflichtungen. Er stellte, wenn er es bedachte, seine Ehre über alles. In diesem Augenblick rief er sich mit äußerster Kraft ins Gedächtnis, daß die Schmach, die man ihm angetan hatte, nur mit Blut abgewaschen werden könne. Diese traditionelle Idee verlieh seiner Haltung und Sprache augenblicklich eine unerwartete Vornehmheit.

„Ich, mein Herr, werde diese Wohnung verlassen, um nicht wieder hierher zurückzukehren," sagte er.

„Bleiben Sie hier, da Sie ja geächtet sind. Ich werde Ihnen hierher meine Sekundanten schicken."

Der Engel lächelte.

„Ich werde sie empfangen, da es Ihnen Vergnügen macht; aber vergessen Sie nicht, lieber Maurice, daß ich unverwundbar bin. Die himmlischen Geister können selbst nach ihrer Materialisation von keiner Degenspitze und keiner Pistolenkugel getroffen werden. Berücksichtigen Sie, Maurice, in was für eine Situation mich bei einem Zusammenstoß diese peinliche Ungleichheit bringen wird,

und denken Sie daran, daß ich mich für die Weigerung, Zeugen zu benennen, nicht auf meine himmlische Natur — das wäre ohne Präzedenzfall — berufen kann."

„Mein Herr," antwortete der Nachkomme des Bussart d'Esparvieu, „daran hätten Sie denken sollen, ehe Sie mich beleidigten."

Er verließ hochaufgerichtet das Zimmer. Aber kaum war er draußen, als er wie ein Betrunkener schwankte. Es regnete immer noch. Maurice lief ohne zu sehn und zu hören aufs Geratewohl weiter und trat immer wieder in Gossen, Regenpfützen und Straßenschmutz. Lange ging er den äußeren Boulevards nach und ließ sich, endlich erschöpft, an einer verlassenen Baustelle nieder. Der Schlamm war ihm bis über die Ohren gespritzt; Schmutz, von Tränen verwaschen, hatte sein Gesicht beschmiert, die Krempe seines Hutes troff. Ein Vorübergehender hielt ihn für einen Armen und warf ihm zwei Sous hin. Er hob das Geldstück auf und legte es sorgfältig in sein Täschchen. Dann erhob er sich und ging in die Stadt zurück, um seine Sekundanten zu bestellen.

Rudolf Leonhard: Das Werk Heinrich Manns

„Aber er, der ehemals lachend den Läſterungen getrotzt hat, würde heute wohl mit Lächeln den Ruhm hinnehmen, der ſelten mehr iſt als ein weitverbreiteter Irrtum über unſere Perſon."

Heinrich Mann über Choderlos de Laclos.

Seitdem der Roman aus der quellenden Unordnung eines gereihten Berichts zahlreicher, zählbarer Ereigniſſe zu einer Kunſtform beſchränkt wurde, iſt er nur voller, erfüllter geworden: hat er, in höherem Sinne als eine andre Form, die Totalität des Kunſtwerks gefunden. — Anders als im Drama, vergleitet in ihm das Ereignis und ſteht ohne Auszeichnung zwiſchen Zuſtänden; und die Auswahl, deren Geſetz auch er unterſtellt iſt, geſchieht breiter, vielleicht weniger ſcharf und gewiß weniger beſchränkt. Und ſo iſt ſeither — auch deshalb ſchon, weil er näher als irgendeine Kunſtform dem Gange des Lebens zugeordnet iſt — natürlich eigentlich nur die Rundung und Vereinigung von jedes Dichters epiſchem Bekenntnis in einem Roman. So hat Mörike einen Roman beſcheiden geſchrieben, hat Schlegel die eine Luzinde hinterlaſſen, die nicht formlos, ſondern monſtrös iſt, der erſte Roman vom Blute des neunzehnten Jahrhunderts, der erſte zyniſche Roman nach den pädagogiſchen, Novalis den einen Ofterdingen, den er nicht vollendete; und

Goethe hat die drei Leben, die er eins hinter das andre gesetzt hat, jedes in einem Roman festgestellt. Dies ist natürlich; der Roman ist angelegt, der Ertrag eines Lebens zu sein, und dies waren nur Beispiele; es ließe sich zeigen, daß manches an Nummern reichere Werk doch um den einen Roman gruppiert ist, mit andern Romanen, die Wiederholungen, Ergänzungen, Verwicklungen und Abschweifungen darstellen, und Übertragungen: wie etwa Thomas Manns Königliche Hoheit, bei aller Verschiebung, Entwicklung und Umfärbung, eine Wiederaufnahme der Buddenbrooks ist. Entgegen scheint nur das umfangreiche Werk der großen epischen Naturen zu stehn, erbaut zu einer Reihe — meist an Ton und Umfang sogar, nicht nur an Art und Komposition — gleicher Romane, deren keiner vor dem andern ausgezeichnet scheint. Für die Novelle ist es die Ausnahme, daß sie allein bestehn muß; ihre Notwendigkeit ist die Sammlung, der Band, ihr Gesetz ist die Gruppe. Ihr Streben zum Absoluten erfüllt sich auf dem Wege der Ergänzung und ausfüllenden Relation, denn sie hat zwar die formale Totalität jedes Kunstwerks, nicht aber die stoffliche: selten ist das Faktum, in dem ihr Bau gipfelt, von so einziger Rundheit und Strahlkraft, daß in ihr selbst die Einzigkeit des schöpferischen Willens vollendet steht. Dem Roman wieder ist die stoffliche Totalität, die Vollständigkeit des Weltbildes — die kraft der Kunstmittel dem Gesetz, daß Kunst Auswahl ist, so wenig widerspricht wie die Kunst der Welt — selbstverständlich. Aber große epische Naturen zwingen, eigenwillig bei

aller dienenden Objektivität, das Gesetz ihrer Totalität dem Roman auf und nötigen den einzelnen Roman, ungenügsam vor dem abgeschlossenen, in der endlosen Fülle ihrer Anschauung in die Reihe. Für sie ist der Roman, so geschlossen und undeutelbar sein eignes Leben auch steht, nur Kapitel im Werke, und es ist natürlich, daß sie, falls das Leben ihnen Vollendung gönnt, einen Titel über die ganze Reihe setzen, sei es die Geschichte nur der Rougon Macquarts, sei es die ganze Comédie humaine. In der Tat gehört der Vater Goriot zu Eugénie Grandet wie die Grenadière zur Peau de Chagrin. Diese Romanreihen des naturwissenschaftlichen Jahrhunderts, in einem Lande entstanden, das zuerst die bürgerliche Wirtschaft, die bürgerliche Gesellschaft, die Herrschaft des Bürgertums vollendete, sind Musterfälle des deskriptiven Romans. Sie finden ihre Einheit und Totalität in der Fülle des bürgerlichen Lebens selbst, in der Vollständigkeit der Typen, der möglichst großen Zahl der Fälle, ganz deskriptiv dem bürgerlichen Leben gegenüber und ohne jede Kritik, wie bei Balzac, dessen Romane eine über alles, selbst das bürgerliche, Maß gediehene Dokumentierung der Bürgerlichkeit und des Bürgertums sind — ohne jede Kritik, denn Balzacs gelegentliche Moralität ist, selbst bürgerlich, als Erscheinung des bürgerlichen Lebens stofflich gegeben; oder mit einer destruktiven, in der Wucht, Aufrichtigkeit und Schonungslosigkeit der Beschreibung liegenden Kritik ohne bewußte Richtung. Die Richtung ist in dieser Kritik, wie Kritik notwendig in jeder Beschreibung ist; sie kann hinein- oder herausgelesen werden, von einem, der zu-

gleich ein übersichtiger Leser und ein gewaltiger Darsteller von gewaltsamer Aufrichtigkeit ist. — Aber schon im Frankreich des bürgerlichen Zeitalters geschah eine Fortentwicklung: Gustave Flaubert fand den antibourgeoisen Roman, voll nicht nur innewohnenden, sondern deutlichen Hasses, aber antibürgerlich noch und darum stark und befangen, und antibürgerlich durch seine Vollkommenheit — also durch Dasein und schweigendes Ethos —, und mit dem Ergebnis einer überaus edlen Absonderung und Privatheit.

In Rußland ersetzt die Einheit der Stimmung jene französische Einheit des Stoffes, jene von der Grenze, die die Zahl der Erscheinungen bedeutet, umzogne Einheit. Dostojewskis Romane, so unlyrisch, wie Epik nur irgend sein kann (welche Überraschung, wenn im „Idioten" einmal ein Baum, unbestimmter Gattung, mit Lyrik ein Herz bedrängt!), sind riesenhaft und nahe, und fast grenzenlos, um das Herz der Erscheinungen getürmt, einheitlich im Willen, — der, heißt das freilich, unbestimmt ist und auch den größeren Schein der Willenslosigkeit annehmen kann; — und es sind, auch hier, die Brüder Karamasoff ohne den Idioten zwar vollendet, zwar vollkommen, aber nicht bis zum letzten Ende vollständig. In Italien, auf vulkanischem, der Kontinuität der Epik abgünstigem Boden — höchstens in entarteten Malereien wird sie erreicht — hätte vielleicht d'Annunzio ein großes episches Werk vollbringen können, und es wäre seine Einheit von der Leidenschaft oder doch von ihrer Geste bestimmt gewesen; Zufall, daß es nicht dazu kam — denn

selbst die Wirksamkeit psychologischer Bedingnisse nur aus der Seele des einzelnen Dichters ist ursprünglich Zufall, nicht Gesetz. In Skandinavien sei an das Werk Knut Hamsuns erinnert, und es entsteht vielleicht ein großes episches Werk in den Schöpfungen des großen Dänen Aage von Kohl, seine Romane, außerordentlich an Umfang, Darstellung, Gehalt und Bedeutung, sind zueinander bestimmt wie abgerundete Stücke eines Werkes, das einst geschlossen sein wird.

Dies sei als Situation des europäischen Romans gegeben — wobei man unter „europäisch" nur die Benennung einer Herkunft, die Zugehörigkeit in die noch lose Weite eines Kulturkreises zu verstehn hat, noch nicht eine Eigenschaft, ein eindeutig charakteristisches Merkmal. Noch liegen Provinzen der Seele und geistige Reiche zwischen dem mit ironischem Behagen noch im Angriff durchtränkten, zu vielen Spitzen geschliffnen, klugen, überlegnen, gesprächigen Romane des Anatole France und der urtümlich hingeschleuderten, noch in der klingenden Klarheit dumpf durchbrausten, ungefügen und rednerisch dunklen Buntheit der Werke Dostojewskis und seiner Nachfolger. Sollte ein europäischer Roman entstehn — „europäisch" im Sinne einer Konzentration der Kräfte, im vollen Sinne eines Merkmals, im Sinne einer kommenden Zeit, da die Musik der Ursprünge voll in das eherne Spiel klarer, fechterisch gespannter, bronzener Gestalt gemündet hat —, sollte ein europäischer Roman entstehn, so war Deutschland für seine Geburt vorgesehn, geographisch und psychologisch, trotz aller Hemmnisse, die

das jetzige öffentliche Leben des Landes einem so schmerzhaft aufrichtigen, so aggressiv politischen, in Leidenschaft und Geste so übermäßigen, einem so zynischen Werke bedeutet hätte. Aber es gab in Deutschland kein großes episches Werk, da es noch keine große epische Natur gegeben hatte. Wer war bei uns? Vielleicht E. T. A. Hoffmann; aber seine Prosa, noch immer mehr eine Angelegenheit der Philologen oder doch wenigstens schon der Bibliophilen, aber nur in Bruchstücken weiter bekannt, war ohne Vielfalt, war heftig, aber eintönig, und in den wesentlichen Stücken eng und von mäßiger Faktur. Kleist, der größte Prosaiker bislang, dessen Stil die meiste Intensität erreicht hatte, war im Kohlhaas jeder Ausbreitung eines Romans nahe gewesen, aber er war abgeschweift, tendierte zur Novelle, und sein Werk blieb so groß und im einzelnen einzig wie unvollendet. Keller, in seinem Wesen mehr Epiker und mit größerer Bestimmtheit Epiker als irgendeiner — in seinem Gleichmut gegenüber allen Zuständen, seiner Unerschütterlichkeit, dem oft schon recht gefährlichen Behagen —, hatte sich willentlich beschränkt, nicht stofflich wie etwa Willibald Alexis, und doch selbst stofflich auch; und er war herzlich, von epischer Fühllosigkeit, doch ohne Inbrunst; seine Demokratie — Epik ist demokratisch — war Gefühl und noch mehr Gewohnheit, und zu wenig Idee, um die Einheit eines Werkes festzustellen. O, wir hatten Romane; Gutzkow, der das Rechte wollte und von der Literaturgeschichte verleumdet wird, kam zu keinem Ausgleich zwischen Geist und Wirklichkeit; es lag an ihm, an

seinem Lärm und seiner Unruhe noch mehr als an den Tatsachen; so führte er in ein andres Gebiet und doch nicht weit von Tieck. Wir hatten Romane; Spielhagen war vielleicht der bestimmten Anschauung einer gesamten Zeit in Wirklichkeit nahe, aber er war bei aller Lebhaftigkeit befangen, schwächlich und von frevlerischer Nüchternheit; nicht weniger Freytag. Fontane beschränkte sich auf lebendige und warme Schilderung; Naturalisten klebten an der Wirklichkeit wie ihr Gegner Heyse, ein Spieler, am Schein, und waren dem Geiste gleich fern, fern und ferner. Sie alle — erinnern wir uns nur an Spielhagen — waren Bürger, meist weniger in der Art Balzacs als seiner Modelle. —

Betrachten wir das Werk Heinrich Manns. Er begann mit Novellen, in einem Bande „Das Wunderbare". Sie sind — nicht für uns, die wir sie voll genießen; aber vom Dichter aus gesehn — Versuche. Sie ertasten den dichterischen Ton und halten sich nahe am direkt und zunächst Poetischen. In der Titelnovelle spielen die weißen Winden eine ähnliche Rolle wie Rosen in einer Stormschen Erzählung. Das novellistische Ereignis ist eine ungewöhnliche Begegnung in märchenhafter Landschaft; einer Landschaft, deren Lage und Licht von ruhender Innigkeit breit beschrieben wird — aber schon hier wird, in verzehrender Gebärde, dem novellistischen Ausholen die Frage enthoben: wie man leben soll, wie das Wunderbare aufnehmen, das Geistige halten.

Diesen Orientierungen im Tone, in der Kunst der Erzählung folgt jene im Stoff, in den Leidenschaften: es

folgt, in großem Wurfe bereits des Heinrich Mannschen Griffes, der Roman „Im Schlaraffenland", ein „Roman unter feinen Leuten." Es bleibt unverständlich, daß dieser Roman des Berliner Bürgertums nicht mindestens seine Modelle in einer ungeheuren Explosion durcheinander schleuderte, so heftig ist er nach einer Seite gespannt (— aber das Berliner Bürgertum vermag eben sogar seine Karikatur mit belangloſem Interesse zu verdauen, zu belächeln, und, da es sie sehr gern bejaht, ohne Konsequenzen zu ziehn, abzustumpfen). Schon hier hat Heinrich Mann Totalität erreicht, aber der Kreis ist ganz nach einer Seite ausgewölbt, verzogen. Der große Stil der Leidenschaft, an Personen und Gegenständen eines Kreises von machtvoller Alltäglichkeit, Verquollenheit und Unform erprobt, muß eine riesige Groteske ergeben, — aber eine Groteske leidenschaftlichen Stils und machtvollen Formats. Schon reicht der Atem Heinrich Manns zu souveräner Führung der Gestalten durch die ununterbrochne Darstellung ausgedehnter Feste. Der Dichter, dessen Richtung auf das Heroische, auf die großen Leidenschaften und die schönen Taten deutlicher wird, ergreift zunächst mit einem wilden Gemisch aus feindlichem Interesse, verächtlicher Aufmerksamkeit und sogar einer Art hassender Neigung — für alles, was selbst hier wahre Geste, Willen und Aufrichtigkeit bedeutet, Lebensformen, die solchen, wie er sie sucht, so fern wie möglich liegen, den Kreisen gütiger, geistiger Menschen, von denen heiße Jünglinge schon schmerzlich träumen, ergreift diese Lebensformen. — Er findet Fratzen, fett überquellende und hagere,

und findet, im Übermaß besorgter, aber wuchtiger Arbeit, Gefallen an den Fratzen; verleugnet aber nicht, daß seine Intensität nur halb wirkt, und ruht, wo sie inbrünstig werden soll; daß, nach einem Meisterwerk bereits, wie es in jeder Hinsicht und Beziehung in Deutschland ohne Vorgang ist, daß trotz erstaunlicher, fast übermäßig sich gebärdender Sicherheit noch leerer Raum in ihm ist.

Gleich das nächste Werk ist das höchste, das farbigste, das stärkste, das tiefste und lebendigste, das an Erfüllung möglich ist. Es sind — ehrfürchtig formen unsre Lippen den vertrauten Namen — die drei Romane der Herzogin von Assy. Sie heißen: „Die Göttinnen." Jene Violante von Assy — ist einer unter uns, der sie nicht geliebt hat, seit sie in seiner Jugend ihm an der dalmatinischen Küste begegnete, mit ihrer großen Welle schwarzen Haars über steinerner Stirn; jene Violante von Assy, die dreier Göttinnen Leben nacheinander durchmacht und damit alles Leben: Dianens, das heißt die Politik, das heißt die Tat, die immer nur zur Freiheit will; Minervens, das Leben der Kunst, des reinen Seins also und der klaren Einheit von Nähe und Ferne im Geiste; und in dem der Venus sich erfüllt, in einer Liebe, die sie selbst nicht ausschließt, die ungenügsam noch in der Leidenschaft ist und gesonnen wäre, sich mit dem All eben zu begnügen, wenn sie sich, in jeder Gestalt des Findens und Verbindens, nicht hütete auszuschweifen — jene Violante, die so in einem klaren Ende vergeht. Violante von Assy, deren biegsam düstere Jugendgeschichte allein schon eine vollkommne Novelle ist; Violante von Assy, die einem win-

zigen König, einem lächerlich Entarteten der Macht, mit tödlicher Ruhe begegnet, die von einem bärtigen Tribunen genommen wird, ohne auf den Gedanken zu kommen, daß sie sich je verlieren könnte, die über die süchtigen, eifrigen Fettfalten eines Geldmannes die matt gemeißelten Achseln zuckt, die mit dem Maler Jakobus ringt, daß Blut spritzt, sich gegen Della Pergola, den gefährlichen Journalisten, mühelos behauptet, die sich dem bezaubernden, primitiven, tierisch entwickelten Abenteurer, dem Sohn der geschäftigen Fürstin Cucuru, bedenkenlos überlassen darf, die der Bildhauerin Properzia Ponti, der großen massigen, begegnet, die San Bacco, dem ritterlichen Freiheitskämpfer in allen Erdteilen, ruhig und ernst geneigt ist, und die den Nino traumhaft liebt. — Aber wo sollen wir beginnen, und wo erst aufhören, die Fülle dieser Bände, dieses erhabenen Kunstwerkes, aus dessen klaren und kaum übersehbaren Massen nicht ein einziges Wort zu streichen ginge, anzudeuten, dazu gehörte ein Band seines Umfangs — und seines schwellenden Tones, reif, süß, üppig und schmerzlich. Violante, Herzogin von Assy — unter allen, die uns umgaben, entgegen ihnen allen, die stolz auf ihre Kaste sind und auf die Bezüge, in denen sie stehn, entgegen ihnen allen ist sie stolz auf ihre Einzigkeit, auf ihren Typus also, der die Idee des Individuums ist — und damit verkündete sie, zuerst, die neue Größe des neuen Menschen. Wie wäre von ihr auszusagen, außer mit den Worten Heinrich Manns! Da aber, nun ist es oft genug gesagt, im Roman nichts fehlen darf, da der Roman vollkommen

ist, der ganz ist und alles enthält – und dieser: was enthält er nicht! Von der dalmatinischen Revolution über die Ermordung der Blà bis zur kurzen Aussprache mit dem alten Diener, die an ihrer Stelle kommen und nach der Ökonomie des Ganzen nur dort und nur in diesem Umfange kommen durfte, aber kommen mußte: nach dem Anfange des dritten Bandes – – darum ist dieser dreifaltige Roman vollkommen. Was ließe sich mehr sagen als dieses, das kaum genügt! Und er ist beschämend wie alles Vollkommne, verpflichtend wie die Vollkommenheit – und beglückend, da die Vollkommenheit möglich ist und näher, heißer als nur Ziel und Möglichkeit!

Hier, ohne Studien und Übergang, ohne Reife, den Geruch nach Schweiß und aufdringliches Bemühn, ist sie schon erreicht: die Vollkommenheit, die Vieldeutigkeit aller Seiten, die Rundung der Töne (wenn Tamburini, der bäurisch robuste Priester, der derb begabte Politiker der Kirche, mit vollen Backen über dem Worte „Geld" hinausgeht, wir lachen nicht, nichts von Grotes'e, wir sehn ihm feindlich vielleicht, aber in schweigender Achtung und fast belustigt, was er tun wird, nach). Hier ist die Intensität der Inbrunst nach der Skepsis, hier ist das verzweifelte Schillern des Menschlichen, daß wir lesend erbeben, über so festem Grunde, daß wir die Vergeßlichkeit verlernen. Hier ist die Strenge des Menschentums, die Süßigkeit der Welt, groß geschwungne Üppigkeit und trunken taumelnde Trauer, Anbetung und, inbrünstig und farbig auch sie, Ironie, irritierend, belebend, nicht zersetzend. Hier ist Reife,

Süße, Üppigkeit und Schmerz, Gewalt des Menschen und Größe der Erde — im Lächeln ewiger Statuen und im Dunkeln fallender Terrassen, in Leidenschaften, Verwüstungen, Starrheit und groß beweglicher Erhebung; hier ist der Mensch; das Neue; die große Zeit; hier schon erfüllt: „ich möchte, daß Sie das andere sehen: das was sein könnte und im Grunde auch ist.“ Hier ist, unvermittelt und kostbar, die mehr als die Zukunft bedeutet: die Zeitlosigkeit unsrer Zeit.

Kein Atemholen: der Atem reicht, in kurzer Zeit den starken Band der „Jagd nach Liebe“ folgen zu lassen. Ein Thema aus den Romanen der Herzogin: wie Claude Marehn, wie die Gestalten dieses Buches, ja wie seine Vorgänge und sein Stil gehetzt, aufgeregt und auf dem Zuge sind, so sagte Rustschuk hinter Violante, und nicht nur Rustschuk. Ein Thema der Romane Violantes, im Bande der Venus schon vollendet, hier aber zu einem Weltbild zugeschärft: aus dem Gesichtswinkel einer Manie, der reichsten übrigens, und ohne jede Verzerrung. Wenn hier auch München das Berlin des ersten Romans ablöst, hier ist nur noch ein Schein von Bürgertum oder seiner andern Seite, der Bohème, nichts von Groteske. Zwar Macht, Geld, Erfolg, alles Erstrebenswerte des Bürgers wird genannt, und es geschieht im bürgerlichen Sinne höchst Verblüffendes — doch dieses Buch steht schon nach der reinen Erfüllung der Herzogin von Assy; da ist zuviel Leidenschaft, um die versteckte Halbohnmacht einer Groteske, die, wenn auch sieghaft, den überlegnen Geist dem Bürgertum ausliefert, zu erlauben. Nur die

Kapitelüberschriften wiederholen den im Schlaraffenlande bereits zu Ende versuchten Ton. Hier ist, ganz in Handlung, für den bürgerlichen Alltag allzuraſche, unerhörte, umgesetzt, ein Lied: kalte schleudernde oder funkelnde Abenteuer. Hinter den Abschnitten eines Festes, das in breitem Zuge Treppen und Flure eines Hauses und in langem Erzähleratem ein weites Kapitel füllt, erscheint jedesmal ein liebendes Paar, das stumm sich selig aneinander hält und blickt: ein Handlungsrefrain, wie er nun — etwa seit Phili vom Hause der Assy in der Papierkrone durch den nüchternen Morgen stolperte — häufig wird; ein Flötenruf, eine unsagbare Geste, ein Schmerzwort, das die Zähne bloß zerrt, ein Dolchstoß des unerbittlichen, schamlosen Geistes, und wieder ein Flötenruf: Handlungen, die Kehrreime in einem Liede sind. Das Lied, hier hat es ein Ende: Claude liegt zu Bett, sterbend und verzehrt wie die Assy, aber nicht erfüllt, satt, voll Geist und Licht gesogen wie die Assy; Geldgierige um sein Bett wie um ihrs; eine Ergänzung: was für ein andres, verzognes Sterben! Aber Ute ist bei ihm, während Violante einsam lag, — denn Nino war in jenem öffentlichen Hause, schmachlos, wild, vorzeitig gefallen, wie es notwendig war. Hier gibt es Ute, die wir so liebten, mit ihrem roten Haar und großen Gliedern!

Weiter: ein Band Novellen, „Flöten und Dolche". Hier ist jene Fulvia, uralt, die Liebesgeschichten verachtet hat, weil ihr Herz nach Wichtigerem schlug, nach der Freiheit. Und sie, die Frau, lehrte die Freiheit den Stolzen,

Besitzenden, Abweisenden, der die Geliebte des Freiheitskämpfers verlangte, — daß auch er lernte, für die Freiheit zu fallen. Oder für sie, Fulvia? Nein: für die Freiheit. Die Liebe hat sich der Idee unterstellt; zu holdem Selbstbetrug vielleicht, aber blutig und im vollen Ernst. Daneben steht der „Drei-Minuten-Roman": jenes Mannes, der die Gefährtin, eine sinkende und schon entwertete Courtisane, nach geringen Versuchen nie geliebt hat und immer zu lieben wünschte: und dem einmal, vielleicht, das Leben wirklich war, als er um sie in einer dunklen Straße kurz weinte; aber schon damals war er namenlos stolz auf diese Tränen ... In „Pippo Spano" äußert sich die Meistergestalt dieses Buches, vorgezeichnet in allem, was Mann bisher geschaffen hatte, und erwartet, seit ihre Elemente in den Romanen der Herzogin lagen: der Komödiant, der gewissenhafte Abenteurer verantwortungsvoller Worte. Ihm wird die Leidenschaft der großen, starken, raschen Menschen zugetragen, um die er weiß, nach der er sich kaum zu sehnen wagt; ein leidenschaftlicher Versuch verstrickt ihn, sie anzunehmen — ihn, dem die Entführung der kleinen Prinzessin Nora doch nur seelische Übung war, nicht einmal gesellschaftliche Habilitation —; ihm gelingt noch der Glaube an dieses Leben, dieses heroische Leben der Frau, die das Buch besiegt; aber schon denkt er, was für ein Werk er daraus formen wird, spielt auf der Bühne seines Manuskripts, die Tat mißlingt, er bleibt: ein beschämter, verurteilter Komödiant. Welche Herbheit! welche Süßigkeit! Wie hat er gespielt! Wie hat er gelebt — nicht wissend,

daß er lebte, daß dieses Leben war, doppelt, da er dies Leben, dieses Versagen erlebte! So weit und reich ist das Leben in der Novelle Heinrich Manns; in jenen kühnen Sätzen, in denen seit der Herzogin von Assy die ganze Seele in eine rasche, berückende, prunkende Geste gebracht ist (und dies bei Menschen, die alles andre eher als primitiv sind); in denen selten eine direkte Rührung, immer aber eine direkte Erschütterung aufgerissen ist. Das Sein gerann in ihnen — sie sind längst nicht lebend, mehr als ein Aufriß, viel mehr als ein Ausschnitt des Lebens, sie sind Tat. Und es kommt alles auf die Tat an, eine Verwandlung ist geschehn, die unvergänglich ist: ein Märchen steht hier, schnell und kühn auch dieses, in berückenden Absätzen, durch die es flügelnd rauscht, ehern tönt und edelsteinern funkelt wie in allen Sätzen Heinrich Manns; ein Märchen steht hier, ein Leben abwickelnd, und heißt „ein Gang vors Tor". Da er zurückkehrt, müde, bestaubt und verdorben, der Ausgezogne, der Mensch, und erfährt, daß alles: Liebe, Wunden, Verbrechen, Sehnsucht und Taten nur ein Gang vors Tor waren, denn das Beste war immer geschehn, bevor er die Augen öffnete, sein Traum hatte es vorweggespielt — da kehrt er um und will lieber, als bei den Alten sitzen zu bleiben, den Gang vors Tor noch einmal tun und wieder alles beginnen, was er versucht hat. In dieser übernatürlichen, antinaturalistischen Kunst, in der die Realität nicht um des Bildes, um der Kunst willen verachtet wird, sondern zugunsten der Wahrheit, die Zukunft heißt, — grade in ihr siegt, für immer, die Aktivität des Lebens.

Der folgende Roman, „Professor Unrat", ist der „Natur" näher, als, bis auf wenige spätere Novellen, eins der Mannschen Bücher; aber auch er, da er sie konzentriert, ordnet und versammelt, belebt und besinnt sie; nur seine Farbe bleibt ihr näher. Es gilt „das Ende eines Tyrannen", das andre Problem: die Macht. Sie, die Verrat am Geiste ist — und äußere der Geist sich nur am Stehpult in einer grammatischen Arbeit, die, formal und fein, scharf und wesentlich dennoch einsam macht und erdrückt, —, muß ohne Liebe, ohne mindestens den Ausgleich der Demokratie, zum Irrsinn führen: der Mächtigste selbst, wenn seine Maßlosigkeit der unterworfne Pöbel dumpf erträgt, entfesselt die Anarchie. Welche Steigerung des Gefühls gibt es denn noch, als gegen sich selbst die Gewalt loszulassen? Daß Gymnasialprofessor Unrat an einer Chansonette zuschanden wird, bis zu der er seine Schüler verfolgt — den einen vor allen, der dem Geiste verfallen scheint und der Macht am gefährlichsten ist, da er sie von vornherein prompt und einfach bezweifelt —; die scharfe Heiterkeit dieses Buches; das Ungeheure der Unratschen Entgleisungen; der dröhnende Weltwitz, daß die Künstlerin Fröhlich, da sie der Macht nicht unterworfen werden kann, ihr gesellt werden muß und sie unfaßlich widerlegt und entarten macht; dies auf dem Grunde der Erkenntnis, daß der Bürger vor allen wurzellos ist, denn er klebt — dieses alles und daß dieses Buch neben allem auch amüsant ist, hindert und ändert nicht, daß es beispielhaft ist, ernst, und das Leben achtet, dem es sich unlegendär näher hält. Auch zu ihm wachsen

Fäden von den „Göttinnen“: dieser Lohmann, wenn auch ein Kaufmannssohn der norddeutschen Kleinstadt, ist ein gymnasialer Verwandter Ninos, die Gesellschaft der Künstlerin Fröhlich läßt noch einmal an jenen Variété-hahn des dritten Bandes denken, und ein fernes Bild der Herzogin selbst taucht in der exotischen Gattin eines Konsuls auf, zu der Lohmann seine heftige, schwermütige, tief wahre und in der Form ein wenig mühsame Liebe, die mehr als nur aus Liebe notwendig ist, richtet.

Sie ist, diese Liebe, Thema einer Novelle „Die Unbekannte“ des nächsten Bandes „Stürmische Morgen“. Die Gewalt einer Liebe wird zusammengefaßt; feierlicher, da sie schon in einer Knabenseele sich ereignet, größer, da sie mehr als nur Liebe, da sie die Beziehung zum Besondren, zur Schönheit und Bewegtheit des Lebens ist, Traum der Tat und Notwehr gegen den bürgerlichen Tag; und da sie nur ernster ist vor dem grausam witzigen Abbruch, der diesem Knabenherzen angetan wird, das — unverlogen, aber rein dargestellt, wie es eben ist — reiner ist als die Welt. „Abdankung“ wiederholt, knapp und gewaltsamer im kleineren Kreise, das Thema von der Macht, die sich überbieten muß, der nur die Wollust noch bleibt, im letzten Übermut die unterworfnen Gewalten gegen die eigne verworfen hingewandte Brust aufstehn zu heißen. Auch diese Novelle endet kurz in ungeheurem Ernste. — Und „Heldin“, die stirbt, damit sie die Welt gut wissen darf; lebt sie doch von ihrer Liebe! und „Jungfrauen“, die sich noch einmal aus dem Sturm in den heiteren Kreis ihres schwester-

lichen Lebensmorgens retten — welche Anfänge! Was für Morgenluft auf diesen Seiten! Meerfrisch, voll Witterung der Küsten einer Zukunft; Kinder, die nicht verkindlicht werden, verwickelte und nicht umgelogne Kinder einer großen Zeit und des ewigen Landes.

Stärker werden Macht und Geist, Erfolg und Liebe kontrastiert in dem Roman: „Zwischen den Rassen". Ganz gleich, ob er eigner Not entstammt, wie Professor Unrat vielleicht eigner Rache, — ist nicht auch er im Werke Heinrich Manns von Anfang bestimmt? Nicht als Abkehr von den Unrassigen des Schlaraffenlandes: aber Violante von Assy stand über den Rassen — allen fern und geheimnisvoll zugewendet! Man erwarte hier keine naturwissenschaftlichen Probleme, keine billigen und falschen Theoreme: der Kampfplatz der Rassen ist das eigne Herz, es geht nicht um Blutmischung, die höchstens Anhalt und Ausdruck ist, sondern um Lebensführung. Was ist denn Wirklichkeit; ist alles Leben mehr als ein Gang vors Tor; sollen wir das Wunderbare zerstückelt tun oder ganz betrachten? Violante von Assy, die zeitlose Heilige unsrer Zeit, konnte nacheinander dem Geist und der Tat, der Anschauung und der Handlung leben, und lebte schließlich doch alles in jedem. Wir müssen uns entscheiden. Und es siegt die Betrachtung, die sich zur Handlung aufreißt und aufrichtet, der Geist — und jeder andre ist vernichtet —, der Tat gebiert, selbst Tat wird. Es siegt Arnold, als er aus sich tritt und mehr vermag als Pardi. Aber was sagt dies, ohnmächtige Abstraktionen, von der Fülle und Gewalt dieser Dichtung! In

ihr ist nicht nur Jagd nach Liebe: in ihr ist Liebe. „Wie wir uns lieben!“ — von hier an klingt es immer wieder. Wir schlagen auf: eine Mondnacht steht da, in zwei Sätzen weit, groß und ewig, weiß über brennende Büsche an den Waldrand. Wir blättern weiter: jede Nuance jeder Art von Geselligkeit, die raschen, mäßig wahren Wallungen einer einfachen Seele und jede Besinnung einer schwierigen. — Es muß noch einmal wiederholt werden: der Roman ist um so besser, je mehr er Dinge enthält und je aufrichtiger er sie darstellt. Dieser hier enthält wie jeder Heinrich Manns und kaum weniger als die Romane der Herzogin von Assy alles, und mit der unnaturalistischen Lebensnähe letzter Wahrheit.

Wieder ein Roman: „Die kleine Stadt“. War jener ein Lied, ehern gesungen aus schluchzenden, zuckenden Mündern, war die Herzogin von Assy eine Kantate des Lebens, dieser ist ein fugiertes Hohes Lied, von einer Polyphonie, daß die Bewunderung die Sprache verliert. Die ganze Comédie humaine auf engem Raume, und nicht mehr Comédie; es gibt keinen Roman Europas, der mehr Gestalten bewegt, nicht einmal der der Göttinnen, aber wie sollte je ein Leser den Schneider Chiaralunzi mit dem Kaufmann Mancafede verwechseln! Die ganze Stadt ist Held dieses Buches; der zum Zwerge versunkne Uralte und der Baron, der Cafehauswirt und der Priester, der Advokat und die Hühnerlucia, Nello Gennari und Alba, und sie alle, jeder umhüllt von seiner Musik. — Das furiose Accelerando bis zum Prestissimo

politischen Kampfes, der — merkt es wohl! — aufrichtig, um das Ideal, in bitterem Ernst geschieht, das Andante der Andacht, Allegro staccato geistiger oder künstlerischer Leidenschaft, und das verlorne Zeitmaß der Liebe — Heinrich Mann, dem die Kunst am ehsten sich immer in Bildern darstellt, während am Gesang ihn die Arbeit, das Werden interessiert, hat das äußerste an Musik den Dingen hergegeben und aus ihnen gezogen, nicht in der berauschenden Sprache nur, mehr als nur in der außerordentlichen Komposition: in den Begegnungen der Seelen, in den Geschehnissen, im Ablauf und im Sinn. Und in der Musik selbst: in der Aufführung der Armen Tonietta, die eine zielsichere Hand über Terrassen und durch Kapitel dehnt und leitet, wie das Spiel im dritten Bande der Göttinnen. Was für ein Regisseur! So ist, vice versa, der Kampf zwischen den Parteien kapitellang geführt, genau und unpedantisch, atemlos in der Gebärde und mit überlegen gespartem Atem in der Darstellung, eine Holzerei, könnte der Kritiker einer Realität sagen, aber an Ernst und Bedeutung gewiß nicht die gewöhnliche Klopffechterei der sattsam bekannten Dramatik, antwortet ein aufrichtiger Leser. Eine Komödiantengesellschaft ist in die Stadt gekommen: und ihr Leben und ihre Kunst verändern die Stadt, vergeistigen und vergröbern sie, stürzen und erheben sie, führen sie menschlich zusammen zu Tod und Frieden. Im Dichter war von je die Sehnsucht übermächtig — nicht nur nach jenen gütigen, geistigen Menschen, von denen in besten Zeiten Jünglinge träumen: nach jenen Menschen wenigstens, die stark und

einheitlich leben, die so stark sind und so groß glauben, daß sie zur Tat kommen — sei es auch noch nicht die größte, die gütige Tat (zu der freilich, im stürmischen Morgen, jenes junge Mädchen, die Heldin kam), nach jenen Menschen, die wir nur noch, wie Pippo Spano, im Bilde kennen. So hatte Heinrich Mann die Menschen zu den Bildern geflüchtet, hatte Renaissancenaturen in die heutige Umwelt gestellt: in diesen letzten Bänden sind sie zu Menschen von der Wucht, dem herrischen Selbst, der reinen Stärke, der Verschrobenheit und harten Vielfältigkeit der Renaissance ausgestaltet, Menschen dieser Zeit oder einer kommenden. Und in der kleinen Stadt, die dies nach unten vollendet, leben Menschen, die, wie das Volk jener Zeit gewesen sein mag, sind. Er ist gerecht, der Dichter: auch der Priester, der Fanatische, ist verirrter Diener am Geiste und gerechtfertigt.

Dies ist nun das Geschehnis des nächsten Bandes, der Novellen, die nach der ersten „Das Herz" heißen, in einem Wort: die Renaissance des Menschen. Wie sollte es möglich sein, von diesen Novellen etwas zu sagen! Etwas, das mehr wäre als dies: sie erzählen von Herzen, sie vollenden die Renaissance des Menschen. Sie sind dem übrigen Werke fest verbunden: die Geschichte der armen Tonietta wird erzählt, dem nächsten Roman in wilder, genauer Verspottung vorgearbeitet („Gretchen"); Herzen dulden und erfüllen sich, das Geschick der Schauspielerin wird wieder aufgenommen, und auch ihm geschieht die äußerste Erfüllung: die Härte schmilzt ab, daß sie spielen wird, daß sie im Wahnsinn peinvollen Er-

lebens schon auf dem Grunde ihrer Seele spielte, das rettet sie; es ist Ursprung und Heilung der Mängel ihres Erlebens, ist Gift und Heilmittel. Dies gilt, und gilt viel weiter: der Schauspieler, der alle Keime der vielen Gestalten seines Herzens wechselnd entwickelt, ist das Urbild des Künstlers, denn alle Kunst ist Selbstdarstellung; nicht nur die Dichtung Heinrich Manns, sogar die Malerei; und letzten Endes ist der Schauspieler der deutlichste Ausdruck des Menschen, mindestens des sozialen Menschen, wohl des moralischen Menschen, und wohl des ganzen Menschen überhaupt.

In den Romanen der Herzogin von Assy trafen und erkannten sich Renaissance und das Heute — nein, das Morgen — in der Mitte: in heroischer Landschaft der Gegenwart. Im letzten Novellenbande, der „Rückkehr vom Hades", ist einheitlich von der späten Antike bis in die Zeit des Risorgimento die Renaissance des Menschen — als Mal für das lebende Geschlecht durchgeführt. Die Rückkehr vom Hades, ernstestes Komödiantenstück, voll Süßigkeit und Wildheit, thrazischem Aberglauben und achivischer Andacht; die Branzilla, Sängerin, härter als Properzia Ponti, nur physisch von der Sängerin der kleinen Stadt verschieden, sie, die böse ist vor Größe, sie, die Verbrecherin des Vollkommnen. Wie ist hier gearbeitet: drei die Zeit deutlich machende Winzigkeiten — eine Worte, ein Toilettenstück, irgend etwas — werden angegeben; dann beginnt ein Dialog, der, die Stichworte selbst aufnehmend, meist Monolog ist; und ergießt sein letztes. Ferner: Mnaïs, die andre Galathea, die

dem vor sie hingestohlnen Knaben nachts ihr einfaches Hirtinnen- und Statuengeschick erzählt, abergläubisch, innig in gütiger Bescheidenheit, bebend vor Süße. „Einfach sein und sich lieben!“ wiederholte Properzia Ponti, die das eine nicht, das andre zu gewaltig und falsch konnte. Ähnlich diesen der Monolog der Ginevra degli Amieri, die (in „Zwischen den Rassen“ schon erwähnt) nach dem Tode wiederkommt und nur vom Geliebten, dem sie sich zu gestehn nicht gewagt hatte, aufgenommen wird. Und „Der Tyrann“, der Branzilla im Bösen und in der Einsamkeit verwandt, vollkommen im Verbrechen, der, dennoch sehnsüchtig aus der Macht, die Wahrheit sagte, als er verriet, gegen sich selbst, und verzerrt bleibt statt beschämt. Alle diese Erhabenheit, diese sanften und harten, diese schonungslosen Werke — und das letzte: „Auferstehung“, das Werk von unerreichter Komposition, unnachahmlich gedrängter Kraft des Vorgangs und des Tones — die Geschichte jenes Abtrünnigen und doch Zurückgeführten, die man auf den Knien lesen sollte: sie hat unser Leben errettet, wir können uns nicht mehr töten, vielleicht werden wir ewig sein: unvermittelt ist zu wissen, daß der Weg der Menschheit, führe er im Kreise und durch Not und Schmutz, daß er aufwärts steigt; gehe er durch Jahrhunderte oder Jahrtausende, er geht zum Ziel, und nicht zu einem zufälligen: zur Menschheit, des Menschen Weg. Ihn führt, den Weg des Geistes, auch hier die Liebe; wie schon Fulvia, wie Violante von Assy, ist die Frau vielleicht nicht Trägerin der Idee — auch dies mag sein — aber Führerin; sie mag sie selbst

vom Manne genommen haben, mag sein, sie fanden sich in ihr — und ihr führt sie den andern zu.

Schon liegen neue Novellen vor, an die Art des Bandes „Das Herz" geschlossen, in wenigen Sätzen das Wesen eines Geschicks, die Seltsamkeit des Vertrauten, den Sinn des Alltags sagend: „Der Vater" etwa, und „Der Bruder". Groß steht unter ihnen „Die Tote", die Novelle eines Betrognen, der sich betrügen läßt — da dieser Betrug seine Seele reicher wandelt, statt sie aufzuheben; es kommt für diese Entwicklung des Geistes so wenig auf das Mittel an, daß nicht nur ein Betrug, sondern sogar ein in jeder Hinsicht — ökonomisch und psychisch — unwirksamer Betrug sie bewirkt: doppelte Parodie, und wie reich, und wie einfach! Schon besteht ein neuer Roman, „Der Untertan". Noch einmal kehrt Heinrich Mann in die deutsche kleine Stadt zurück, zu unerbittlicher Kritik, hingestellt, nicht hingesagt, in einem Kunstwerk von geschmeidiger Härte. Er findet nur einen Gerechten, den alten Buck, den Aufrechten der vierziger Jahre, einen deutschen, ruhigeren, aber nicht weniger festen San Bacco. Und dieser stirbt: am Ende liegt er auf dem Bett, wie früher Claude Marehn und Violante von Assy; und an seinem Bett erscheint der Feind. Wäre nicht die Hoffnung, daß einige Knaben mit gefurchteren Stirnen, als sie in der Stadt üblich sind, noch bis zuletzt ihn, den Verfemten, gegrüßt haben — — o, warum sind die San Baccos, die Bucks so alt! und die Ninos sind so gefährdet! — Dies wird als der Roman des neuen Kurses, der erste und der einzige, bekannt

werden, eindringlicher, als es kurz gesagt werden kann; und wenn dem Bürger den ersten Roman noch zu genießen gelang, hier empfängt er den Todesstoß.

Dies ist das epische Werk Heinrich Manns — zu dessen Lobe noch etwas sagen zu wollen vermessen wäre. Aber es ist noch nicht das Werk: da sind noch die Dramen, deren eins „die Schauspielerin" wieder darstellt, und eins, „Variété", Episoden der Umgebung, die ihr Geschick ist; da ist die rührende Gestalt Brabachs, und Madame Legros, die neue, einfachere, aber reiner besessene Jungfrau von Orléans, davon entzündet, daß ein Unschuldiger leidet, darum in eine Umgebung sich begebend, die gelockert ist, weil keine Idee sie hält, die zerfallen wird — und einfach zu sich zurückkehrend.

Da sind noch Essays, in einer bisher ungekannten Vollendung, über „Geist und Tat" die wichtigsten, Aufrufe zum Geiste (und des Geistes zur Tat) gegen die Macht, über Flaubert, Choderlos de Laclos, Zola. Auch diese Aufsätze gehören in das Werk eines Unerschöpflichen. Es nimmt einen Umfang an, daß die homerische Frage aufgeworfen werden könnte, wenn ihn nicht einige gesehn und gehört hätten — einen Mann hinter einem Werke. Seine Aufsätze sind Romane europäischer Begebenheiten und Personen, Novellen europäischer Gedanken (die keiner besser formulieren könnte, als er es tat: im Aufsatz über den Europäer, den er erkannte, wenn er ihn nicht entdeckte). Sie haben den heroischen Stil seiner Epik, diese Wendungen, die erzittern lassen vor ihrer Genauigkeit, diese Sätze, die Tore aufsprengen bis in den Ab-

grund, diese Leuchtkugelworte, die Musik dieses Schmelzens oder Berstens. Seine Sprache, das vollendetste Deutsch, das seit Heinrich von Kleist geschrieben wurde (aber den an Härte übertrifft wie Stifter an Reinheit, den Amerikaner Poe an Präzision, und Shakespeares gelenkigen Überschwang erreicht), seine Sprache hat die Vorzüge aller europäischen Dialekte; ihr gelingt das südlich dunkle Timbre und die scharfe Sachlichkeit eines gescheiten Norddeutschen; sie kann die ausrufende, biegsame Naivität des Italienischen haben und die schnelle Helligkeit des Französischen, ja seine hart hitzigen Wendungen, seine Verschiebungen gewinnen, — und kann dies alles, während sie mehr als nur fehlerloses Deutsch bleibt. Das ist die europäische Sprache — europäischer Romane, des europäischen Romans, den Heinrich Mann geschaffen hat.

Was vermag dieser Stil! Wie biegt er sich, und wie trifft er: Ginevras Hirn liegt entblößt, daß wir jede Mühsal ihres Erkennens fühlen und erschreckt in ihre Zeit beschränkt sind; aber auch die sanfte Stirn der Contessa Blà leuchtet klar, auch Käthchen Zillig sitzt auf starken Rundungen weißblond bei uns, und die Künstlerin Fröhlich bewegt sich — so schafft er mit bildnerischer Kraft den Leib. Wir schlagen einen Band auf — das erste Wort, wir lesen: „mit trocknem Mißtrauen". Wer fühlt es nicht? Wir blättern — es ist „Zwischen den Rassen" — zum ersten besten: „Gugigl warf ironische Blicke dazwischen; plötzlich schnitt er ein Gesicht und fragte, ob die Rede von Zuckerwerk sei. Die Damen kicherten. Pardi hatte nicht verstanden. Er blieb süß; und doch ging in

seinem Lächeln jäh ein Hinterhalt auf, eine Drohung. Gugigl bekam eine treuherzige Miene. Darauf verbeugte Pardi sich ein wenig, als habe er Genugtuung erhalten, — und wendete sich wieder Lola zu." Wieviel Wechsel in einem Satze! Was für Verbindungen! Durch was für Zustände sind wir geführt worden! Aber um was nicht weiß auch alles dieser Dichter, welche Geheimnisse, welche Künste, welche Rezepte — wie etwa, in der kleinen Stadt, jenes Italias mit den getrennten Fingern! Dieser Stil bleibt absolut überlegen jeder Situation, der unwahrscheinlichen Fülle von Episoden: das heißt er ist episch. Vielleicht wäre diese epische Fülle nicht möglich, wenn Mann Lyriker wäre, bei einer Vielzahl lyrischer Entladungen. So kommt, aus verdrängter Lyrik — welche Arbeit! welche Entsagung! — die tiefe Färbung jeder Einzelszene, die Glut, Herbheit und Süßigkeit, das Wirkende. Denn das Wirkende jeder Einzelheit in der Kunst ist lyrisch, alles Verbindende episch.

Als Epiker geht Heinrich Mann ganz in die Menschenerde ein. Er fragt nicht nach dem Himmel, Gott ist höchstens ein Requisit der Gestalt, ihn selbst kümmert er nicht, und von der Hölle zeigt er nur die Zurückgekehrten. Aber nicht mehr, wie im bürgerlichen Roman, gilt es Charaktere, sondern mehr, es gilt Menschen. Psychologie ist nicht mehr als ein Mittel. Seine Gestalten sind ihr Typus, sind die Idee ihrer selbst. Wovon sprechen sie, in seiner Sprache? Von sich selbst, vom Leben, weil es des Menschen Leben ist, und vom Ideal, alles andre ist Durchgang, Ausdruck oder Zubehör. Wovon sprechen

sie? Sie antworten sich immer selbst, mit Ausrufen, die einschneiden, sie erwarten nur Antworten, die sie schon wissen. „Wie wir uns lieben!"

Es sind die letzten Menschen, die erlebten und zu erleben sind. Zwar die Skepsis erschüttert nur den Tyrannen (warum nicht den Empörer? ganz einfach: weil er recht hat!), doch sie alle sind fragwürdig gemacht, alle, sie haben sich zu behaupten. Man könnte sagen: amerikanische Schicksale — wenn die Unbegrenztheit ihrer Möglichkeiten nicht auf einer bewußten Regelung ihrer Triebe beruhte und nicht getränkt mit allen Raffinements und allen Edelmuten Europas wäre, und wenn die Farbe nicht ins Romanische tendierte, also höchstens nach Südamerika, das wir nicht recht zu Amerika mehr rechnen. Sie alle haben sich in diesen Schicksalen zu behaupten, warum sind die San Baccos alt, die Ninos so gefährdet, warum stirbt Violante, unbewegt und nach allen Erschütterungen? Sie sind in Frage gestellt, aber diese Fragwürdigkeit, zu allem bereit, ist unsre Kraft. Das Abenteuer ist unser Beginn. Dieses Werk ist, weit über das Antibourgeoise hinaus, die große Folge des unbürgerlichen Romans. Der Dichter sagt, wen er Bürger nennt: „alle, die häßlich empfinden und ihre häßlichen Empfindungen obendrein lügenhaft ausdrücken". Nichts mehr von Bürgertum, nichts mehr vom Tage. Es gilt die weiteste Beziehung, nicht einer Familie wird durch die Zeiten gefolgt: eine Rasse wird in der Ewigkeit der Zeit gelebt, die geistige, die Menschheit heißt. Die Menschheit, nicht mehr als Comédie, schonungslos und ehrfürchtig

angesehn; hinter dem Erfolg, auf der Jagd nach Liebe, die große, arme Menschheit, menschlich betrachtet, nach ihrem Recht befragt und mit ihrer Verheißung gesegnet.

Alles ist in diesem Werk, alles Menschliche. Alles: Liebe und Erfolg, das Geld (groß ist, daß es hier nicht wie so oft verschwiegen oder verleugnet wird), Sucht nach Liebe und nach Erfolg, Qual des Strebens und Bitterkeit des Gelingens, das Schwerste sogar: das Vollkommene — ist Schönheit geworden. Was aber ist Schönheit?

Erstens: eine Waffe, dann — ein Gebot. Und dann eine Verpflichtung. Kein Sein und keine Ruhe. Aufreizend, revolutionär. Hier ist keine Schilderung, kein Abmalen, hier ist kein Verweilen; das Romanwerk ist unter die Idee gestellt. Unter welche? Es gibt, von hier aus und zur Schönheit, nur eine: die Renaissance der Menschheit. Ihre Rufe: Gerechtigkeit! darum: Freiheit!, und darum: Demokratie! und Tat! Um ihretwillen hat Mann dem ihm doch fremden Zola preisend nachgelebt, sie hat er aus dem französischen Werke entwickelt. Sein eignes Werk, groß wie mindestens die Comédie humaine, ist der Roman, der die Idee wiedergefunden hat. Er, der Leidenschaftlichste, wenn nicht von Person, so doch zumindest im Werk: er bekennt den Rationalismus; nicht für die Betrachtung — für die Ordnung. Die Kunst steht immer, wenn sie echt ist, ganz auf der linken Seite; auch ist sie rechts, die viel zu viel Bewegung hat, von je verdächtig. Die großen Romanwerke waren, außer den sehr anzweifelbaren Walter Scotts, liberal. Das letzte, Heinrich Manns, zieht die Konsequenz: es ist demokratisch. Dies

aber im Sinne der groß, frei und ganz Lebenden, der Starken und Tätigen, der Gütigen und Geistigen — es ist also die echte Demokratie, die nichts als die verwandelte Aristokratie ist: möglichste Herrschaft des Geistes, Tat des Geistes, der die Gewalt vernichtet. Hier greift er zu seinem nächsten, der Kunst, die nun ganz Ausdruck ist. Der neue Roman, europäisch, unbürgerlich und revolutionär, hat im Werke Heinrich Manns die Idee auf sich genommen: die Renaissance der Menschheit, die Auferstehung.

Heinrich Mann: In San Gregorio

Sie ward getrieben von der Hast des schlechten Gewissens. Wie sie endlich mit Pardi allein im Schnellzug saß, fürchtete sie, von Bekannten ertappt zu werden, und zugleich forderte sie den Zufall heraus. „So", dachte sie, „muß einem anständigen jungen Menschen zumut sein, dem es einmal passiert, daß er mit einer Dirne auf Reisen geht." Sie hätte Champagner verlangen, den Mann dort küssen mögen, und wagte vor Befangenheit kaum den Kopf zu wenden. Pardi rauchte und lächelte ihr siegesgewiß zu.

Als sie sich von ihm in den Wagen heben ließ, dessen kleines Pferd nicht stehen wollte, schlugen ihr die Zähne aufeinander. Unter dem Mantel des Mannes, in seinem Arm: so jagte sie in die dunkle Campagna hinein. Manchmal flirrte fieberhaft in nächtlichen Gärten ein Haus, von Sternenlicht weiß. Manchmal fiel einen, wie ein Räu-

ber, ein schwüler Duft an und blieb, wie von einem Hufschlag getroffen, am Wege liegen. Jetzt hingen nur noch wenige schwere Gestirne tief herab auf das verödete Land, — dessen ganze wilde und schlaffe Schwüle Lola durchdrang, wie die Lippen des Mannes sich auf ihrem Hals zerdrückten.

Pardi und der Kutscher stiegen ab; ein Büffel lag auf die Straße gewälzt. Dann hallte über ihnen der Bogen eines Aquäduktes und dröhnten unter ihren Rädern die römischen Lavaquadern. Bei einem Brunnen, der seinen geschweiften Giebel, sein Muschelbecken und seine trinkenden Putten, wie ein heroischer Dandy, gegen die Einöde behauptete, rasteten sie; Pardi befahl, das nasse Pferd zu bewegen. Als hinter dem Wagen die Dunkelheit zusammenfiel, fing Lolas Herz zu klopfen an. Sie wartete. Ihre und des Mannes Hände trafen sich und erschraken. Da riß er sie an sich.

Lola atmete ungeregelt und lachte, als sie wieder einstiegen.

„Können wir nicht bis ans Meer fahren, Liebling? Jetzt möchte ich das Meer sehen."

„Ans Meer? Wir sind gleich zu Hause."

„Zu Hause? Wo?"

Wie durch ein dunkles Abenteuer raste man dahin, liebte einander, ohne einer des anderen Augen erkennen zu können, und hatte in aller Überreiztheit das Gefühl, man schlafe.

Was kam nun? Langsam stieg es in dicke Mauern hinein. Ein Städtchen hängte darüber seine langen, wilden

alten Häuser, schickte sie, schlaftrunken und voll Wirrsal, den Berg hinan. Auf einem gewalttätig gewinkelten Platz hielt ihr Wagen; düster wuchtete der Dom herab; — und sie stiegen, der Arm des Mannes um Lola, zwischen lagernden Ziegen über die Treppengassen. Aus einem verschlossenen Hause ein Lachen machte, daß sie auseinanderfuhren und, noch fester beisammen, auf der niederen Mauer die Gesichter ins Weinlaub drückten. In schattig erstickten Kissen sahen sie es sich hinabbiegen und zergehen in der heißen und schweren Tiefe, deren Atem mit verhaltenen Stößen an ihre Lippen prallte.

Und ganz oben — der Mann trug sie über die letzten Häuser hinaus — der vergitterte Palast, von Greifen bewacht, in seiner Verwilderung und seinen Wunden. Und jenseits der bröckelnden Schwelle das Echo aus weitem Dunkel, und dahinten am Fuß der Treppe ein Licht, so dünn, daß nur des Alten, der es hielt, magere Halssehne aus dem massigen Schatten sprang. Und über ihren Mosaikböden die leeren Säle, in deren Wänden einmal ein bleiches Gesicht sich entblößte, als heulte es auf, aus deren Decken einmal ein dunkles Gefunkel fiel, wie ein vergangener Dolchstoß. Und, am Ende, das Gemach, eingeengt von mächtigen, ineinander verfleischten Leibern, deren es voll schien, die durch die weiten Fenster und zur Tür hinausquollen und die Wildnis des schwarzen Gartens durchtobten ... Schwindlig von Gesichten, fühlte Lola ihre Kleider gelöst, sich umgewendet, gezogen, hingerafft.

„Laß, daß ich mein Haar öffne!"

„Meine Göttin!"

„Wer sieht uns zu, hinter der Bettsäule, am Spalt des Teppichs?"

„Warum erschrickst du? Ich bin da. Fühlst du mich?"

Aber nach Stunden, jenseits der Traumgrenze, funkelten wieder die gelben Augen der Faune, die mit ihren gespaltenen Hufen über die Schwelle der Gartentür stapften und das Bett umstellten.

Sie stand auf, bevor er wach war, wagte nicht das Zimmer zu verlassen, sich nicht zu zeigen, und saß, mit der Schulter nach dem Bett, unbehaglich auf dem zerrissenen Gobelin eines Prunksessels. Ohne darauf zu achten, hatte sie ihre Toiletteſachen wieder in die Tasche gelegt und hielt die Hand darauf. Sie sann verstört. Hinter ihr gähnte es und warf sich's herum.

„Komm!" lallte er.

Sie sprang auf und flüchtete in den Garten. In kurzem, sah sie, verlief er auf den kahlen Berg. „Ich möchte fort", dachte sie. Da erinnerte sie sich jener Nacht in Deutschland, als sie, wie spielend, auf und davon gegangen war und er sie eingeholt hatte. Sie ging das Haus entlang und betrat durch eine zweite Tür eine Galerie, worin der Alte von gestern den Tisch deckte. Er legte langsam hin, was er hielt, und verneigte sich, und während sein Kopf auf der Brust lag, errötete Lola. Sie nahm einen Korbstuhl, verließ ihn wieder, wechselte mehrmals den Platz. Ihr Kleid, merkte sie plötzlich, bekam einen roten Saum vom Fußboden! Sie wollte sich

auf eine der seidenen Bänke setzen, sich an eine der goldenen Konsolen lehnen: und Staub flog auf. Unter dem Sofa drüben sah sie ihn geballt, wie Watte.

„Das Schloß ist wohl sehr alt?" fragte sie den Diener.

Sofort setzte er ein mit einer Aufzählung von Daten, Namen, Gegenständen, als führte er Fremde umher.

„Auch ein römisches Mosaik? Das will ich sehen."

Sie erreichte nicht die Tür: eine Frau in schwarzem Kleid trat ein, groß und dunkelhaarig, noch schön trotz gelber, müder Haut, und starrte Lola finster an, — bevor sie, als besänne sie sich, sehr freundlich ihre Dienste anbot. Lola antwortete, aus Verwirrung, mit entgegenkommendem Lächeln. Durcheinander fragte sie die Frau, wie sich's hier lebe, was denn ihr Mann sage, wie alt ihre Kinder seien ... Da sah sie über dem Kamin, auf der Lockenperücke des bronzenen Reiters, eine ganz in Staub gewickelte Haarnadel. In ihr zuckte es auf. „Natürlich! Sie gehört zu seinen Geliebten. Eine andere hätte das gleich gesehen."

„Nein, ich brauche gar nichts, Sie können gehen."

Auch der Alte ging: rückwärts, und sah dabei fragend auf Lola. Sie reinigte mit der Serviette einen der Korbsessel, bevor sie sich hineinwagte. Sie hob ein Knie auf das andere, beugte sich darüber, faltete dick die Brauen: „Da sitze ich nun; das habe ich davon." Wo war die leidenschaftliche Poesie der Nacht? Schmutzig, nüchtern und gemein war's jetzt. Der Garten lag voller Abfälle, die schwerlich von Faunen herrührten.

Pardi stieß die Tür auf.

„Guten Tag, Cesare Augusto", sagte Lola, mit einem Lächeln aus gesenkten Augen, angewidert und entzückt in einem.

„In Hut und Schleier, als ob sie mir durchgehen wollte! In ihrem großen blauen Schleier, unter dem ihre goldenen Haare schimmern wie ein versenkter Feenschatz."

Sie blieb regungslos, bis sie seine Hände spürte: da stieß sie, entsetzt, um sich.

„Was gibt's? ... Ach so, auch vorhin bist du mir davongelaufen. Habe ich etwas nicht recht gemacht? Aber mir scheint —"

Er tätschelte, und Lola bebte.

„— daß diese Kleine mit mir ganz wohl zufrieden war."

„Ich habe lange gewartet. Der Hunger macht mich nervös."

„O! essen wir! Ich meinerseits bin hier auf dem Lande oft den ganzen Vormittag draußen, nur mit einer Tasse Kaffee im Magen. Stört dich's, daß ich rauche?"

„Nein ... Und dann finde ich's hier langweilig."

„Schon? Wohin möchtest du? Was sollen wir vor Oktober in Florenz?"

„Bleiben wir also! Ich muß das Schloß kennen lernen. Wo hast du als Knabe dein Zimmer gehabt? Denn du warst doch schon als Knabe hier?"

„Nein. Ein Großonkel, der als Kardinal in Rom lebte, hat es gekauft. Ich habe es erst mit zwanzig Jahren betreten, nachdem ich es geerbt hatte."

„Und das bleiche Bild von gestern abend?"

„Alles fremde Leute. Wir sind jünger, wir sind keine Feudalen. Unser einziger Kardinal war nur ein Snob. Wir sind Florentiner Bürger und durch Fellhandel reich geworden. Glücklicherweise sind es bald hundert Jahre, seit wir das letzte Fell verkauft haben."

„Aber seither seid ihr Grundbesitzer. Eine Meile im Umkreis, sagtest du gestern, gehört dir?"

„Und meinen Gläubigern."

„Wie kommt das? Dein Vater —"

„— war ein Geizhals."

„Also du allein. Und auch in Toskana warst du reich. Sage, was hast du mit alledem getan?"

Da er nur lachte:

„Du hast gespielt?"

„Auch."

Sie drängte ihre Brust gegen seinen Arm. Mit Kinderstimme:

„Und sonst?"

Sie duldete seine Liebkosungen, sah dabei angestrengt zur Seite. Plötzlich schroff:

„Laß!"

Mit wiedererlangter Verführung:

„Und sonst? Wer hat dein Geld bekommen?"

Er umfaßte sie, mit Armen und Knien, ruhig und fest, küßte sie, wo es ihm beliebte, und lachte in ihre zornigen Augen, die ihren Mund und sein süßes Lächeln verleugneten.

„Wie dies Kind neugierig ist!"

„Ich bin kein Kind; ich möchte deine Freundin sein."

„Glücklicherweise eine Freundin, die kein Glied rühren kann".

„Ich muß wissen, wie du gelebt hast. Bin ich denn eine Fremde? Bin ich eine Untergebene?"

Sie sah gespannt hin: sein Lachen ward zusehends zu einem stummen Feixen der Verachtung, — das sie begriff. „Ich habe dich gehabt", sagte es. „Worauf pochst du noch? Was kannst du noch?"

Sie war dunkelrot, und ihr lockendes Lächeln zitterte, aus Verstörtheit, noch immer um die entblößten Zähne. Er küßte sie darauf und ließ sie los. Sie floh in den Kaminwinkel.

„Sie beleidigen mich! Sie verhöhnen mich!"

Sie stand vorgebeugt zum Kampf, das Gesicht verzerrt von Wut. Er verschränkte die Arme.

„Sie haben eine Vergangenheit. Sie haben mit Frauen gelebt. Ich weiß es."

„Wenn Sie's wissen. Aber ich versichere Ihnen, daß Sie sich irren"; — sehr höflich. Und mit nicht nachweisbarer Ironie:

„Sie sind die erste Frau, die ich liebe."

„Und wenn ich selbst Ihnen manches verheimlicht hätte?"

Er wehrte gelassen ab.

„Oh! Nicht nötig. Ich habe mich überzeugt, daß ich keinen Vorgänger gehabt habe."

„Sie sind gemein!"

„So liebe ich dich!“ – und er kam rasch auf sie zu. Vergebens wand sie sich unter seinem Griff; er schleifte sie aus dem Winkel hervor, stieß sie aufs Sofa. Sie fiel auf die Brust und klammerte sich an die Lehnen.

„Sei artig!“ – und er machte, ohne ihr weh zu tun, einen ihrer Arme los.

„Ich will Ihre Vergangenheit wissen“, wiederholte sie, störrisch und ratlos. Er ließ sie.

„Nun, Sie sind schlechter Laune. Also kümmere ich mich jetzt um meine Geschäfte. Auf Wiedersehen.“

Als draußen seine Schritte verhallt waren, richtete Lola sich auf, stützte die Hände auf den Sitz und sah mit Ekel an sich hinunter. „Wie der Mensch mich zugerichtet hat! Warum führe ich auch eine Lage herbei, in der ich ihm Widerstand leisten muß. Häßlich war ich dabei. Die Frauen macht echter Widerstand häßlich. Nur der geheuchelte steht ihnen. Und ich kann nicht heucheln. Ist es lästig, ein halber Mann zu sein! Wenn man ihm doch nicht mehr damit imponiert. Ich war in gerade solcher Wut wie neulich in Viareggio, als er rückwärts aus der Tür ging. Das fällt ihm jetzt nicht mehr ein, denn er hat sich genau überzeugt, daß ich eine gewöhnliche Frau bin, daß alles in Ordnung ist. Wie sagte er? Nicht nötig; ich habe mich überzeugt –. O, sehr gemein; aber wußte ich's nicht? Den eifersüchtig machen zu wollen mit Gefühlen, aus denen nichts geworden ist! Schläft er denn mit meiner Seele?“

Lässig stand sie auf, strich an ihrem Rock hinunter, ordnete das Haar.

„Er ist stark: er braucht mich gar nicht. Ein anderer wäre mein Freund gewesen. Aber —" und sie spähte in sich hinein, nach dem verschwimmenden Bilde eines Gesichtes, „hätte ich ihn dafür nicht verachtet?... O, wir sind erbärmlich, wir Weiber; wir kennen nur Verachten oder Verachtetwerden. Dies hab' ich nun. Für's erste hänge ich an ihm. Ist das erst vorüber, bleibt nur noch der Haß; und dann werd' ich ihn wohl betrügen? So sind wir Weiber doch?"

Sie verließ die Galerie, schlenderte, die Röcke mit beiden Händen aufgerafft, durch mehrere Säle. Am Ende des letzten sah sie in einen Arkadenhof. In einer sonnigen Ecke, an die zierliche Doppelsäule gelehnt und mit hängenden Rosen auf ihrer Nachtjacke, saß eine Alte und spann.

„Guten Tag, wie geht es?" sagte Lola und blieb müßig stehen.

„Ihr seid hübsch, unser Herr hat recht gehabt", sagte die Alte und fuhr mit ihren wilden schwarzen Augen um Lolas Formen. Lola errötete. Sie bemerkte, daß das trockene weiße Gezottel der Alten so aussah, als hätte sie's gesponnen.

„Das ist eine Handspindel? Wie macht man's?"

„Laßt doch! Ihr seid ungeschickt. Zu anderem werdet Ihr geschickter sein: unser Herr wird schon wissen, wozu."

Die Alte begann mit tiefer Stimme zu summen, wiegte sich und bewegte spinnend, wie im Reigen, die Arme. Ein wenig ängstlich, als müßte sie nun gleich den Zauber

der Hexe wirken fühlen, sah Lola ihr zu. Die Alte brach ab; plötzlich sog sie ihre beiden Lippen ganz ins Innere des zahnlosen Mundes. Dann:

„Ihr seid wahrhaftig die Hübscheste seit der allerersten, die er herbrachte."

„Wann war das?"

„Als er das erstemal kam. Viele Jahre sind's. Mein Sohn hatte noch den Hof von ihm in Pacht, drunten in Spello, bis er am Fieber starb, auch er, der Arme."

„Ja. Aber jene erste: wie hieß sie?"

„Ich weiß nicht mehr. Er brachte seither so viele mit."

„Immer war er mit Frauen hier?"

„Auch mit Freunden. Sie tranken und jagten. Einmal im Winter haben sie droben auf der Akropolis einen Wolf erlegt."

„War auch damals eine Frau hier?"

„Da sieh! Ihr scheint eifersüchtig!"

Das tiefe Gelächter der Alten klapperte in allen Winkeln nach.

„Ihr liebt ihn wohl sehr, Kleine? Er ist ein Mann, wie? ein tüchtiger. Ah! Das sieht man: Ihr liebt ihn. Da würdet Ihr ihn also nicht betrügen, wie jene erste tat: — verdammt sei ihr Name, der mir nicht einfällt. Denn Ihr müßt wissen, daß ein junger Herr mit ihm hier war, der auch mir gefallen hätte. Als aber er, der unsere, dahinterkam, daß sie jedesmal, wenn er betrunken war, zu jenem ging, da meinten wir draußen, es gebe Mord. Doch einigten sie sich und ließen alles am Mädchen aus. Nackt jagten sie es hier heraus — zu viel

Wein hatten alle — und mit erhobenen Peitschen um den Hof herum, viele Male, bis die Knie ihr zitterten und ihr Geschrei rauh klang. Ich war's, die dort aus der Kirchentür lugte und sie ihr aus Mitleid öffnete, daß sie hineinschlüpfen konnte. Da kommt! Da seht!"

Die Alte glitt von der Mauer, packte Lolas Hand und strebte, vorgebeugt, eilig schlürfend, über den Hof.

„Helft mir doch, die Tür zu öffnen! Ich habe nicht mehr genug Kraft. Ach, ach!"

Und Lola:

„Oh!"

Von der Schwelle des Hofes voll abgefallener Kalkbrocken sah sie unvermittelt in eine Welt spiegelnden Marmors. Die Stufen zum Hochaltar hielten den Abglanz seiner gelben Wand in ihrer schwarzen Marmorkaskade. Blau, voll goldener Augen, schwangen marmorne Vorhänge ihre Falten um die Pfeiler der Kapellen, um die Balkone.

„Dort auf den Stufen warf sie sich nieder: ja, seht, genau hier; und grub das Gesicht in dieses Silbertuch, das vom Altar hängt. Wie Tolle stürzten jene hinterdrein. Ich konnte die Tür nicht rasch genug schließen, aber ich rief mit erhobenen Armen: Tötet sie nicht! Tötet nicht die schöne Gida! ... Denn ja, jetzt ist's mir eingefallen, Brigida hieß sie, wir nannten sie Gida, und er und seine Freunde sagten Gigi ... Da liegt sie nun, seht doch! ganz nackt, mandel- und rosenfarben, hell und rund gekrümmt auf dem schwarzen Stein, und sie wollen über sie herfallen! Mit unserm Herrn ist der Schlimmste der,

um dessentwillen ihr's so schlecht geht. Gibt es Dank unter den Menschen? Und wäre nicht einer gewesen, der sie am Arm festhielt — Er sagte: Wie ist das schön! und dann standen sie und betrachteten. Und unser Herr neigte sich ganz zärtlich — Aber was habt Ihr, daß Ihr erbleicht? Fürchtet nichts, solche Dinge können nicht mehr vorkommen; er ist jetzt älter und frömmer; er betrinkt sich nicht mehr wie die Jungen; auch sagt man, daß er weniger Geld hat. Reichere Herren gibt's in der Gegend. Beim Heraufkommen werdet Ihr die Villa des Herrn Catelli gesehen haben, die unterste, mit den Erdstufen und dem roten Hause. Er ist ein freigebiger Herr. Schon mehreren unserer Mädchen habe ich, indem ich sie zu ihm führte, eine gute Einnahme verschafft; und wenn Ihr wollt —"

„Nein," sagte Lola, „ich will nicht."

„Natürlich. Ich vergaß: Ihr liebt zu sehr unsern Herrn."

„Und ich bin seine Frau."

Da die Alte ratlos zu ihr aufblinzelte:

„Ich bin die Contessa Pardi, und ich verzeihe Ihnen, daß Sie mich nicht kannten."

Sie wollte gehen, aber die Alte hing ihr an den Röcken; sie weinte:

„O Herrin, gute Herrin, übt Mitleid! Seht, ich arme Alte lebe in jenem Turm allein. Meine Söhne, die Eurem Gemahl dienten, sind nun alle gestorben, ich habe keine Zuflucht als diese. Meine Nudeln koche ich mir, spinne und sehe niemand. Was wußte ich? Übt Mitleid

und verratet mich nicht unserm Herrn! Wohin mit mir, wenn er mich vertreibt?"

„Bleiben Sie, bitte, hier", sagte Lola, höflich und etwas verlegen, wie zu einer Dame, die sich wegen einer Taktlosigkeit entschuldigte. „Ihre Erzählung war sehr unterhaltend."

Aus dem Roman „Zwischen den Rassen"

Ossip Dymow: Beleidigung

Bis zu meinem vierzehnten Lebensjahre lag ich im Kampfe mit den „Strolchen". Ich bediente mich dieses Ausdruckes keineswegs in seinem gemeinen, alltäglichen Sinne. Ich vermutete nämlich damals, daß sie wirklich so hießen; es gab Soldaten, Feuerwehrmänner, Juden, Knaben, Mädchen und „Strolche". Alle Knaben, die keine Hosenträger hatten und barfuß umherliefen, waren Strolche. Ihr Merkmal war, daß sie nicht gingen, sondern liefen. Sie waren schmutzig, konnten laut pfeifen, indem sie die Finger beider Hände in den Mund steckten, und vermochten auf keine Weise in die Realschule zu gelangen und eine Uniform zu tragen. Indes wir anderen alle niemals barfüßig gingen, auf der Straße nicht pfiffen und eine Uniform trugen.

Sicherlich waren das nur arme Arbeiter- und Handwerkerkinder, Söhne der Schuhmacher, Weber, Dachdecker. Aber das kam mir damals nicht in den Sinn. Denn, so mußte ich wohl gedacht haben, wenn es Ar-

beiterkinder wären, müßten doch auch Mädchen darunter sein; Mädchen gab es keine, richtiger, ich sah sie nicht. Mein Krieg mit den Strolchen begann kurze Zeit vor meinem Eintritt in die Realschule. Und zwar war es so gekommen, daß ich selbst der schuldtragende Teil wurde, und ohne zu ahnen, was ich getan hatte, diese Knaben mir zu Feinden machte.

Ich entsinne mich, daß es schon gegen Abend war. Ich kehrte von meinem Freund T. zurück. In den Händen hielt ich das Lehrbuch der Arithmetik und einige Hefte. Ich bereitete mich damals gemeinsam mit T. zur Aufnahmeprüfung vor.

Bei der Brücke blieb ich stehen und lehnte mich ans Geländer. Inmitten des seichten, orangefarbigen Flüßchens schwamm wie ein Beistrich ein kleines Zweiglein und näherte sich langsam der Holzbrücke. Nun stand mir eine ziemlich schwierige Sache bevor; es galt beim Spucken so zu zielen, daß das schwarze Zweiglein gerade in dem Augenblick getroffen wurde, wo es unterhalb der Brücke verschwinden wollte. Das Arithmetikbuch und die Hefte legte ich neben mich auf das ungestrichene glänzende Holzgeländer, das von dem nahenden Abend schon abgekühlt war. Ich entsinne mich, daß es auf dem Heimwege noch heiß gewesen war. Ich blickte starr hinab, streckte die Lippen vor und bemerkte vor lauter Anstrengung nicht, was um mich vorging. Der Zweig schwamm leise heran ...

„Vielleicht bekommen wir Radieschen zum Abendbrot", dachte ich.

Neben mir fühlte ich etwas Fremdes: zwei barfüßige

Knaben ohne Hosenträger standen am Geländer und schauten in derselben Richtung — in das orangefarbige Wasser. Da sie nichts Besonderes erblickten, wendeten sie sich an mich. Ein schwarzer Junge mit einem zerrissenen Strohhut ohne Band berührte meine Hefte.

„Was ist das?" fragte er interessiert und freundlich.

Ich errötete und wurde erregt. Mit Unbekannten sprach ich wie mit einem versöhnten Feind: ich schämte mich, mied ihn, und insgeheim liebte ich ihn. Diese Empfindungen lebten noch lange in mir.

Der zweite Knabe, mit einer Hasenscharte auf der Oberlippe, rückte auch an mich heran.

„Ich lerne, studiere", erwiderte ich und zog die Hefte näher zu mir.

„Zeige."

„Nein", sagte ich, wer weiß warum, und bemerkte, wie der schwarze gebogene Zweig unter der Brücke verschwand; „ihr dürft es nicht."

„Weshalb dürfen wir's nicht?" fragte der Knabe mit der Hasenscharte.

„Ich werde im Herbst die Aufnahmeprüfung in die Realschule ablegen."

Beide sahen mich aufmerksam an. Der erste Knabe kratzte sich, ohne den Hut abzunehmen, durch das darin befindliche Loch.

„Ihr habt das nicht nötig," fügte ich ernst erklärend hinzu, „ihr seid Strolche."

Ich verstand nicht, weshalb der mit der Hasenscharte beim Weggehen sagte:

„Wir werden dir's schon zeigen."

Mir war, als hätte ich falsch gehört.

Nach einer halben Stunde dachte ich bei den frischen Radieschen — ich hatte es richtig erraten —, wie schön es wäre, auch so eine Lippe zu haben, und ich ahmte sie mit den Fingern nach, um zu sehen, wie sie sich ausnehmen würde.

Ich hatte diesen Vorfall schon gänzlich vergessen, als ich nach einigen Tagen meinen Bekannten mit dem Strohhut auf der Straße traf. Er trug einen Eimer in der Hand, und ein sommersprossiger Junge ging neben ihm. Ich wußte nicht, ob ich ihn grüßen solle oder nicht, und dachte, das beste sei, auf die andere Seite zu gehen. Ich wollte schon das Trottoir verlassen, als ich seine Stimme hörte.

„Das ist ja derselbe."

Gerade wollte ich freundlich lächeln, als etwas schmerzhaft an meinen Nacken aufschlug, als wäre ein Erdklumpen auf mich gefallen. Sobald ich mich umblickte, sah ich, daß der Sommersprossige mit seinen braunen Beinen über die Straße lief und in einem Durchhause verschwand.

„Der war's, der mich schlug. Mich! Mich!" Betrübt, erstaunt, gerötet, verwirrt, bestürzt stand ich in der Mitte der Straße. Ein älterer Herr, den ich bei den Begegnungen auf der Straße nie kennen wollte, blieb stehen und fragte:

„Was ist denn geschehen?"

Aus der Tabakfabrik trat eine Frau heraus und blieb

auch stehen. Das Mitleid der beiden erschien mir wie ein Unterstreichen des Geschehenen. Ich sagte laut:

„Schweine."

Und ging weg, ohne mich umzublicken.

* * *

Seltsam: ich war gar nicht verwundert, ich fragte mich auch nicht, wofür man mich geschlagen hatte. Aber bedrückt, ja geradezu vernichtet war ich von dem Gedanken, daß man eben mich, Wlaß, geschlagen hatte. Mich, den zukünftigen Maler, der eine Mutter, einen Bruder hatte, der so interessante Träume sah und auf der Straße spazierenging, der im Walde unter einem Baume lag oder mit stockendem Herzschlag unter dem Fenster horchte, wenn bei Dorosows am Flügel gespielt wurde. Mich, Wlaß, der jeden Tag in der Früh und jeden Abend etwas erwartete. Es schien, als sei alles auf einmal verblaßt, sei vernichtet worden, als hätte man mich aus allem herausgejagt, hinausgestoßen und die fremden Menschen hatten es gesehen.

„Weshalb ist das nicht T. zugestoßen?" dachte ich kummervoll; T. ist klein, stößt mit der Zunge an, fürchtet sich vor Pferden, versteht oft keinen Scherz — für ihn wäre das passend gewesen. Er hätte das leichter ertragen, und ich hätte aufgelacht ... Für ihn wäre es einerlei gewesen, und nach zwei Tagen hätte er es sicherlich vergessen. Aber ich, ich würde noch lange daran denken — noch ein, zwei Jahre, diese Zeit würde verloren sein für mich, ich war gebrandmarkt ... Ach, wenn das Jahr

nur schnell verginge! Jetzt mußte ich diese Beleidigung zu den früheren hinzufügen, mußte sie in mein „Sammelkästchen der Beleidigungen" legen.

Dieses Sammelkästchen befand sich in einem Blechrohr in der Küche, das den Herd mit dem Ofen in einer Querlinie verband. Der Ofen wurde niemals geheizt, es war auch unverständlich, wozu man ihn aufgestellt hatte. Das Blechrohr befand sich unterhalb der Decke, es war viereckig und mit Kalk gestrichen. In seiner Mitte war eine Ofenklappe. Da der Ofen nicht geheizt wurde, berührte außer mir nie jemand diese Klappe. Hier hatte ich mein Sammelkästchen der Beleidigungen untergebracht.

Zum letztenmal hatte ich die Klappe im Winter geöffnet — damals hatte mich die Mutter beleidigt — „leise", denn es gab auch „laute" Beleidigungen, wie die von den Strolchen... Wir hatten damals Besuch, man blieb etwas länger sitzen als sonst, und man schickte mich um eine Droschke, zugleich sollte ich auch um zehn Kopeken getrocknete Himbeeren für Olja kaufen, die wieder einmal erkältet war.

Ich lief munter zum Rathaus, wo sich der Standplatz der Kutscher befand. Es war kalt, ich faßte das Zehnkopekenstück fest in der Hand zusammen. Ich beschloß die Himbeeren später zu kaufen, sprang also in die Droschke meines Bekannten Tschmut und stellte mich auf den Wagentritt ganz in einer Art, wie es der Löschmeister immer tat, wenn er sich mit seinem Wagen zu einem Brande begab. Als ich nun den Metallrahmen

des Kutscherbockes erfassen wollte, streckte ich den Arm aus, vergaß dabei das Zehnkopekenstück und öffnete die Hand. Die Münze fiel hinaus, schlug auf das Rad und verschwand im Schnee. Etwa zehn Minuten wühlten alle Kutscher in dem dunkeln kalten Schnee. Ihre Fürsorge rührte mich und machte mich verlegen. Ganz betrübt und bleich erzählte ich der Mutter von meinem Verlust und erhoffte ihr Mitleid.

Sie preßte aber die Lippen kalt und böse zusammen und sagte:

„Gewiß. Man fährt eine halbe Stunde in einer Droschke herum, zahlt dafür und sagt dann, man habe das Geld verloren. Mag doch die Schwester ohne die Medizin bleiben. Ja?"

Als am Morgen das Dienstmädchen das Fleisch holen ging, rückte ich den hohen Küchentisch an den Rauchfang heran, kletterte hinauf und öffnete meine Klappe. Links stand eine Zigarettenschachtel – Sorte Schmetterling, fünfundzwanzig Stück – zehn Kopeken. Darin lagen einige Zettelchen, die in der Art zusammengefaltet waren, wie in den Apotheken die Papiere für die Pulver gefaltet werden. Ich legte ein neues hinzu:

„Ich war unschuldig – Tschmut – zehn Kopeken – zwanzig Minuten nach zehn Uhr abends, 18. Februar des Jahres 188 . ." –

Alle diese Notizen waren mit einem Datum versehen: 18. Februar, 11. März, 1. Oktober, 16. Juli 188. ... Das erste Zettelchen, auch ein „stilles", trug das Datum vom 16. Juli. Ich entsinne mich noch, wie wir aus dem

Walde heimgingen, meine Mutter mit zwei Damen, ich selbst voran mit dem Sohne einer der beiden Damen. Dieser Knabe fing nun harmonisch und gedehnt zu singen an, als zöge er an einem weißen Faden. Ich versuchte ihn nachzuahmen und begann auch zu singen, doch wollte mir keine klare, reine Note gelingen; ich konnte gar nicht begreifen, weshalb es mir nicht gelang.

Als der Knabe ausgesungen hatte, schwiegen die Damen hinter uns eine geraume Weile, und dann sagte meine Mutter als erste:

„Warum kannst du nicht so singen, du?"

Ich notierte das später, unterstrich das „du" und legte das Zettelchen in die Zigarettenschachtel „Schmetterling".

Diese Tage der Beleidigungen kannte ich alle auswendig, und wenn ein Jahrestag heranrückte, war ich aufgeregt und erwartete irgend etwas. Dann kombinierte ich die Ziffern, addierte, dividierte, subtrahierte sie und bemühte mich, jenes geheimnisvolle Gesetz zu entdecken, nach welchem die Beleidigungen mit total überraschender Wucht auf mich herniederstürzten und meine Seele verwundeten. Ich dachte nicht an Rache, ich wollte keine. Sicherlich empfand ich Zorn gegen alle, die mich beleidigt hatten, doch nicht darum hielt ich alle Beleidigungen in dem schwarzen, dunkeln Blechrohre verborgen, um später einmal mit meinen Beleidigern abzurechnen. Ich fühlte undeutlich, ich vermutete dumpf, daß die Beleidiger nicht ihrem eigenen Willen gehorchten, daß vielmehr in einem geheimnisvollen Augenblick,

wenn die Summe der Monats-, Jahres- und Tageszahlen durch drei teilbar war, jemand sich hinter ihnen verbarg und sie gegen mich hetzte, vorausgesetzt aber, daß es die Nacht vorher geregnet hatte ... Ich wagte es nicht, klarer zu denken, getraute mich nicht, des Nachts den Namen dieses geheimnisvollen Dritten auszusprechen, wenn ich in dem stechend heißen Bette daran dachte, wie in der schwarzen (und nicht bloß nächtlichen) Finsternis in dem Blechrohre dort die Beleidigungen lagen, die über mich hereingebrochen waren.

Als eine seltsame Waffe, als böse Erinnerungszeichen, als unvorsichtige Zettelchen dieses Dritten bewahrte ich meine Beleidigungen auf, und ich nahm mir vor, sie ihm einmal zu präsentieren.

... Nun stand ich wieder auf dem weißen, ungestrichenen Küchentisch, der so oft und so sorgfältig gewaschen wurde. In der Küche war das Geschirr schon weggeräumt, die sauberen, glänzenden, jetzt edlen Teller, die die Menschen verunreinigten, waren in den Kasten gestellt. Längs der Wand glitzerte in schmalen Streifen das Kupfer- und Blechgeschirr, kalte Kasserollen und ein sehr schwerer Mörser, der nach bitteren Mandeln roch und auch ein wenig nach Knoblauch, wie jener Leuchter. Das Dienstmädchen war in die Stadt gegangen, Jurij irgendwohin verschwunden, die Mutter hatte sich für eine Weile niedergelegt. Im Hause herrschte jene Stimmung von Regungslosigkeit und Sinnlosigkeit, die bei Sonnenschein im Juni von vier bis sechs Uhr in der Provinz herrscht ... Ich stand auf dem ungestrichenen, sorgsam

abgeriebenen Küchentische, mein Herz pochte, ich öffnete die Klappe, nahm das Schächtelchen „Schmetterling" hervor und legte einen Zettel hinein, der so zusammengefaltet war, wie die Papiere für die Pulver in der Apotheke.

„— Sommersprossig — schwarze Nasenlöcher — möge er verflucht sein — 14. Juli 188., 6 Uhr 22 Minuten."

Ich hörte die Fliegen summen. Ich hörte die Fliegen summen inmitten der lautlosen Küche, der kalten, sauberen, geordnet aufgestellten Kasserollen und des schweren Mörsers. Selbst die dünne Schnur, an der er aufgehängt war, roch nach bitteren Mandeln und — entfernt — nach meiner Mutter, nach einem Feiertag ...

Es sei beschämend, in der Küche sich aufzuhalten, meinte die Mutter und auch Olja, aber das Herz stockte so seltsam, und alles war hier so unbegreiflich und ernst, wenn die Fliegen unsichtbar rein und ziehend summten. Nie in der Zukunft vermochte ich diesen nüchternen und ernsten ländlichen Klang zu vergessen, den ich in der Küche und manchmal am frühen Morgen eines Feiertages im Speisezimmer vernommen hatte, wenn die Sonnenstrahlen schräg durch das Fenster hereinfielen und noch niemand wach war.

Ein Rascheln. Ich versteckte den „Schmetterling" hastig links im Rohre und schloß die Klappe; einige flache kleine Mörteldreiecke fielen auf meinen Ärmel und auf den ungestrichenen Tisch, ich sprang hinab, brachte alles in Ordnung und lief hurtig aus der Küche auf den

Dachboden. Dort waren auf zwei Balken noch Reste von den Stricken jener Schaukel vorhanden, die ich einst für mich errichtet hatte und die einmal während der großen Wäsche zerstört worden war, als die Stricke für die schwere, etwas zu nasse Wäsche nicht ausgereicht hatten.

Hier nun dachte ich, ob es nicht vielleicht zwischen der Diele des Dachbodens und der Zimmerdecke unserer Wohnung ein verborgenes Kabinett geben könnte, von dem niemand wußte ... Wie schön wäre es, dort seine Wohnung einzurichten! ... O, ich Verlorener, Entehrter, mit der Fülle ungebüßter Beleidigungen auf dem Scheitel ...

Mein Krieg mit den Strolchen währte etwa drei Jahre. Die barfüßigen, laufenden Knaben, die Söhne kleiner Handwerker und Weber ohne Hosenträger und mit durchlöcherten Hüten kannten mich gut und setzten mir zu, wo sie nur konnten. Sie waren alle untereinander bekannt und bildeten sozusagen eine Armee, eine Bande, die sich gegen mich vereinigte. Ich wollte Friede, Ruhe, Freundschaft und wurde der Mittelpunkt von Haß und Feindschaft. Lange Zeit vermochte ich nicht zu ergründen, wie und warum dies so gekommen war. Ich litt sehr darunter. Ganz besonders quälte mich jener sommersprossige, kleine Schreckliche, der mich am 14. Juli um 6 Uhr 22 Minuten geschlagen hatte. Von Zeit zu Zeit, mitunter in Unterbrechungen von einem halben Jahre, schlich er unhörbar an mich heran, versetzte mir eine schallende, betäubende Ohrfeige und lief davon.

Jedesmal war ich unglücklich. Mit ohnmächtigem Zorn, fast heulend vor Weinen, erinnerte ich mich dieses geheimnisvollen, nahen Geräusches, das zwei bis drei Sekunden vor dem Schlage hinter mir entstand. Ich gab mir das Wort, schwor mir zu, mich sogleich, augenblicklich umzuwenden, wenn ich wieder einmal ein ähnliches Geräusch hören würde. Aber es vergingen sechs bis acht Monate und es geschah wieder dasselbe: ehe ich Zeit gefunden hatte, meinen Vorsatz auszuführen und mich umzuwenden, war die betäubende, boshaft-tückische Ohrfeige auf mich herabgefallen. Einmal geschah es in der Nähe des Walfischmuseums, ein zweites Mal des Abends in der Kirchengasse, daß ich in der völlig menschenleeren Gasse plötzlich auf den Fuß einen Schlag mit einem Steine erhielt. Lange blickte ich mich um, doch sah ich niemanden, fühlte aber, daß sich jemand hinter dem roten Tore verborgen hatte und durch eine Spalte auf mich schaute. Mit gleichgültiger Miene ging ich weiter und bemühte mich, nicht zu hinken, obwohl es mir sehr wehe tat.

Dies kleine, sommersprossige Gesicht des Strolches, mit den winzigen, schwarzen Öffnungen der Nasenlöcher, flößte mir ein unüberwindliches Entsetzen ein. Ich gewann die felsenfeste Überzeugung, daß er jeden Augenblick, sobald er es nur wolle, sobald man ihn schickte oder es ihm befahl, auf mich zuzugehen und mich ins Gesicht zu schlagen vermochte ... Ich wußte nicht, wann es sich ereignen würde, jetzt gleich, oder morgen, oder erst in einem Jahre, wußte nicht, wann und ob es überhaupt

ein Ende nehmen würde. Es war eben unvermeidlich, wie ein Telegramm, das ein Unglück meldet, nichts vermochte man ihm entgegenzustellen, nur heulen konnte man ... Ich begann nach dieser Ohrfeige an einen Selbstmord zu denken und je länger, desto hartnäckiger und bestimmter. Gleich einem unentrinnbaren Entsetzen verfolgte mich im Traume dieses kleine, nichtssagende Gesicht, das ich mir gar nicht klar vorzustellen vermochte und aus dem ich mir, wer weiß weshalb, nur die Nasenlöcher als zwei runde schwarze Punkte gemerkt hatte.

Die anderen Strolche waren nicht schrecklich. Sie riefen mir von weitem beleidigende Spitznamen zu, warfen Steine, ohne zu treffen, und ich erwiderte auf die gleiche Weise. Das war zum Teile sogar manchmal unterhaltend; doch dieser eine, dieser Sommersprossige ... O, wenn ich ihn hätte fangen können! ...

Etwa drei Jahre waren vergangen. Ich war schon ein Schüler der dritten Klasse. Noch heute sehe ich jenen herbstlichen, windigen Tag vor mir, der über die Hände peitschte. Die Zweige unseres Kastanienbaumes wiegten sich hin und her; abgehauen von dem Messer der Zeit flogen große, trübe Blätter, zerzaust, gleich einer Regimentsfahne, zur Erde nieder. In der Krone sah man jetzt stachelige, grüne, geplatzte Früchte, und durch die Spalten, die von einem schneeigweißen Häutchen umrandet waren, blickten die braunen, glänzenden Kastanien hindurch. Ein Windstoß stürmte heran, peitschte über die nackten Arme und Finger, schüttelte den Baum, und die reifen, von der Zeit müde gewordenen Früchte fielen,

das dichte Blattwerk durchschneidend, zur Erde hinab... Etwas Ewiges lag darin.

Ich sammelte die hell glänzenden, ungenießbaren und ganz und gar nutzlosen Kastanien und verbarg sie in großen Holzkisten. Mit seltsamer Macht zogen sie mich an, ich erfreute mich an dem Anblick der überaus saftigen dichten Farbe, der ich sonst nie und nirgends begegnet war. Heute weiß ich, daß ich an jenem spätherbstlichen Kastanientage die erhabene Macht der nutzlosen Schönheit — das Geheimnis, das der ersten Liebe nahe ist — empfunden und empfangen.

Meine Leidenschaft zu den Kastanien war so mächtig und uneigennützig, daß sie auch meine Kameraden ansteckte. Kostja Stachelsky und T. kamen zu uns und lasen mit durchfrorenen Fingern diese unnützen Dinge auf.

Gegen Abend gingen wir zu dritt durch die Domgasse. Diese Gasse hatte die Eigenheit, daß sie jeden Weg verlängerte, weshalb man sie nicht benützte. Nahezu in der Mitte der Gasse befand sich ein Querzaun, und man mußte, wollte man den Weg fortsetzen, ihn überklettern. Dieser Umstand hatte für uns die Unbequemlichkeit nicht nur aufgehoben, sondern vielmehr die Gasse besonders anziehend gemacht.

... Nun gingen wir alle drei, und unsere Taschen waren mit den wundervollen, schlüpferigen, frischen, unnützen Kastanien vollgepfropft. Sie klapperten während des Gehens dumpf in den Taschen, und es war trotz des kalten Windes angenehm, an sie zu denken.

„Ich habe zweitausendsechshundert Kastanien an einem sicheren Ort verborgen", sagte ich und wußte, daß sie auf dem Dachboden seien, allein ich versetzte sie im Geiste in jenes geheime Zimmer, das zwischen Dachboden und der Decke unseres Zimmers lag. „Niemand wird sie finden. Es ist ganz unmöglich."

Ich lachte und plötzlich sah ich — ein Wunder!

Ein Wunder! Fünf Schritte von mir entfernt, nein — vier, drei, zwei — denn ich rückte immer vor: er, der sommersprossige Junge, er selbst! Er kletterte behutsam und sicher über den Zaun, sprang mit den bloßen Füßen auf die Erde, hob die Augen und war in unserer Mitte! Wie eine Maus in der Mausefalle!

Nun sah ich ihn, blickte ihn an, Aug' in Aug'. Wie seltsam war's, ihn zu sehen! Ein lebendiges Gesicht, ebenso lebendig wie das meine; — es zuckte erschrocken zusammen, es hoffte, es litt im vorhinein. Und hier die Nasenlöcher, schwarze, runde Flecke — auch sie waren lebendig.

Kostja Stachelsky legte rasch die Hand auf seine Schulter und faßte ihn am Ärmel. Er wußte nicht, daß er der Anführer sei und dachte wohl, es sei einer der Strolche, mit denen wir kämpften. Der durfte nicht entkommen!

Ich ging näher auf ihn zu, und der Sommersprossige schützte für alle Fälle mit dem Ellenbogen des rechtwinkelig erhobenen Armes die Augen. Die Strolche waren stets besorgt, zuallererst die Augen zu schützen. Nun war er in meiner Macht!

Ich wollte weder den Ränkevollen noch den Großmütigen spielen, ich schloß keinen stummen Vertrag mit ihm ab. Ich fühlte, daß es so sein müßte, unumgänglich sein müßte — als wäre es ein Befehl.

„Laßt ihn gehen!" Ich sagte es nicht laut, bloß mit meiner gewöhnlichen Stimme, aber der blasse Stachelsky ließ den Arm sinken.

Ohne den Ellenbogen vor den Augen wegzunehmen, ohne aufzuschauen, fing der Sommersprossige in dem ihm eigenen, mir gut bekannten Tempo zu laufen an.

Er war schon weit, aber Stachelsky holte rasch eine Kastanie aus der Tasche und warf sie dem Strolche nach.

„Teufel, daneben" — sagte er, und sich rechtfertigend, fügte er hinzu:

„Weil's in den Fingern so friert. Es ist schwer zu zielen . . ."

Nacht. Seit einigen Stunden schlief ich nicht mehr. Im Dunkel, in dem stechend-heißen Bette dachte ich darüber nach, was in der Domgasse geschehen war. Nicht ich war es, der dachte, jemand anderes dachte für mich, jemand, der größer war als mein Hirn und der meines Leibes nicht bedurfte. Sowie der Tag heranbrach, würde er verschwinden — das wußte ich . . . Er dachte, und deshalb vermochte ich nicht einzuschlafen. Ich lag regungslos, obgleich es mir sehr unbequem war, ich bewegte mich aber nicht, um Jurij nicht zu wecken. In der schwarzen und nicht bloß nächtlichen Dunkelheit lagen in dem Blechrohre die Beleidigungen, gleich Schuld-

scheinen, die man aufbewahren mußte, um sie zur Zeit vorzulegen.

Schon am Abend vorher hatte ich beschlossen, alle Beleidigungen, die lauten und die stillen, hinauszulassen und zu vernichten. Mochte man mir antun, was man auch wollte: mich schlagen, mit Worten verletzen — ich wußte jetzt, daß niemand mich beleidigen konnte, daß dies unmöglich war. Ich hatte braune, traurige Augen, ich würde den Schmerz empfinden und ihm nicht zu entrinnen suchen, aber beleidigen konnte man mich nicht. Gleich jetzt, ohne den Morgen abzuwarten, mußte ich zur Küche durchdringen, mußte leise den ungestrichenen Tisch hinrücken, die Klappe öffnen und das Schächtelchen „Schmetterling" herausnehmen.

Ich wollte abwarten, bis es drei schlug; mochte das Dienstmädchen nur fester einschlafen.

Ich wartete. Wieder begann jener andere durch mich zu denken. Bald waren es Erinnerungen, bald Zukunftsbilder ... Ich ging barfuß durch die Straßen, war ein Irrsinniger; mein Strohhut ohne Band war durchlöchert, und ich konnte mich durch den Schlitz am Kopfe kratzen, ohne den Hut abzunehmen — so ziemte es mir ... Ich wollte bis hundert zählen. Eins, zwei, drei ... Jene Nacht war ganz anders, war winterlich, jung, in ihrer Mitte stand eine Droschke, der Vater hatte sich im Kabinett erschossen, ich begann erst zu leben ... dreiundvierzig, vierundvierzig ...

Nach drei Stunden zählte ich bis fünfzig und verließ dann leise das Bett. Die Kälte in den Füßen beim Auf-

treten auf die Diele habe ich mir für Jahrzehnte gemerkt. Ich ging leise. Warum krachten doch die Bretter aller Zimmer nur des Nachts und niemals am Tage? Diebe und Kinder wissen das gut.

Das hier wäre nun die Küchentür. Ich drückte leise — leise auf die Türklinke, hob, öffnete ... ich tat einen Schritt über die Schwelle, nun war's gleich wärmer. Was war das?

Stimmen. Eine fremde leise Männerstimme. Diebe! Nur schnell laufen, die Mutter, Jurij wecken, die Fensterscheibe einschlagen und auf die Straße hinausschreien ... In solchen Fällen war es erlaubt, die Fensterscheiben zu zerschlagen

„Leise," sagte unser Dienstmädchen; „wart' einmal."

Ich fühlte, daß sie horchte, und stand regungslos da; sie konnte mich nicht sehen.

Eine Minute verging; die unsichtbaren Fliegen summten.

„Es ist nichts. Es kam dir nur so vor", sagte die frühere Männerstimme wie von unten her, als läge der Mann — ja er lag daneben, zusammen mit unserem Dienstmädchen.

Unendlich beschämend ward's mir zumute, ich fühlte, wie eine warme, rote Blutwelle meinen ganzen Körper überströmte. In wonnigem Erstaunen und bangem Widerwillen erstarrte ich vor diesem unbekannten, schamlosen Geheimnis.

Ich ging, wahrscheinlich unvorsichtig, weg und hörte hinter mir eine laute Stimme: „Wer ist hier?" Ich

warf mich ins Bett und hüllte den Kopf in die Decke ein ...

In dieser Nacht, bei dem langsamen Schlage unserer Speisezimmeruhr, fühlte ich zum erstenmal, daß ich ein Mann sei, daß ich durch unsichtbare Fäden mit dem Geheimnisse des Lebens verknüpft war und daß ich nicht zufällig heranwuchs, sondern genau und bestimmt den mir gebührenden Platz einnahm, und ich begriff zugleich, daß auch für mich ein Weib bestimmt war, irgendein Weib, das mich zu sich hinlassen und mit mir nachts in einem Bette liegen und dann in der Dunkelheit mit sicherer, selbstbewußter Stimme schamlos sprechen würde.

Diesen seltsamen, herbstlichen, windigen Tag, der mir so viele überraschende Erlebnisse brachte, habe ich als Merkstein, als Wendepunkt meines Lebens angemerkt. Es war der 29. August 189 ...

Aus dem Roman: „Der Knabe Blaß."

Gustav Meyrink: Lazarus Eidotter

Sephardis erster Weg am Morgen nach dem Besuch in Hilversum war zu dem Gerichtspsychiater Dr. Debrouwer gewesen, um Näheres über den Fall Lazarus Eidotter zu erfahren.

Daß der alte Jude der Mörder nicht sein konnte, stand für ihn zu fest, als daß er es nicht für seine Pflicht gehalten hätte, als Glaubensgenosse ein Wort für ihn ein-

zulegen, zumal Dr. Debrouwer als ein selbst unter Irrenärzten ungewöhnlich talentloser und vorschneller Beobachter galt.

Obwohl Sephardi Eidotter nur einmal im Leben gesehen hatte, war dennoch seine Teilnahme an ihm sehr rege. —

Schon der Umstand, daß er als russischer Jude einem geistigen Kreis ausgesprochen christlicher Mystiker angehörte, ließ vermuten, daß er mehr als ein kabbalistischer Chassid sein mußte, — und alles, was diese sonderbare jüdische Sekte betraf, nahm Sephardis Interesse in hohem Grade in Anspruch.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Er hatte sich in seiner Annahme, der Gerichtspsychiater werde den Fall falsch beurteilen, nicht geirrt, denn kaum gab er seiner Überzeugung, Eidotter sei unschuldig und sein Geständnis auf Hysterie zurückzuführen, Ausdruck, als Dr. Debrouwer, der schon äußerlich durch den blonden Vollbart und den „gütigen, aber durchdringenden" Blick den wissenschaftlichen Poseur und Hohlkopf verriet, mit sonorer Stimme einfiel: „Ein abnormer Befund hat sich keineswegs ergeben. Ich habe den Fall zwar erst seit gestern unter Beobachtung, aber so viel steht fest, daß jegliches Krankheitssymptom fehlt."

„Sie halten also den alten Mann für einen bewußten Raubmörder und sein Geständnis für einwandfrei?" fragte Sephardi trocken.

Die Augen des Arztes nahmen den Ausdruck übermenschlicher Schläue an; er setzte sich geschickt gegen das

Licht, damit das Blitzen seiner kleinen ovalen Brillengläser das Imposante seines Denkerantlitzes womöglich noch erhöhte, und sagte, eingedenk des Sprichwortes, daß auch die Wände Ohren haben, mit plötzlich geheimnisvoll gedämpfter Stimme:

„Als Mörder kommt dieser Eidotter nicht in Betracht, aber es handelt sich um ein Komplott, dessen Mitwisser er ist!"

„Ah. — Und woraus schließen Sie das?"

Dr. Debrouwer beugte sich vor und flüsterte: „Sein Geständnis deckt sich in gewissen Punkten mit den Tatsachen, folglich kennt er sie! Er hat es lediglich aus dem Grunde abgelegt und sich selbst als Täter bezeichnet, um den immerhin möglichen Verdacht der Hehlerschaft von sich abzulenken und zugleich Zeit zur Flucht für seinen Spießgesellen zu gewinnen."

„Kennt man denn die näheren Umstände des Mordes bereits?"

„Gewiß. Einer unserer fähigsten Kriminalisten hat sie aus dem Befund festgestellt. — Der Schuhmacher Klinkherbogk hat in einem Anfall von — dementia praecox" (Sephardi horchte auf und unterdrückte ein Lächeln) „seine Enkelin unter Zuhilfenahme einer Schusterahle erstochen, wurde gleich darauf, als er das Zimmer verlassen wollte, von dem eindringenden Mörder getötet und durchs Fenster hinab in die Gracht geworfen. Eine ihm gehörige Krone aus Goldpapier hat man auf dem Wasser schwimmen gefunden."

„Und das alles hat Eidotter genau so angegeben?"

„Das ist's ja eben!" — Dr. Debrouwer lachte breit. — „Als der Mord im Hause ruchbar wurde, wollten Zeugen den Eidotter in seiner Wohnung wecken, fanden ihn aber vollkommen bewußtlos. Er simulierte natürlich. Wäre er in Wirklichkeit an der Tat unbeteiligt gewesen, hätte er doch unmöglich wissen können, daß der Tod des kleinen Mädchens infolge Erstechens durch eine Schusterahle eintrat. Trotzdem hat er es in seinem Geständnis ausdrücklich erwähnt. Daß er sich selbst auch als Mörder des Kindes ausgab, — nun, das ist sehr durchsichtig: es geschah, um die Behörden zu verwirren."

„Und auf welche Weise will er den Schuster überfallen haben?"

„Er behauptet, an einer Kette, die vom Giebel des Hauses ins Wasser herabhängt, emporgeklettert zu sein und dem Klinkherbogk, der ihm mit freudig ausgebreiteten Armen entgegengetreten sein soll, das Genick gebrochen zu haben. — Alles Unsinn natürlich."

„Das mit der Ahle, sagen Sie, könne er unmöglich gewußt haben? — Ist es wirklich ganz ausgeschlossen, daß er es von irgend jemand erfahren hat, ehe er sich selbst bei der Polizei stellte?"

„Ausgeschlossen."

Sephardi wurde immer nachdenklicher. Seine anfängliche Vermutung, Eidotter habe sich als Täter bezeichnet, um einer eingebildeten Mission als „Simon der Kreuzträger" gerecht zu werden, hielt nicht Stich. Vorausgesetzt, daß der Irrenarzt nicht log, — woher konnte Eidotter die näheren Umstände mit der Ahle gewußt

haben? Eine Ahnung beschlich Sephardi, als müsse ein schwer erklärlicher Fall unbewußten Hellsehens bei dem Alten mit hereinspielen.

Er öffnete den Mund, um den Verdacht, der Zulu sei vielleicht der Mörder, auszusprechen, aber ehe er es noch über die Lippen bringen konnte, fühlte er von innen heraus einen heftigen Ruck, der ihn sofort schweigen machte.

Es war fast wie eine körperliche Berührung gewesen. Trotzdem maß er der Sache keine weitere Bedeutung bei und fragte nur, ob es erlaubt sei, mit Eidotter zu sprechen.

„Eigentlich dürfte ich es nicht zugeben," meinte Dr. Debrouwer, — „gar wo Sie, wie man ja bei Gericht weiß, mit ihm noch kurz vor dem Geschehnis bei Swammerdam beisammen waren, aber wenn Ihnen so viel daran liegt — und da Ihr Ruf als Gelehrter in Amsterdam ja unantastbar ist" — setzte er mit einem Anflug von Neid hinzu, „so will ich gern meine Machtbefugnis überschreiten." —

Er klingelte und ließ Sephardi durch einen Wärter in die Zelle führen. — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der alte Jude saß, wie man durch die Beobachtungsluke in der Mauer sehen konnte, vor dem vergitterten Fenster und blickte in den sonnendurchfluteten Himmel.

Als er die Tür öffnen hörte, stand er gleichmütig auf.

Sephardi ging rasch auf ihn zu und drückte ihm die Hand.

„Ich bin gekommen, Herr Eidotter, erstens, weil ich mich dazu verpflichtet fühle als Ihr Glaubensgenosse — —"

„Gloobensgenosse", murmelte Eidotter ehrerbietig und machte einen Kratzfuß.

„— und dann, weil ich überzeugt bin, daß Sie unschuldig sind."

„Unschuldig sind", echote der Alte.

„Ich fürchte, Sie mißtrauen mir," fuhr Sephardi nach einer Pause fort, da der andere stumm blieb, — „seien Sie unbesorgt, ich komme als Freund."

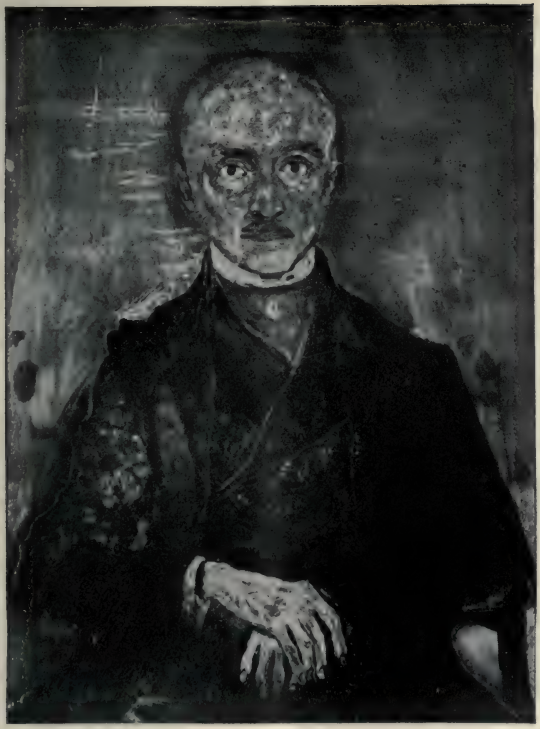
„Als Freund", wiederholte Eidotter mechanisch.

„Oder glauben Sie mir nicht? Das täte mir leid."

Der alte Jude fuhr sich langsam über die Stirn, als erwachte er erst jetzt.

Dann legte er die Hand auf's Herz und sagte stockend, Wort für Wort bemüht, sich so dialektfrei wie möglich auszudrücken: „Ich — hab' — keinen Feind. — Auf was herauf? — Und ibber den, als Sie mir sagen, Sie kümmen als Freund, woher soll ich nehmen die Chuzpe, an Ihren Worten zu zweifeln?"

„Schön. Das freut mich; ich werde infolgedessen ganz offen mit Ihnen reden können, Herr Eidotter;" — Sephardi nahm den angebotenen Stuhl und setzte sich so, daß er das Mienenspiel des Alten genau studieren konnte — „wenn ich Sie jetzt Verschiedenes fragen werde, geschieht es nicht aus Neugierde, sondern vor allem, um Ihnen aus der verhängnisvollen Lage, in die Sie geraten sind, zu helfen."



Gustav Meyrink
Nach einem Ölbild von Oskar Kokoschka

„Zu helfen", brummte Eidotter in sich hinein.

Sephardi schwieg absichtlich eine Weile und betrachtete aufmerksam das greisenhafte Gesicht, das fest und unbeweglich und ohne eine Spur von Erregung auf ihn gerichtet war.

Er erkannte auf den ersten Blick an den tief eingemeißelten Leidensfurchen, daß der Mann Furchtbares im Leben mitgemacht haben mußte, — dennoch lag, als seltsamer Kontrast dazu, in den weit offenen tiefschwarzen Augen ein Glanz von Kindlichkeit, wie er ihn noch nie an einem russischen Juden wahrgenommen hatte.

In dem spärlich beleuchteten Zimmer Swammerdams war ihm all das nicht aufgefallen. Er hatte in dem Alten einen Sektierer vermutet, der unter der Wirkung eines übertriebenen Frömmigkeitsgefühls zwischen Fanatismus und Selbstqual hin und her geworfen wurde; — der Mensch, der jetzt vor ihm saß, schien ein völlig anderer zu sein.

Seine Züge waren weder breit, noch hatten sie das Listige oder Abstoßende, das der Typus der russischen Juden aufzuweisen pflegt. Sie verrieten in jeder Linie eine ungewöhnliche Ideenkraft, trotzdem war ein geradezu erschreckender Ausdruck von Gedankenleere darüber gebreitet.

Sephardi konnte sich nicht zusammenreimen, wie dieses sonderbare Gemisch aus kindlicher Harmlosigkeit und greisenhaftem Verfall überhaupt fähig war, ein Branntweingeschäft in einem Verbrecherviertel zu betreiben.

„Sagen Sie mir," begann er sein Verhör in freund-

lichem Tone, — „wie sind Sie nur auf den Einfall geraten, sich als Mörder an Klinkherbogk und seiner Enkelin auszugeben? Wollten Sie jemand damit helfen?"

Eidotter schüttelte den Kopf. — „Wem hätt ich denn helfen sollen? Ich hab doch die beiden umgebracht."

Sephardi ging scheinbar darauf ein:

„Und warum haben Sie sie umgebracht?"

„Nu. Wün wegen die Tausend Gülden."

„Und wo haben Sie das Geld?"

„Das haben mich doch die Gaonen" — Eidotter deutete mit dem Daumen auf die Tür — „auch schon gefragt. Ich weiß nicht."

„Bereuen Sie Ihre Tat denn gar nicht?"

„Bereuen?" — der Alte dachte nach. „Warum soll ich sie bereuen? Ich kann doch nix dafür."

Sephardi stutzte. Das war nicht die Antwort eines Wahnsinnigen. Er sagte leichthin:

„Gewiß können Sie nichts dafür. Sie haben die Tat eben gar nicht begangen. Sie haben im Bett gelegen und geschlafen und sich alles nur eingebildet. Sie sind auch gar nicht die Kette hinaufgeklettert, — das hat ein anderer getan; Sie wären so etwas in Ihren Jahren nie imstande gewesen."

Eidotter zögerte. „Sie meinen also, Herr Doktor, ich bin gar nicht der Mörder?"

„Natürlich sind Sie's nicht! Das ist doch sonnenklar."

Wieder dachte der Alte eine Minute nach, dann brummte er gelassen:

„Nu. Das ist gescheit." — Keine Spur von Freude oder Erleichterung war in seinem Gesicht zu lesen. Nicht einmal Erstaunen.

Die Sache wurde Sephardi immer rätselhafter. Hätte eine Bewußtseinsverschiebung in Eidotter stattgefunden, würde es der Ausdruck der Augen, die nach wie vor gleich kindlich dreinschauten, oder ein Mienenspiel verraten haben. An absichtliche Verstellung war nicht zu denken: der Greis hatte die Erkenntnis der Tatsache, daß er unschuldig war, hingenommen wie etwas kaum Erwähnenswertes.

„Und wissen Sie auch, was mit Ihnen geschehen wäre," fragte Sephardi eindringlich, „wenn Sie die Tat wirklich begangen hätten? — Sie wären hingerichtet worden!"

„Hm. Hingerichtet worden."

„Jawohl. Erschreckt Sie das nicht?" —

Offenbar wirkte die Frage nicht auf das Gemüt des alten Mannes. Nur sein Gesicht wurde ein wenig nachdenklicher — so wie von einer Erinnerung erhellt. Dann zuckte er die Achseln und sagte: — „Mir is im Leben schon Schrecklicheres passiert, Herr Doktor."

Sephardi wartete, was weiter kommen würde, aber Eidotter war bereits wieder in seine totenhafte Ruhe versunken und schwieg.

„Waren Sie von jeher Branntweinhändler?"

Kopfschütteln.

„Geht Ihr Geschäft gut?"

„Ich weiß nicht."

„Hören Sie, wenn Sie so gleichgültig in Ihrem Beruf sind, kann's Ihnen eines Tages geschehen, daß Sie um alles kommen."

„Freilich. Wann mer nicht acht gibt," war die naive Antwort.

„Wer gibt acht? Sie? Oder haben Sie eine Frau? Oder Kinder, die achtgeben?"

„Meine Frau is schon lang tot. — Und — und die Kinderlich aach."

Sephardi glaubte einen Weg zum Herzen des alten Mannes vor sich zu sehen: — „Denken Sie nicht zuweilen in Liebe an Ihre Familie zurück? Ich weiß ja nicht, ob es schon lange her ist, daß Sie sie verloren haben, aber glücklich können Sie sich doch unmöglich fühlen in Ihrer Einsamkeit! — Sehen Sie, ich habe auch niemand, der um mich wäre, und kann mich daher um so leichter in Ihre Lage versetzen. Wirklich, ich frage jetzt nicht nur aus Wißbegierde, um mir das Rätsel zu lösen, das Sie für mich sind," — unwillkürlich vergaß er, weshalb er gekommen war — „ich frage Sie aus reiner Menschlichkeit und —"

„und weil Ihnen nebbich so zumut is und Sie nicht anders können," ergänzte zu seinem größten Erstaunen Eidotter, einen Augenblick ganz verändert, — in dem bisher leblosen Gesicht war etwas aufgeblitzt wie Mitgefühl und tiefes Verständnis. Eine Sekunde später erschien es wieder als das unbeschriebene Blatt, das es von Anfang an gewesen war, — „Rabbi Jochanan hat gesagt: Ein passendes Ehepaar unter den Menschen zusammen-

zubringen ist schwerer als das Wunder Mosis im roten Meer" — hörte Sephardi ihn geistesabwesend murmeln. Mit einem Schlag begriff er, daß der Alte seinen Schmerz um den Verlust Evas, der ihm selbst momentan nicht klar zum Bewußtsein gekommen war, wenn auch vorübergehend mitempfunden hatte.

Er erinnerte sich, daß unter den Chassiden die Legende ging, es gäbe in ihrer Gemeinschaft Menschen, die den Eindruck von Wahnsinnigen machten und es trotzdem nicht wären, — die zu Zeiten ihres Ichs entkleidet, die Leiden und Freuden der Mitwelt so deutlich am eigenen Herzen erführen, als wären sie selber die davon Betroffenen. — Er hatte es für eine Fabel gehalten; — sollte wirklich dieser sinnverwirrte Greis ein lebendiger Zeuge für die Wahrheit jener Behauptung sein? — Sein Benehmen, die Einbildung, Klinkherbogk ermordet zu haben, seine bisherige Handlungsweise, kurz alles bekam einen neuen Zusammenhang, wenn es sich tatsächlich so verhielt.

„Können Sie sich nicht entsinnen, Herr Eidotter," fragte er im höchsten Grade interessiert, „ob es Ihnen schon einmal passiert ist, daß Sie glaubten, irgendeine Handlung begangen zu haben, die sich später als die Tat eines andern herausstellte?"

„Ich hab mich nix drum gekümmert."

„Aber, daß Sie in Ihrem Denken und Fühlen nicht so beschaffen sind wie Ihre Mitmenschen — wie ich zum Beispiel, oder wie Ihr Freund Swammerdam, werden Sie vielleicht wissen? Neulich, als wir uns bei ihm kennen-

lernten, waren Sie nicht so einsilbig und viel lebhafter. Hat Sie der Tod Klinkherbogks so angegriffen?" — Sephardi faßte voll Teilnahme die Hand des Alten. — „Wenn Sie Sorgen haben oder Erholung brauchen, so vertrauen Sie sich mir an, ich will alles tun, um Ihnen beizustehen. Ich glaube auch nicht, daß Ihr Geschäft am Zee Dyk das Richtige für Sie ist. Vielleicht ist es mir möglich, Ihnen einen andern und — würdigeren Beruf zu verschaffen. — Warum wollen Sie eine Freundschaft, die Ihnen angeboten wird, zurückweisen?"

Es war deutlich zu sehen, daß die warmen Worte dem Alten wohl taten.

Er lächelte glückselig wie ein Kind, das man belobt, aber ein Verständnis für das, was ihm in Aussicht gestellt wurde, schien er nicht zu haben.

Ein paarmal öffnete er den Mund, als wolle er sich bedanken, aber er fand offenbar die Worte nicht.

„Bin — bin ich damals anders gewest?" — fragte er endlich stockend.

„Gewiß. Sie sprachen ausführlich mit mir und der übrigen Gesellschaft. Sie waren menschlicher sozusagen; Sie disputierten sogar mit Herrn Swammerdam über Kabbala. — Ich entnahm daraus, daß Sie sich viel mit Fragen über Religion und Gott befaßt haben." — Sephardi brach schnell ab, denn er bemerkte, daß eine Veränderung im Gesicht des Greises vor sich ging.

„Kabbala — — Kabbala", murmelte Eidotter. „Ja, freilich, Kabbala, die hab ich studiert. Lang. Und Babli auch. Und — und Jeruschalmi." — Seine Gedanken

fingen an, in eine ferne Vergangenheit zurückzuwandern; er sprach sie aus, als stünden sie abseits von ihm, — wie jemand, der auf Bilder zeigt und sie einem andern erklären will, bald langsam, bald schnell, je nachdem sie an seinem Gedächtnis vorüberzogen. — „Aber was drin steht in der Kabbala — über Gott — is falsch. Es is ganz anderst in der Lebendigkeit. Damals — in Odessa — da hab ich's noch nicht gewußt. — Im Vatikan in Rom hab ich müssen übersetzen aus dem Talmud." —

„Sie waren im Vatikan?" rief Sephardi erstaunt.

Der Alte hörte nicht darauf.

„und dann is mir verdorrt die Hand." — Er hob den rechten Arm, an dem die Finger wie Wurzeln verkrümmt waren von Gichtknoten. — „In Odessa hat mer geglaubt bei die Griechisch-Orthodoxen, ich bin ä Spion, daß ich verkehr mit die römischen Gojim, — — und auf emol hat's gebrennt in ünserm Haus, aber Elias, sein Nam' sei gepriesen, hat's abgewendet. daß mir sind bloß auf der Gass' gesessen: — meine Frau Berurje und ich und die Kinderlich. — Dann später is gekommen Elias und hat an unserm Tisch gegessen nach dem Lauberhüttenfest. Ich hab' gewußt, daß es is Elias, wenn Berurje auch hat gemeint, daß er heißt: Chidher Grün." — Sephardi zuckte zusammen. Derselbe Name war gestern in Hilversum gefallen, als Baron Pfeill für Hauberrisser das Wort geführt und dessen Erlebnisse erzählt hatte! —

„In der Gemeinde hat mer gelacht ibber mir und wenn sie von mir gesprochen haben, hat's immer geheißen: Eidotter? Eidotter is ä Nebbochant, er lauft ohne Verstand

herüm. — Sie haben nicht gewußt, daß mich Elias unterweist in dem doppelten Gesetz, das Moses dem Josua überliefert hat von Mund zu Ohr" — ein Glanz von Verklärung belebte seine Züge — „und daß Er die zwei verhüllenden Lichter der Makisim in mir umgestellt hat. — Dann war ä Judenverfolgung in Odessa. Ich hab mein Kopp hingehalten, aber es hat die Berurje getroffen, daß ihr Blut is über den Boden hingeflossen, wie sie hat wollen die Kinderlich beschützen, als eins nach dem andern is erschlagen geworden." —

Sephardi sprang auf, hielt sich die Ohren zu und starrte entsetzt Eidotter an, in dessen lächelndem Gesicht keine Spur von Erregung zu bemerken war. —

„Ribke, meine älteste Tochter, die hat geschrien zu mir um Hilfe, wie sie sich haben ibber ihr gestürzt, aber mer hat mich festgehalten. — Dann haben sie mei Kind mit Petroleum begossen — und angezündt."

Eidotter schwieg, blickte sinnend an seinem Kaftan herunter und zupfte kleine Fäden aus den zerschlissenen Nähten. Er schien vollkommen bei Sinnen zu sein und trotzdem keinen Schmerz zu empfinden, denn nach einer Weile fuhr er mit klarer Stimme fort: „Wie ich dann später hab' wieder wollen die Kabbala studieren, hab' ich nicht mehr können, denn die Lichter der Makisim waren in mir umgestellt."

„Wie meinen Sie das?" fragte Sephardi bebend. „Hat das furchtbare Leid Ihren Geist umnachtet?"

„Das Leid nicht. Und auch bin ich nicht umnachtet. Es is so, wie man sagt von die Agypter, daß sie haben

ăn Trank gehabt, der wo vergessen macht. — Wie hätt' ich's denn sonst überleben können! — Ich hab' damals lang nicht gewußt, wer ich bin, und wie ich's dann doch wieder gewußt hab', hat mir gefehlt, was der Mensch zum Weinen braucht, aber auch so manches, was mer zum Denken braucht. — Die Makisim sind umgestellt. — Von da an hab' ich, ich möcht sagen: das Herz im Kopf und das Gehirn in der Brust. Besonders manchmal."

„Können Sie mir das näher erklären?" fragte Sephardi leise. „Aber, bitte, nur wenn Sie es gerne tun. Ich möchte nicht, daß Sie glauben, ich forschte aus Neugier."

Eidotter faßte ihn am Armel. „Schauen Sie, Herr Dokter, wenn ich jetzt in das Tuch zwick', haben Sie doch kan Schmerz? — Ob's dem Armel weht tut, wer kann wissen? — So is es bei mir. Ich seh', es is einmal was geschehen, was eigentlich hätt' schmerzen müssen; ich weiß es genau, aber ich spür's nicht. Weil mein Gefühl im Kopf is. — Ich kann aber auch nicht mehr zweifeln, wenn mir jemand irgend was sagt, so wie ich's in meiner Jugend in Odessa noch gekonnt hab'. Ich muß es glauben, weil mein Denken jetzt im Herzen is. — Ich kann mir auch nichts mehr ausgrübeln wie früher. Entweder es fallt mir was ein, oder es fallt mir nix ein; fallt mir was ein, dann is es auch in Wirklichkeit so, und ich erleb's so deutlich, daß ich nicht unterscheiden könnt': war ich dabei oder nicht. Deshalb probier' ich's gar nicht erst, drieber nachzudenken."

Sephardi begriff jetzt halb und halb, wie es zu dem Geständnis vor Gericht gekommen war. „Und Ihre tägliche Beschäftigung? Wie sind Sie imstande, ihr nachzugehen?“

Eidotter deutete wieder auf den Ärmel. — „Das Kleid schützt Sie vor der Näss', wenn's regnet, und vor der Hitz', wenn die Sonn' scheint. Ob Sie sich darum sorgen oder nicht: — das Kleid macht's von selber. — Mein Körper kümmert sich um das Geschäft, nur weiß ich nichts mehr davon wie früher. Hat doch schon Rabbi Simon ben Eleasar gesagt: ‚Hast du je einen Vogel ein Handwerk treiben gesehen? — und doch ernährt er sich ohne Müh' — und ich sollt mich nicht ohne Müh' ernähren?‘ — — Natürlich, wenn die Makifim nicht in mir umgestellt wären, könnt' ich mein Körper nicht allein lassen und wär' an ihn angenagelt.“

Sephardi, durch die klare Rede aufmerksam gemacht, warf einen prüfenden Blick auf den alten Mann und sah, daß er sich anscheinend in nichts mehr von einem normalen russischen Juden unterschied: er gestikulierte beim Sprechen mit den Händen, und seine Stimme hatte etwas Eindringliches bekommen. Die so überaus verschiedenen Geisteszustände waren lückenlos ineinander übergegangen.

„Freilich, aus eigner Kraft kann der Mensch so was nicht vollbringen,“ — fuhr Eidotter versonnen fort —, „da hilft alles Studieren nix und ka Gebet, und auch die Mikwaoth — die Tauchbäder — sind umsonst. Wenn nicht einer von drüben die Lichter in einem umstellt — wir können's nicht.“

„Und Sie glauben, es ist einer von ‚drüben' gewesen, der es in Ihnen vollbracht hat?"

„Nu ja: Elias, der Prophet, wie ich Ihnen schon gesagt hab'. Wie er eines Tags is in unser Zimmer gekommen, da hab' ich schon vorher an seinem Schritt gehört: Er is es. — Früher, wenn ich mir gedenkt hab', es könnte sein, daß er einmal unser Gast is — Sie wissen doch, Herr Dokter, wir Chassidim hoffen beständig auf ihn —, da hab' ich immer gemeint, ich müßt zittern an allen Gliedern, wenn er vor mir steht. Aber es war ganz natürlich, so, als wenn ä ganz gewöhnlicher Jud zur Tür herein tritt. Nicht emol das Herz hat mir schneller geschlagen. Bloß zweifeln hab ich nicht daran können, daß er's is, soviel ich mir auch angestrengt hab'. — Wie ich ihn dann nicht mehr aus den Augen gelassen hab', is mir sei' Gesicht immer bekännter und bekännter vorgekommen, und ich hab' plötzlich gewußt, daß nicht ä einzige Nacht in meinem Leben gewesen is, wo ich ihn nicht im Traum gesehen hätt'. Und wie ich weiter und weiter in meinem Gedächtnis zurückgegangen bin (denn ich hätt' doch gern herausgebracht, wann ich ihm zum allererstenmal begegnet bin), — da is meine ganze Jugend an mir vorübergezogen: ich hab' mich als kleines Kind gesehen und dann noch viel früher, in äm frieheren Leben, als ä erwachsener Mensch, von dem ich vorher gar nicht geahnt hab', daß ich's gewest bin, und dann wieder als Kind und so fort und so fort, — aber jedesmal war er bei mir und immer war er gleich alt und hat genau so ausgesehen, wie der fremde Gast am Tisch. — Ich hab'

natierlich scharf aufgepaßt auf jede von seine Bewegungen und auf alles, was er machen wird, — wenn ich nicht gewußt hätt', es is Elias, wär mir auch dran nichts besonders aufgefallen, aber so hab' ich gespürt, daß alles, was er getan hat, ä tiefe Bedeutung gekriegt hat. Dann, wie er im Gespräch die zwei Leuchter am Tisch miteinander vertauscht hat, is es mir ganz deutlich geworden, und ich hab' gefühlt, daß er in mir die Lichter umstellt, und ich bin von da an ä anderer Mensch gewest, — meschugge, wie mer in der Gemeinde gesagt hat. — Zu was für än Zweck er die Lichter in mir umgestellt hat, das habe ich später gewußt, als meine Familie is geschlachtet geworden. — Auf was herauf Berurje geglaubt hat, daß er Chidher Grün heißt, wollen Sie wissen, Herr Dokter? — Sie hat behauptet, er hätt's ihr gesagt."

„Ist er Ihnen später nie mehr begegnet? Sie erwähnten doch, er hätte Sie in der Mercaba unterrichtet," — fragte Sephardi —, „ich meine damit: in dem geheimen zweiten Gesetz Mosis?"

„Begegnet?" wiederholte Eidotter und strich sich über die Stirn, als müsse er sich erst langsam klar werden, was man von ihm wolle. „Begegnet? — Wo er einmal bei mir war, wie hätt' er denn wieder fortgehen sollen? Er is doch immer bei mir."

„Und Sie sehen ihn beständig?"

„Ich seh' ihn überhaupt nicht."

„Aber Sie sagen, er sei immerwährend bei Ihnen. — Wie soll ich das verstehen?"

Eidotter zuckte die Achseln. „Mit dem Verstand läßt sich das nicht begreifen, Herr Dokter."

„Können Sie es mir nicht an einem Beispiel erklären? Redet Elias zu Ihnen, wenn er Sie unterweist, oder wie ist das?"

Eidotter lächelte. — „Wenn Sie sich freuen, ist da die Freude bei Ihnen? Ja. Natierlich. Aber Sie können die Freude doch nicht anschauen und nicht hören. — So is es."

Sephardi schwieg. Er sah ein, daß sich eine geistige Kluft des Verständnisses zwischen ihm und dem Alten auftat, die sich nicht überbrücken ließ. Wohl deckte sich, wenn er es ausspann, vieles, was er soeben von Eidotter gehört hatte, mit seinen eignen Theorien über die innere Weiterentwicklung der menschlichen Rasse, — er selber hatte immer der Ansicht zugeneigt und es auch ausgesprochen, — gestern erst in Hilversum — daß der Weg dazu in den Religionen und im Glauben an sie läge, aber jetzt, wo er an dem Greis ein lebendiges Beispiel vor sich sah, fühlte er sich durch die Wirklichkeit überrascht und enttäuscht zugleich. Er mußte sich eingestehen, daß Eidotter dadurch, daß er dem Schmerz nicht mehr unterlag, unendlich viel reicher war als alle seine Mitgeschöpfe, — er beneidete ihn um seine Fähigkeit und dennoch hätte er nicht mit ihm tauschen mögen.

Ein Zweifel wandelte ihn an, ob das, was er gestern in Hilversum in bezug auf den Weg der Schwäche und des Wartens auf eine Erlösung verfochten, letzten Endes auch richtig sei.

Er hatte sein Leben, umgeben mit einem Luxus, von dem er keinen Gebrauch gemacht, einsam, abgeschlossen von den Menschen und in Studien aller Art zugebracht, — jetzt schien es ihm, als hätte er dabei so manches übersehen und das Wichtigste versäumt.

Hatte er sich in Wahrheit nach Elias und seinem Kommen gesehnt, so wie dieser arme, russische Jude? Nein; er hatte sich nur eingebildet, er sehne sich, und war sich durch Lesen darüber klar geworden, daß es für die Erweckung eines inneren Leben nötig sei, sich zu sehnen. Jetzt stand einer leibhaftig vor ihm, der die Erfüllung seiner Sehnsucht erlebt hatte, und er, der große Bücherweise, Sephardi, mußte sich sagen: ich möchte nicht mit ihm tauschen.

Tief beschämt, nahm er sich vor, bei der nächsten Gelegenheit Hauberrisser, Eva und Baron Pfeill zu erklären, daß er in Wirklichkeit so gut wie nichts wisse — daß er unterschreiben müsse, was ein jüdischer Schnapshändler, der seiner Sinne nicht mächtig war, über geistige Erlebnisse gesagt hatte: „Mit dem Verstand läßt sich das nicht begreifen."

„Es is wie ä Hiniebergehen ins Reich der Fülle" — fuhr Eidotter nach einer Pause fort, während der er selig vor sich hingelächelt hatte, — „es is kei' Herieberkommen, wie ich früher immer geglaubt hab'. Aber es is ja alles falsch, was ä Mensch glaubt, solang die Lichter in ihm noch nicht umgestellt sind, — so grundfalsch, daß mer's gar nicht erfassen kann. Mer hofft, daß Elias kommt, und dann, wenn er kommt und er is da, sieht mer, daß

er gar nicht gekommen is, sondern: daß mer zu ihm gegangen is. Mer glaubt, mer nimmt, statt dessen gibt man. Man glaubt, mer bleibt stehn und wartet, statt dessen geht mer und sucht. Der Mensch wandert und Gott bleibt stehen. — Elias is in unser Haus gekommen — hat ihn Berurje erkannt? Sie is nicht zu ihm gekommen, also is auch er nicht zu ihr gekommen und sie hat gemeint, es is ä fremder Jud, der Chidher Grün heißt."

Sephardi blickte bewegt in die strahlenden Kinderaugen des Alten. „Ich verstehe jetzt sehr wohl, wie Sie es meinen, wenn ich's auch mit dem Gefühl nicht mitzuerleben vermag, — und ich danke Ihnen. — Ich wollte, ich könnte etwas für Sie tun. — Sie frei zu bekommen, kann ich Ihnen bestimmt versprechen; es wird nicht schwer sein, Doktor Debrouwer zu überzeugen, daß Ihr Geständnis mit dem Morde nichts zu tun hat. — Allerdings," — setzte er mehr für sich hinzu — „weiß ich augenblicklich noch nicht, wie ich ihm den Fall erklären soll."

„Darf ich Ihnen um ä Gefälligkeit bitten, Herr Dokter?" — unterbrach Eidotter.

„Selbstverständlich. Natürlich."

„Dann sagen Sie dem da draußen gar nix. Soll er glauben, ich war's; so wie ich es selbst geglaubt hab'. Ich möcht' nicht schuld sein, daß mer den Mörder findt Ich weiß jetzt auch, wer's is. Ihnen gesagt: es war ä Schwarzer."

„Ein Neger? Woher wissen Sie das mit einemmal?"

rief Sephardi verblüfft und einen Augenblick von Mißtrauen erfüllt.

„Das is so," erklärte Eidotter gelassen: „Wenn ich im traumlosen Schlaf ganz mit Elias vereinigt war und komm zurück so halb in's Leben in mein Spiritusladen, und es is inzwischen was passiert, so glaub' ich oft, ich bin dabei gewest und hab' mitgemacht. Wenn zum Beispiel jemand ä Kind geschlagen hat, glaub' ich, daß ich's geschlagen hab', und muß hingehen und es trösten, wenn jemand vergessen hat, sein' Hund zu füttern, glaub' ich, ich hab's vergessen, und muß ihm sei' Fressen bringen. Nachher, wenn ich zufällig erfahr', daß ich mich geirrt hab', brauch ich bloß für än Augenblick wieder ganz zu Elias zu gehen und gleich wieder zurückzukümmen, dann weiß ich sofort, wie's in Wirklichkeit gewest is. Ich mach' sowas selten, weil's kan Zweck hat und schon das halbete Weggehen von Elias so is, als ob mer blind wird, aber vorhin, wie Sie ä so lang nachgedenkt haben, Herr Dokter, hab' ich's doch gemacht, und da hab' ich gesehen, daß es ä Schwarzer war, der wo mein Freund Klingherbogk umgebracht hat."

„Wie — wie haben Sie gesehen, daß es ein Neger war?"

„Nu, ich bin wieder im Geist auf der Kette 'eraufgeklettert, bloß hab' ich mich diesmal angeschaut, und da hab' ich schon äußerlich gesehen: ich bin ä Schwarzer mit än roten Lederstrick um en Hals, kane Stiebeln an und en blauen Leinwandanzug. Und wie ich mich innerlich

angeschaut hab', hab' ich schon gar gewußt, ich bin ä Wilder."

„Das sollte man aber wirklich Dr. Debrouwer melden", rief Sephardi und stand auf.

Eidotter hielt ihn am Ärmel fest: „Sie haben mir versprochen, zu schweigen, Herr Dokter! Um Elias' willen darf ka Blut nicht fließen. Die Rache ist mein. Und dann —" — das freundliche Greisengesicht bekam plötzlich etwas drohend Fanatisches, Prophetenhaftes — „und dann is der Mörder aner von ünsere Leut! — Nicht ä Jud, wie Sie jetzt wieder meinen —" erklärte er, als er Sephardis verdutzte Miene bemerkte, — „aber doch aner von unsere Leut! Ich hab's erkannt, wie ich ihn soeben innerlich angeschaut hab. — Daß er ä Mörder is?! — Wer soll richten? Wir? Sie und ich? Die Rache is mein. Er is ä Wilder und hat sein Glauben; Gott soll hüten, daß viele so än gräßlichen Glauben haben wie er, aber sei Glauben is echt und lebendig. Das sind unsere Leut', die wo än Glauben haben, der im Feuer Gottes nicht schmilzt, — der Swammerdam, der Klinkherbogk und der Schwarze auch. Was is Jud, was is Christ, was is ä Heide? A Name für die, wo ä Religion haben statt än Glauben. Und darum — verbiet' ich Ihnen, daß Sie sagen, was Sie jetzt über den Schwarzen wissen! — Wann es sein soll, daß ich für ihm den Tod erleid', dürfen Sie mir so ä Geschenk wegnehmen?"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Erschüttert trat Sephardi seinen Heimweg an.

Es ging ihm nicht aus dem Kopf, wie seltsam es war,

daß Dr. Debrouwer im Grunde genommen von seinem Standpunkt aus gar nicht so unrecht gehabt hatte, als er läppischerweise sagte, Eidotter sei im Komplott und wolle durch sein Geständnis Zeit für den wirklichen Mörder gewinnen. Jede einzelne Behauptung stimmte, und es war der nackte Sachverhalt, und dennoch hätte Debrouwer nichts Unrichtigeres annehmen und mehr im Irrtum sein können.

Jetzt erst begriff Sephardi in voller Klarheit die Worte Eidotters: „Alles, was ein Mensch glaubt, solang' die Lichter in ihm noch nicht umgestellt sind, ist falsch, und wenn's noch so richtig ist — es ist so grundfalsch, daß man es gar nicht erfassen kann. Man glaubt, man nimmt, statt dessen gibt man; man glaubt, man bleibt stehen und wartet, statt dessen geht man und sucht."

Aus dem Roman: „Das grüne Gesicht."

Heinrich Mann: Die Künstlerin Fröhlich

Im Saal geschah ein langes „Hohohoho!". Die Künstlerin Fröhlich stand auf der Schwelle, und die Türöffnung hinter ihr ward sogleich versperrt durch die breite Gestalt des Artisten Kiepert. Als sie beide drinnen waren, rief er:

„Sehr schmeichelhaft, Herr Professor, daß Sie auch wieder da sind!"

Die Künstlerin Fröhlich bemerkte:

„Da is er ja! Na also."

„Sie wundern sich vielleicht —“ stotterte Unrat.

„Aber kein Bein“, erklärte sie. „Helfen Sie mir man aus dem Mantel raus.“

„— daß ich meinen Besuch so schnell wiederhole —“

„Wo wär' ich denn!“

Sie hatte die Arme, wie Henkel, an ihrem großen roten Federhut, zog Nadeln heraus und lächelte von unten diebisch nach Unrat.

„Aber —“ und er war in Not — „Sie meinten selbst, ich müßte wiederkommen.“

„Nu woll!“ — und sie schwenkte den Hut wie ein Feuerrad. Ausplatzend:

„Er ist zum Schreien! ... Ich wer' Sie doch nich laufen lassen — Alterchen!“

Dabei beugte sie, die Hände auf den Hüften, ihr Gesicht ganz dicht vor seines.

Unrat sah aus wie ein Kind, das heftig erschrickt, weil die Fee auf dem Theater plötzlich einen falschen Zopf verliert. Die Künstlerin Fröhlich bemerkte es und holte sich sofort aus ihrem Heiterkeitsanfall zurück. Sie seufzte, den Kopf auf der Schulter.

„Aber Sie müssen man nich glauben, daß ich gemeint hab', es könnt' mir gar nich fehlen. Da wären Sie falsch unterrichtet. Ich hab' im Gegenteil immer zu Guste gesagt: Er ist doch 'n Doktor und 'n Professor, und ich bin 'n armes unwissendes Mädchen, was hab' ich so 'nem Mann denn zu bieten ... Frau Kiepert, is es vielleicht nich wahr, daß ich das zu Ihnen gesagt hab'?“

Die dicke Frau bekräftigte es.

„Aber sie," sagte die Künstlerin Fröhlich und zuckte unschuldig die Achseln, „sie wollte ja immer wissen, Sie würden wohl wiederkommen ... Na, also doch!"

Der Artist gab in dem Winkel, wo er sich umkleidete, unförmliche Laute von sich. Seine Frau machte Zeichen, die ihn beschwichtigen sollten.

„Wer sagt mir aber," fuhr die Künstlerin Fröhlich fort, „daß Sie überhaupt wegen meiner kommen... Sie helfen mir ja nich mal aus meinem Paletot 'raus... Vielleicht kommen Sie nur wegen den ekligen Bengels, aus die Sie Wurst machen wollen?"

Und Unrat, errötend, nach Hilfe suchend:

„In erster Linie — eigentlich nun wohl zwar — — ursprünglich ..."

Sie bewegte schmerzlich den Kopf.

Die dicke Frau erhob sich vom Toilettentisch, um ihnen beizustehen. Sie zog eine ausgeschnittene rote Bluse an. Sie war gerüstet und hatte ihren glänzenden Teint von gestern zurück.

„Warum helfen Sie dem Fräulein denn nicht aus ihrem Paletot raus", sagte sie. „Is das 'ne Art und Weise, wenn 'ne Dame Sie um was bittet?"

Unrat begann an einem ihrer Armel zu zerren. Der ließ nicht los, und die Künstlerin Fröhlich taumelte in Unrats Arme; worauf er ratlos innehielt.

„So müssen Sie es machen," — und die dicke Frau unterwies ihn. Ihr Gatte trat lautlos dazwischen, schon in Trikots, mit einem schlangenhaften Fleischwulst von einer Hüfte zur andern und einer behaarten Warze am

Hals. Er hielt ein ganz kleines Zeitungsblatt Unrat vor die Augen.

„Das müssen Sie lesen, Herr Professor, der gibt es der Bande."

Unrat bekam sofort die Sachverständigenmiene, zu der alles Gedruckte ihn nötigte. Er erkannte das sozialdemokratische Lokalblatt.

„Sehen wir denn also," versetzte er, „wie es — immer mal wieder — mit dieser Leistung bestellt ist."

„Ausgerechnet die Lehrergehälter," sagte der Artist. „Wenn ich nicht grade gestern von geredt hätt'."

„Ach was", entschied die Frau und nahm Unrat das Blatt weg. „Gehalt hat er genug, er braucht ganz was anders. Das ist nich deine Sache, nu geh du man raus zu 's liebe Vieh."

Im Saal grunzte, brüllte und pfiff es durch den Donner des Klaviers hindurch. Kiepert gehorchte. Er gab sich unvermittelt das von sich selbst entzückte Ansehen, das Unrat schon gestern in Staunen versetzt hatte, und tänzelte über die Schwelle hinaus in den Saal, der ihn lärmend verschlang.

„Den haben sie weg", sagte die dicke Frau. „Bis sie ihn verknust haben, woll'n mir mal der Rosa in die Kleider helfen, Herr Professor."

„Ja, darf er das auch?" fragte die Künstlerin Fröhlich.

„Er wird doch wissen dürfen, wie eine Frau aus- und angezogen wird. Wer weiß, wozu er das noch mal brauchen kann im Leben."

„Also wenn Sie nichts dagegen haben —" und die Künstlerin Fröhlich streifte ihren Rock hinunter. Ihr Korsage stand schon offen, und Unrat bemerkte mit einer Art Schreck, daß sie unter den Kleidern überall schwarz war und glänzte. Aber noch seltsamer war für ihn die Erkenntnis, daß sie keinen Unterrock anhatte, sondern ein Paar weite schwarze Kniehosen. Sie schien sich nichts daraus zu machen, sie sah ganz harmlos aus. Unrat aber war es, als flüstere an seinem Ohr eine erste Offenbarung von Mysterien, bedenklichen Sachlagen unter der Oberfläche, unter der gut bürgerlichen Oberfläche, die sich vor den Augen der Polizei auf der Straße zeigt. Und er fühlte einen Stolz, der Angst enthielt.

Draußen hatte Kiepert großen Erfolg und begann etwas Neues.

„Jetzt muß er sich doch lieber rumdrehn", meinte die Künstlerin Fröhlich. „Jetzt kommt alles runter."

„Gott Kind, er is ja 'n vernünftiger, solider Mann, was kann es ihm schaden."

Aber Unrat hatte sich sofort hastig umgewendet. Er hörte gespannt zu, wie es raschelte. Die dicke Frau reichte ihm in großer Eile etwas hin, um die Ecke.

„Da, halten Sie mal das."

Unrat nahm es, ohne zu wissen, was es war. Es war schwarz, ließ sich ganz klein zusammendrücken und fühlte sich merkwürdig warm an, warm wie ein Tier. Plötzlich entwischte es seinen Händen, denn er hatte durchschaut, warum es so warm war, es war die schwarze Hose!

Indes sammelte er sie wieder auf und verhielt sich ganz still. Guste und die Künstlerin Fröhlich wechselten eilig einige technische Urteile, während sie arbeiteten. Kiepert war schon wieder fertig.

„Ich muß raus," sagte seine Gattin, „ziehn Sie mal mit an."

Und da Unrat sich nicht rührte:

„Stehn Sie auf den Ohren?"

Unrat fuhr herum; er hatte „geschlafen", wie seine Schüler, wenn ihnen die Stunde zu lange währte. Er erfaßte geduldig die Korsettbänder. Die Künstlerin Fröhlich lächelte ihm über ihre Schulter zu.

„Warum haben Sie mir die ganze Zeit den Rücken zugekehrt? Ich bin ja schon längst wieder anständig angezogen."

Sie hatte jetzt einen orangefarbenen Unterrock an.

„Überhaupt," fuhr sie fort, „ich hab' das ja man wegen Guste gesagt, vom Rumdrehn. Wegen meiner: — ich möcht' wohl wissen, wie Sie mich gebaut finden?"

Unrat sagte nichts, und sie rückte ungeduldig den Kopf von ihm weg.

„Ziehn Sie man fest an! ... Gott, ich sage! Geben Sie man her, Sie müssen noch viel lernen."

Sie schnürte sich selbst. Und da er seine unbeschäftigten Hände noch immer hilflos vor sich hinhielt:

„Wollen Sie denn gar nich nett zu mir sein?"

„Freilich wohl", stotterte er bestürzt. Er suchte und sagte schließlich, er habe sie in dem schwarzen — in dem schwarzen Gewand noch hübscher gefunden.

„Sie kleines Ferkel", sagte die Künstlerin Fröhlich.

Das Korsett war in Ordnung ... Auch Guste hatte Erfolg, gemeinsam mit Kiepert.

„Nu komm' aber ich", sagte die Künstlerin Fröhlich wieder. „Bloß 's Gesicht mach' ich mir noch zurecht."

Sie setzte sich vor den Spiegel, fingerte behende mit Dosen, Fläschchen, farbigen Stangen. Unrat sah nichts, als daß ihre dünnen Arme immerfort durch die Luft streiften, und vor seinen verwirrten Augen bildete sich ein verschlungenes Spiel rosa-blaßgelber Linien, die entstanden, wechselten, und deren jede, ehe sie ganz zerging, schon durch eine neue ersetzt war. Er mußte unbekannte Gegenstände vom Tisch nehmen und ihr bringen. Sie fand, inmitten ihrer fieberhaften Tätigkeit, noch die Muße, mit dem Fuß zu stampfen, wenn er etwas Falsches aufhob, und ihn mit dem Blick zu kitzeln, wenn es recht war. Es war sogar unleugbar, daß ihre Augen die Fähigkeit, zu kitzeln, in immer höherem Grade erlangten. Unrat konnte endlich keinen Zweifel mehr zulassen darüber, daß es von den Stiften kam, die er ihr gereicht hatte, mit denen sie um das Auge herumstrich; von den roten Flecken in den Winkeln, den roten Strichen über den Brauen und von dem Schwarzen, Fettigen, das sie sich in die Wimpern schmierte.

„Nu noch den Mund klein machen", verhieß sie.

Und auf einmal sah er ihr Gesicht von gestern wieder, das ganz bunte. Die Künstlerin Fröhlich saß erst jetzt vor ihm, die eigentliche. Er hatte sie entstehen sehen und merkte es erst jetzt. Ein flüchtiger Blick eröffnete sich ihm

auf die Küche, in der Schönheit, Luft, Seele gemacht wird. Er war enttäuscht und eingeweiht. Er dachte gleich hintereinander: „Weiter ist es nichts?“ und „Das ist aber großartig!“ Das Herz klopfte ihm, — und inzwischen rieb die Künstlerin Fröhlich sich die farbigen Fette, die es ins Klopfen gebracht hatten, mit einem Tuch von den Händen.

Darauf befestigte sie das verbogene Diadem von gestern in ihrem Haar ... Der Saal war im Toben begriffen. Sie zuckte mit der Schulter dorthinaus und fragte, die Brauen gerunzelt:

„Haben Sie das vielleicht schön gefunden?“

Unrat hatte nichts gehört.

„Nu soll'n Sie aber sehn, was 'ne Harke ist. Ich singe nämlich heut was Toternstes, drum zieh' ich auch lange Röcke an ... Geben Sie mir man den grünen herüber.“

Unrat mußte erst nach rechts und nach links über Kleidungsstücke wegsteigen, daß seine Rockschöße flogen. Schließlich hatte er das grüne gefunden, und im Nu stand sie da, märchenhaft umflossen, ohne Taillenbuchtung, nur um Schoß und Schenkel ein wenig eingeengt von einer Rosengirlande ... Sie sah ihn an, er sagte nichts; aber mit seinem Gesicht war sie zufrieden. Sie schritt in großem Stil auf die Tür zu. Kurz davor wandte sie sich um, denn sie erinnerte sich des weiten Fettflecks auf ihrer Rückseite, den Unrat jetzt betrachtete.

„Den brauch' ich den Affen ja nicht zu zeigen, nicht wahr?“ erklärte sie, mit grenzenloser Verachtung. Dann

erschien sie gnädig in der weit aufgerissenen Tür. Unrat sprang zurück, man konnte ihn sehn.

Die Tür blieb halb geöffnet. Draußen hieß es:

„Gotts Düwel!“ und „'n grönsieden Kleed!“ und „Wer lang hett, lett lang hängen!“

Auch wurde gelacht.

Das Klavier hatte angefangen Tränen zu vergießen. Im Diskant war es feucht vom Schluchzen, im Baß schnupfte es sich aus.

Unrat hörte die Künstlerin Fröhlich anstimmen:

„Der Mond ist rund, und alle Sterne scheinen,
Und wenn du lauschest, an dem Silbersee
Steht deine Liebe, und du hörst sie weinen ...“

Die Töne tauchten, gleich matten Perlen auf schwarzer Flut, aus der schwermütigen Seele der Sängerin.

Unrat dachte: „Immerhin nun zwar —“ Es ward ihm lau und traurig zu Sinn. Er schlich sich an den Spalt und sah zwischen den Ampeln die grünen Falten der Künstlerin Fröhlich langsam sich bilden und wieder vergehn ... Sie neigte den Kopf nach hinten; in Unrats Gesichtsfeld erschien das verbogene Diadem auf ihrer rötlichen Frisur und eine bunte Wange unter einer hohen schwarzen Braue. An einem der vorderen Tische sagte eine hingerissene Stimme, die Stimme eines breiten Landmanns in blauer Wolljacke:

„Nee, is dat Minsch schöen! Wenn ick nu na Hus kam, mach ick jä mien Fru gor nich miehr lieden.“

Unrat sah sich den Mann mit geringschätzigem Wohlwollen an; er dachte:

„Ei freilich nun wohl, Mann."

Der war nicht dabei gewesen, als die Künstlerin Fröhlich entstanden war! Er wußte nicht, was das Schöne war, war nicht berufen, darüber zu entscheiden, hatte es hinzunehmen, wie's ihm geboten ward, und mußte noch froh sein, wenn es ihm den Geschmack an seiner Frau verdarb.

Die Strophe endete klagend:

„Im Takte deines Herzens schwankt mein Nachen,
Mein Herze weint, und alle Sterne lachen."

Aber auch unter den Hörern lachte wieder einer mit fettem Prusten. Unrat, aus seiner Stimmung gerissen, suchte vergebens unter den Köpfen. Die Künstlerin Fröhlich begann die zweite Strophe wieder mit „Der Mond ist ruhnd" ... Beim Refrain: „Und alle Sterne lachen —" lachten nun schon sechs oder sieben Leute. Einer in der Mitte gluckste wie ein Neger. Unrat entdeckte ihn: es war ein Neger! Dieser Farbige steckte seine Umgebung an, Unrat sah andere Gesichter sich in heitere Falten legen. Der Drang erhob sich in ihm, jene Muskeln aus ihren Verzerrungen zurückzureißen. Er trat von einem Fuß auf den andern, eine Art Qual durchlief ihn ...

Die Künstlerin Fröhlich verkündete zum drittenmal:

„Der Mond ist ruhnd."

„Dat weit wie nu," sagte jemand, breit und entschieden. Einige Gutgesinnte erhoben Einspruch gegen die zunehmende Unruhe. Aber das Gelächter des Schwarzen griff verheerend um sich. Unrat sah ganze Reihen von aufgerissenen Mündern, schwarz, mit ein paar gelben

Hauern aus Lücken hervor, oder mit Halbmonden weißen Beins von einem Ohr zum andern, mit kranzförmigen Schifferbärten unter dem Kinn, oder hinaufgebundenen Borsten auf der Oberlippe. Unrat erkannte den Handlungslehrling, seinen ehemaligen Sekundaner, der ihm gestern am Rande der steilen „Grube" ins Gesicht gefeixt hatte, der nun die Kiefer aufriß so weit er konnte, zu Ehren der Künstlerin Fröhlich. Und Unrat fühlte, wie ihm schwindelnd seine Wut zu Kopfe schoß, seine von Angst durchjagte Tyrannenwut. Die Künstlerin Fröhlich war seine eigene Angelegenheit! Er hatte sie genehmigt, folgte aus den Kulissen ihren Leistungen, war mit ihr verknüpft und führte sie gewissermaßen selber vor! Man vergriff sich an ihm selbst, wenn man sich unterstand, sie nicht gelten zu lassen! Er hielt sich am Pfosten, sonst meinte er hinausstürzen zu müssen, um mittels Drohungen, Handgriffen und Strafen die empörte Schar der entlaufenen Schüler zu Gehorsam zurückzuzwingen.

Allmählich hatte er fünf, sechs von ihnen herausgefunden. Der Saal war durchspickt mit den Widerspenstigen aus alten Jahrgängen! Der dicke Kiepert und die dicke Guste gingen umher, tranken aus den Gläsern, machten sich volkstümlich. Unrat verachtete sie, sie stiegen in die Gosse. Auf hehrer Höhe stand in ihrem grünseidenen Kleid, mit ihrem verbogenen Diadem, die Künstlerin Fröhlich; aber man wollte sie nicht, man rief:

„Dor heft wi nu nooch von!"

Und Unrat konnte das nicht ändern! Es war schreck-

lich! Er konnte die Schüler ins Kabuff sperren, sie über nicht vorhandene Gegenstände Aufsätze verfassen lassen, ihre Handlungen seinem Dienst unterwerfen, ihre Gesinnungen drillen, und wenn einer etwas zu denken wagte, ihn anheischen: „Sie sollen nicht denken!" Aber er konnte sie nicht zwingen, schön zu finden, was nach seinem Ermessen und Gebot schön war. Hier war vielleicht die letzte Zuflucht ihrer Widersetzlichkeit. Unrats despotischer Trieb stieß hier auf die äußerste Grenze menschlicher Beugungsfähigkeit ... Er ertrug es kaum. Er schnappte nach Luft, sah sich um nach einem Ausweg seiner Ohnmacht, wand sich unter der Begierde, so einen Schädel einmal aufzuschlagen und den Schönheitssinn darin mit krummen Fingern zurechtzurücken.

Daß die Künstlerin Fröhlich so zuversichtlich und heiter bleiben und den Schreiern und Zischern noch Handküßchen zuwerfen mochte! Sie war eigentümlich groß in der Niederlage ... Nun wendete sie sich halb um, vom Publikum weg, und sagte etwas zum Klavier hinunter. Und jetzt geschah es allerdings, daß ihre wohlaufgelegte, dienstfertige Miene ganz unvorbereitet in eine bittere und böse hinüberglitt, mit einem kleinen Ruck, wie beim Kinematographen. Es schien Unrat, daß sie die Unterredung mit dem Klavier nach Möglichkeit in die Länge ziehe, sich tunlichst weit wegwende. Noch weiter ging es nicht; der Fettfleck auf ihrer Rückseite wäre zur Geltung gekommen ... Auf einmal schnellte sie ganz munter wieder in die Höhe, raffte ihr grünseidenes Kleid, schwenkte

den orangefarbenen Unterrock hoch auf von den Füßen und brach in herzhaftes Trällern aus:

„Wail ieſch noch ſo klain uhnd ſo uhnſchuhldiſch bin."

Ihr guter Mut ward belohnt, man klatſchte, verlangte das Lied von vorn. Als ſie türeklappend zurück war in der Garderobe, fragte ſie mit kurzem Atem:

„Na, was ſagen Sie nu? Fein raus, was?"

Aus dem Roman: „Profeſſor Unrat".

Max Brod: Die neuen Chriſten

„— und gab ihm den Namen Moſes, ſprechend: Aus dem Waſſer habe ich ihn ja gezogen." II. Buch Moſes, II, 10.

Die beiden Literaten verließen mit dem Knaben Gabriel das Haus. — Gabriel war ſtolz, er erwartete große Dinge. Die erſte Nacht außerhalb des väterlichen Hauſes, noch dazu eine Nacht, die der Vater wegen der Straßenunruhen des Tages ausdrücklich als gefährlich bezeichnet hatte. Und alles ſo heimlich, ſo verboten!

Merx hielt ſich plötzlich am Gitter feſt, das Bewußtſein ſeiner Verruchtheit hatte ihn überwältigt. Eigentlich hatte er ja ganz unbewußt alles auf dieſen Erfolg hin arrangiert. Die „Regiebegabung" arbeitete in ihm, auch wenn er es nicht wollte. Dann aber ertappte er ſie

jedesmal doch noch bei der Arbeit und war zum Erbrechen unglücklich über seine Geschicklichkeit. Sein anglisiertes blasses Salongesicht krampfte sich zusammen, schrumpfte gleichsam ein, floß geradezu durch die tiefen Mundwinkelfalten ins Bodenlose ab, wie Waschwasser aus einem Lavoir.

„Kommen Sie, Merx, dort die Elektrische geht uns eben durch. Worauf warten Sie?" rief Pausewein, der sich in sein Stammcafé sehnte.

Merx fühlte den Puff nicht, den ihm Pausewein versetzte, seine Lippen öffneten sich bei dem Stoß nur mechanisch. Er wußte kaum, was er redete ... „Ich warte auf meinen Erlöser" ... Und diesmal errötete er auch nicht beim Reden.

Pausewein schleppte ihn zur Elektrischen.

Bald sausten die drei im leeren Wagen leere Nachtstraßen bergab. Das Fenster schepperte, Kastagnette des erwarteten Abenteuers für Gabriel. — Das Cottageviertel verzichte neben den Schienen, eine wohlgeordnete, leblose, unzugänglich noble, gleichsam auch geruchlose Natur. Gartenmauern, Geäst, Portale warfen sich herum. Dann kamen doch ein paar Menschen vorbei. Man näherte sich dem Zentrum, dann dem Hafenviertel. Mehrere Stränge von Eisenbahnviadukten setzten über die zu einem Hohlweg verengte, abschüssige Gasse. In den Wölbungen ihrer wie aus schwarzen Kohlenziegeln aufgebauten Bogen hing ein ewiger Rauch, braun und stinkend. Hoffnungslos schienen die weißen Kugeln hoher Straßenlaternen ihn nur immer wilder aufzuquirlen.

Endlich waren sie am Hafendamm angelangt, stiegen aus, warteten vergebens, gingen zu Fuß weiter.

Eine reine Salzbrise wehte.

Gabriel starrte über den Kai hinweg in den dunkeln Luftraum über dem Meer. „Der Geist meines toten Bruders schwebt hier über den Wassern", dachte er andächtig und baute wieder jene letzte legendäre Barrikade der Revolution vor sechzehn Jahren. Doch in Wirklichkeit war der Kai leer, und dieser erste Nachtausflug begann ihn überhaupt mehr und mehr zu enttäuschen. War das die „radikale Befreiung der Geister"? In der Tramway hatten die beiden von nichts anderem geredet als sehr kenntnisreich über moderne deutsche Verleger, die Renten, die sie zahlen, und die Neuausgaben honorarfreier Dichter, die sie sich etwa anhängen lassen. — Endlich näherte sich eine Gruppe von Menschen. Es waren vier abgerissene Betrunkene.

Jetzt taute Pausewein aus seiner erfrorenen Verdrießlichkeit auf. „Ein wenig mit dem Geld klimpern", sagte er wie zu sich selbst, nahm, ohne hinzublicken, ein Geldstück aus seiner Westentasche und warf es weithin zur Seite. Es klirrte lange, ehe es sich endgültig niederließ. Pausewein drehte sich im Weitergehen mehrmals entzückt um, beobachtete, wie die Trunkenen eifrig immer weitere Flächen nach dem Geldstück absuchten, und hatte eine richtige Sportfreude an ihnen. Mit sportlicher Bedachtsamkeit ließ er denn auch (offenbar machte er dies öfter so und hatte schon die beste Methode herausgefunden) ein Stückchen Weges weiter wiederum Geld davonrollen.

Carl Sternheim
Nach einem Ölbild von Max Oppenheimer

Nun würden die vier wohl die ganze Nacht suchen und schimpfen. — Gabriel fühlte Empörung in sich, doch zugleich Scham wegen dieses Gefühls, das er für eine Folge seiner philiströsen Erziehung und mangelnden Erfahrungen hielt. Klarheit haben wollen, das ziemt sich wohl nicht, dachte er, — aber ein wenig mehr möchte ich doch wissen, wie die beiden über die Hauptsachen denken. Reden sie absichtlich von lauter Nebensachen? Ist dies das Bessere, Höhere? Doch vielleicht nehmen sie es mir nicht übel, wenn ich dennoch ein einzigesmal, nicht öfter, auf die Hauptsache zu reden komme. — Und gewaltsam riß er an sich: „Hier ist wahrscheinlich das kleine Kind heute erschossen worden!"

Er hatte in ein Wespennest gestochen. Merx fuhr auf: „Was hast du nur immer mit dem kleinen Kind? Haben denn die Kinder ein besonderes Recht zu leben? Ein anderes, heiligeres als die Erwachsenen? Sind sie etwa ganz unantastbar? Am Ende auch die ungeborenen Kinder im Mutterleibe? Man weiß sich ja vor falscher Sentimentalität heute nicht mehr zu fassen, wenn das Objekt nur recht zart und klein, womöglich mikroskopisch ist."

Schüchtern widersprach Gabriel: „Es ist nur — weil die Kinder die neue Epoche bringen werden, von der du selbst sprichst."

„Was für eine Epoche denn?" fragte Merx, ironisch examinierend.

Gabriel aber erwiderte ernst und wandte sich sogar auch an Pausewein, den er mit ins Gespräch hereinzuziehen hoffte: „Die Mechanisierung und Materialisierung

unserer Zeit ist so weit gediehen, daß eine völlige Vernichtung der Menschheit oder eine völlige Umkehr folgen muß."

„Du hast mich so brav auswendig gelernt wie ein anderer seinen Seneka. — Es ist wahrhaftig zum Verzweifeln mit dir, und ich bin nahe daran, dich gänzlich aufzugeben. Hast du denn noch nicht begriffen, daß du meine Worte nicht für bare Münze nehmen darfst! Das mit der Mechanisierung singen schon alle Spatzen. Auch ich habe es manchmal, oft, allzu oft als Schlagwort gebraucht, aber ich bitte dich, lerne doch nicht die Schlagworte aus meinen Gesprächen mit dir, sondern lerne das einzige, was etwa aus ihnen zu lernen wäre: daß sie alles in Frage stellen wollen, auch sich selbst und ihre Schlagworte und sogenannten Wahrheiten. Nur eins kann nicht bezweifelt werden: das ist der Zweifel selbst und die Tatsache, daß jeder Vernunftgebrauch zweifelnd, skeptisch ist, daher sich selbst aufhebt. Der Zweifel ist das letzte, aber zugleich ist er auch — ein Nichts. Er ist die höchste Leistung und zugleich der totale Bankrott alles vernünftigen Denkens. Daher nur eines über ihn hinaus übrigbleibt: die Religion, die Gnade, die sich aber nicht erarbeiten läßt und auch nicht aufhalten, gratia praeveniens et irrestibilis."

„Sie, Berthold," sagte Pausewein, wobei er das „th", um jüdische Aussprache zu markieren, scharf aspirierte, „warum lassen Sie sich eigentlich nicht taufen? Sie sind doch ein perfekter Katholik, Augustinus der Zweite."

Merx wurde stolz: „Das verstehen Sie nicht, dazu

sind Sie zu dumm. — Banal ausgedrückt, für Sie: wenn ich mich taufen ließe, würde ich eine Ganzheit der Persönlichkeit simulieren, die ich nicht besitze. Es wäre also eine Lüge. Denn ich halte zwar den Glauben an Christus für alleinseligmachend und möchte auch gerne glauben, aber ich kann es nicht. Bin trotz allem, obwohl von der Leere und Sündhaftigkeit der Skepsis überzeugt, ehrlicherweise nichts als Skeptiker. Um dieses Unglück auch äußerlich zu tragen, nicht nur im Innern, bleibe ich Jude."

„Bekannter Standpunkt, Montaigne plus Weltschmerz", bemerkte Pausewein, der stets rein historisch dachte, nie auf die Sache einging. Sein enormes Wissen auf allen Gebieten schrieb sich vielleicht von dieser Anlage her.

Gabriel indessen, zu Boden gestreckt, wühlte sich nur tiefer in das Problem ein: „Wie, die Welt sollte nicht vor einer Revolution stehen, der ungeheuersten und notwendigsten, die je da war? Bedenke nur —"

„Ja, dies und jenes. Ich weiß. Aber es war seit jeher schlimm, und jetzt ist es so wie immer. Es hat immer Böse und Unterdrückte, Strotzende und Gequälte gegeben. Man schreit ja jetzt sehr: Eine große Welle muß kommen, dies alles wegzuspülen! Ich selbst schreie zuweilen mit. Aber versuchen wir einmal die Antithese. Was soll denn geschehen? Wollen wir das Fleisch erlösen? Ja, das geschieht, aber nicht anders als durch Abtötung, durch Leiden. Wir leiden, wir dürfen leiden, was wollen wir mehr? Wer anderes verspricht, verspricht also Völlerei,

Huren, Reichtum, weltliche Ehre und Macht: kurz, ist der Antichrist."

Sonst hast du anders geredet, wollte Gabriel sagen, doch erinnerte er sich rechtzeitig, daß dieser Einwand bereits abgeschnitten war. Das Weinen war ihm nahe. Er stammelte: „Und wer die Freiheit verspricht, die Erlösung ...?"

Pausewein pfiff und drehte sich auf einem Bein, phantastisch flatterte sein Havelock: „Erlösung! Theater der Tänze! Junger Mann, ich engagiere Sie für den Baron."

„Schweigen Sie still", wies ihn Merx zurecht. „Mischen Sie sich nicht in Dinge, die Sie nicht verstehen."

„In zehn Lektionen Christentum perfekt. Ich werde bei Ihnen Stunden nehmen."

„Etwas zu Ihren Konfirmandenkenntnissen könnten Sie schon noch von mir hinzuwerfen. Meinen Sie etwa, Sie sind ein Christ? Ein Barbar sind Sie, ein altgermanischer Heide, mit etwas Weihwasser bespritzt."

„Ja, heutzutage sind ja die Juden bald die einzigen Christen, scheint es."

„Halte ich im vollen Wortsinne für wahr. In den letzten fünf Jahren hat es sich so gedreht. Aber nichts zu staunen, Talent zum Christentum haben ja die Juden seit jeher gehabt, das werden Sie mir zugeben."

„Sozialdemokratie?"

„Gehen wir weiter zurück. Christus selbst. Zumindest seine Apostel."

„Auch das war eine Sehnsucht nach Freiheit", nahm Gabriel sein Thema auf.

„Aber was für eine Freiheit! Der Mensch lebt nicht von Brot allein, das schlug damals und schlägt noch heute jede Berechtigung sozialer Bewegungen aus dem Feld. Alle äußere Befreiung ist nur Sinnbild der inneren. Alle Befreiung überhaupt ist eine rein seelische Angelegenheit des Menschen mit seinem Gotte. Einheitlich werden vor seinem Gotte, den inneren Zwiespalt überwinden und so die Einheit der Welt herstellen, aber nicht draußen in der Kommune, auf den Boulevards, — das Gebet gehört ins Kämmerlein. Nur wer sich selbst befreit, wirkt zur Befreiung der Welt. So sagt ja auch Meister Eckehart, indem er den Sankt Paulus auslegt: Man soll mehr auf die innere Wahrheit sehen als auf das äußere Werk selber. Die Schrift (das heißt: alle äußere Übung) tötet, aber der Geist (das heißt: ein innerliches Erleben der Wahrheit) macht lebendig. Und wirst du mir nun entgegnen: der Mensch lebt auch vom Brote, dann sage ich: mag er, aber das ist keine Affäre, für die ich mich begeistern kann. Das tut er ganz von selbst, ohne alles Zureden. — Merke überdies, hinter all dem steht der Zweifel. Der Zweifel, der dich nie zur Ruhe kommen lassen darf. Vielleicht ist auch etwas Anständiges darin, den Menschen das Brot zu verschaffen, von dem sie leben. Quäle dich ab mit diesem Zweifel, vielleicht gelangst du gerade auf diesem Wege zur Einsicht: der Mensch lebt vom Zweifel, also vom Geiste. Indem du dich dem Zweifel ergibst, den Zwiespalt in dir

besahst, bist du eben daran, ihn zu überwinden. Hier versagt eben das Wort, hier ist der Punkt, wo das eigentliche Erlebnis beginnt." Er machte wieder einen Ausfall gegen Pausewein: „Was wißt denn ihr Götzendiener Wotans und Agirs vom Christentum!" fuhr aber schnell und mit Eifer gegen Gabriel gewendet fort: „Auch ich habe mich oft für soziale Reformen begeistert, redlich! Aber natürlich war es mir nie um das äußere Wohl der Proletarier zu tun, sondern ich sagte mir nur: Man muß diesen Menschen die äußere Ruhe und so die Möglichkeit verschaffen, sich innerlich zu befreien. — Hier aber greift eine höhere Überlegung ein: Wer im Stande der Gnade ist, en pneumati, der bedarf äußerer Ruhe nicht. Je mehr es stürmt rings um ihn, in ihm wird es desto ruhiger. Je schwerer er es hat, desto leichter. Ja, man muß mit Martin Luther sagen: Wer nicht Unterdrückung und Tiefe leiden will, wird nie die rechten Taten Gottes erfahren und ihn darum auch nie recht lieben und loben."

„Ein Minimum muß der Mensch aber doch haben, um nicht zu verkümmern."

„Verkümmern! Du kommst mit Ausdrücken und Maßen dieser Welt! Wir sprechen aber doch von der wahrhaften realen andern Welt. Wir sind im Transzendenten, und da gibt es keine Grenzen, keine Hindernisse. Mögen Hunderttausende verkümmern: ein einziger, der sich aus Schmerzen läutert und emporringt, gilt in der Ewigkeit mehr als diese Hunderttausende. Ja, was spreche ich noch von einem und von vielen, die Zahl überhaupt ist ja aufgehoben, wenn die große Erfüllung eintritt.

Dieser eine erlöst nicht sich allein, sondern in sich die ganze Welt. Fasse doch den Gedanken: Ewigkeit, Unendlichkeit. Alle Zeit ist zerschnitten, ihr Gewebe niedergefallen. Nur noch Einheit ist da, die eine einzige Einheit. Und der Mensch vereinigt sich mit der Einheit, nur er ist, nichts mehr außer ihm. — Wo hast du dann noch Platz für die Millionen, die im Zeitlichen verhungert sind, vielleicht unter den schrecklichsten Verhältnissen, zugegeben, aber wo hast du auch nur noch Platz für dich und mich, für eine Revolution, im besonderen für diesen nächtlichen Kai, die Schießerei heute, das getroffene Kind und so fort, und so fort! Ich sage dir, mit unseren Werken können wir nichts dazu tun. Unser Teil ist: denken, zweifeln, uns emporfoltern durch Zweifel. Jedes Tun ist in sich selbst widersprechend und erbärmlich, mit einer einzigen Ausnahme: der Mission, der propaganda fidei." Er hielt Gabriel und Pausewein während der letzten Sätze mit unwillkürlich zupfenden Bewegungen an ihren Kleidern fest, blieb selbst stehen. So war es seine Gewohnheit, wenn er bei der Debatte in höchste Erregung kam. Dann ging er nicht von der Stelle, ganz aktiv im Geiste, körperlich starr. Sonderbar, dabei erinnerte er an die alten Juden, die Freitags aus der Synagoge gehen, immer wieder im eifrigen Gespräche haltmachen. Gerade während er mit aller Kraft das Judentum verleugnete, zeugte sein Blut davon.

Auch Pausewein stand jetzt. Er stieß mit dem Fuß an etwas Hartes. Es war eine Stange mit einer Papierfahne, deren Worte er vorlas: „Wir wollen Kohlen!"

Also nun war man an der richtigen Stelle. Hier hatte der Zusammenstoß der Arbeiterfrauen mit dem Militär stattgefunden. Gabriel griff zaghaft nach der Fahne.

„In den Extrablättern stand es anders", berichtete Pausewein, kenntnishalber. „Wir brauchen Wärme — wir wollen Kohlen — gebt Feuer!"

„Sehr schön", flammte Gabriel neuerdings auf.

„Zu geistreich", stellte Merx fest und setzte sich wieder in Schritt.

„Es erinnert an eine Episode aus der Kommune," registrierte Pausewein, „an den Umzug der sechstausend Freimaurer mit Schurzfellen, Winkelmaß und Kelle und mit weißen Fahnen: Aimons-nous."

In diesem Augenblicke war es Gabriel, als höre er eine feine Stimme um Hilfe rufen. Der brausende Seewind täuschte wohl, er achtete nicht darauf: „Wozu wollen also eigentlich immer wieder einige Menschen die Welt ändern!"

„Um sich lächerlich zu machen. Aimons-nous. Revolution ist Vereinsmeierei. Ich würde so einen Aimons-nous schön zum Teufel jagen. Selbst wenn ich an die Ehrlichkeit der Weltverbesserer glaubte: im Grunde kann kein Mensch dem andern helfen. Und wenn in diesem Augenblick einer aus den Wolken käme und mir freundlichst seine Hilfe zur Erlangung aller Heilsgüter anböte, eine Hilfe von außen, die stets ein Mittelding sein muß von Magie und philiströser Anbiederung: von mir hätte er nichts anderes als einen Fußtritt zu erwarten."

Nun aber scholl es ganz deutlich aus dem Wasser neben dem Kai: „Hilfe! Hilfe!"

Alle drei stürzten an den Rand und erblickten unten in den schwarzen Wellen zwischen den schaukelnden Booten eine Gestalt, die, ganz nahe am Lande bereits, Schwimmbewegungen machte, aber so schwach und haltlos, daß sie nicht von der Stelle kam. Offenbar konnte sie sich der Strömung nicht mehr recht erwehren. Wie ihr beispringen! Der Hilferuf klang nun auch schon matter, erstickter. — Pausewein war der erste, der eine Strecke auf dem Damm zurücklief, dort ein langes Landungsbrett packte, es auf das zunächstliegende Boot anschob, selbst hinübersetzte und nun vom Verdeck aus der ertrinkenden Person ein Tau zuzuwerfen suchte. Die beiden andern waren ihm gefolgt, Merx hielt einen Holzknüppel, Gabriel eine aufgeraffte Eisenstange, so suchten sie das Tau zu lenken und der Person im Wasser zuzureichen. Man konnte nun deutlich sehen: es war ein Mann da unten, der nicht mehr schrie, da er bemerkte, daß man ihm Hilfe bringen wollte, der aber in höchster Todesangst wie bittend die Hände emporwarf und bei jedem der kraftlosen Tempi bereits tief mit dem Kopf einsank. — Doch das Tau langte nicht zu oder war nicht richtig geworfen, der Schwimmer konnte es nicht packen. Da riß Merx Winterrock, Rock und Weste von sich, er wollte ins Wasser springen. Doch Gabriel hatte eben eine kleine Treppe entdeckt, die an das Boot angelegt war und bis zum Wasserspiegel hinabführte, die eilte er blitzschnell hinunter, schwang von der untersten Stufe

aus das Seil kräftig vorwärts, und wie er es nun auswarf, wurde es ihm von dem Fremden förmlich aus der Hand gerissen. Nun ging es leicht, den Mann heranzuziehen, ihn zu dritt aus dem eiskalten Wasser heraufzuheben und auf dem Verdeck auf die Beine zu stellen. „Also doch! Man kann dem andern helfen", flüsterte Gabriel überwältigt, ohne die Absicht, Merx oder irgend jemanden zu widerlegen ...

Aus einem unveröffentlichten Roman

Carl Sternheim: Die Schwestern Stork

Achtzigtausend Mark hinterließ Kaufmann Stork seinen Töchtern. Fünfundvierzigtausend bekam Martha, den Rest das Kind Maria. Gründe für die ungleiche Erbschaft waren im Testament nicht angegeben, doch als der Vormund zustimmte, blieb die Verfügung des Toten. Die Ältere wird mit der Erziehung der Kleinen Plage haben, dachte man. Zudem hinkt Martha. Das verdient ein Pflaster.

Und wäre der Zahlenunterschied zuungunsten Marias größer gewesen, sie hätte keinen Verteidiger ihrer Rechte gefunden, weil die Zwölfjährige im Kleid bis zum Knie schön war, und in den Gedanken aller Welt schon der reiche Freier mit ihr ging. Das ihr bestimmte Geld würde zu einer Erziehung reichen, die sie zu ihrem Platz auf der Menschheit Höhen befähigte. Mehr bedurfte es nicht.

Vor den Toren der Stadt, wo Häuser durch Wiesen getrennt stehen, nahm Martha die Wohnung. Voll elter-

lichen Hausrats, Kissen und Decken eigener Stickerei darüber, schienen die Stuben wohnlich und warm. Sah man durchs Fenster, lag mit Hügeln und Tiefe die Landschaft so, daß ein weiter Horizont Bewußtsein der Freiheit unterstrich.

Der beste von vier Räumen war Wohnzimmer, verschlossen und kaum betreten. Aus schmaler Rente, wußte Martha, hatte sie kein Mittel, der Schwester von Zeit zu Zeit die für die kindliche Erwartung notwendigen Überraschungen zu bieten. Darum sollten hinter verschlossenen Türen die Geheimnisse erwachenden Lebens wohnen, und Maria selten einen Blick auf die wirklichen Sessel und Spiegel tun, zwischen denen das schwer zu Nennende sich bewegte. Dort sollte bodenlose Tiefe, übersinnliche Weite, das Loch der Erde und des Himmels Unendlichkeit ins Weltall münden, von da her alle Figuren, die für Marias Entwicklung erwünscht sein möchten, auftreten. Denn vom Tag an, da der Vater starb, hatte Martha, das ältere Mädchen, ihre durch nichts mehr geschwächte Empfindung als umfassende Liebe auf das anblühende Geschöpf geworfen, von den Menschen ihr Schwesterchen und Maria genannt, das aber für Martha irdischen Geschehens Mittelpunkt und namenlos zu werden begann.

Als vor zehn Jahren das Geschwister noch in Kissen lag, war die halb erwachsene Erstgeborene selbst Anlaß kühner Träume für die Eltern gewesen. Schien sie damals nicht schön, hing in Locken und Fransen ihres Putzes soviel Anmut, daß ihr Kommen stets Freude und Überraschung bedeutete. Da zudem die Umstände der Familie

geordnete, selbst wohlhabende waren, zog sich manch Heiratswilliger an die Jungfrau heran, und geraume Weile hatte man unter Bewerbern die Wahl. Zu diesem Zeitpunkt zerstörten Unglücksfälle des Vaters Vermögen, und eines Tags, als trotz deutlicher Misere durch der Eltern Bemühung das Mädchen noch über den Unbilden des Lebens schwebte, erreichte sie ein Unfall, der ihr durch Verkürzung eines Fußes die Sicherheit raubte, von aller Welt nicht unterschieden, frei durchs Leben zu gehen.

Denn jetzt war für sie alles wesentlich geändert. Unter vielen blieb sie durch Mangel kenntlich, in jeder Gemeinschaft peinlich gezeichnet. Alle Begrüßung quittierte ihr Hinken, und sie kannte den Eindruck ihres Auftritts ein für allemal. Mochte sie erst hoffen, es könne ihr einer begegnen, der das Gebrechen nicht im ersten Blicke widerspiegelte, verlor sie den Glauben bald, verschwand ganz zu sich und einer Beschaulichkeit, in die gelegentliche Teilnahme der Menschen wie Biß schmeißender Insekten drang. Sie ließ sich auf das seit ihrer Geburt Gewesene prüfend ein, ordnete das verwirrte Gestränge verflossenen Seins mit immer reiferem Urteil. Gab aller Person und sich selbst Bedeutung im Lebensplan nach einem Einmaleins, das zu häufig von ihr überrechnet war, um noch Fehler zu enthalten.

Mit dem Holzklotz unter den Schuhen hatte Martha für den höheren bürgerlichen Gesichtswinkel einen Stich wie die Birne den braunen Fleck auf der Haut. Zur Repräsentation in mittleren Laufbahnen wußte sie sich ungeeignet, als Rechtsanwalts- oder Arztensgattin, Kauf-

manns- und Beamtenfrau hätte man sie nur noch vorstellen können, murmelte Fama eine entschuldigend große Mitgiftssumme. Doch war davon keine Rede mehr und das Mädchen bündig Ausschuß. Immer weniger ließ die Welt sie darüber im Zweifel, doch immer deutlicher zeigte auch Martha gefrorene Verachtung.

Selbst die Eltern hatten Enttäuschung über das Unglück nicht emsig genug verheimlicht, als daß sie mit ihnen eine Ausnahme gemacht hätte. Die Mutter, aus dem Land der Blamen, von ihrem Mann einst nach Deutschland geführt, hellhaarig, fleischlich und genußfroher Menschlichkeit wie ihre Landsleute auf den Schildereien des Brueghel, sprach ihre zertrümmerte Hoffnung auf dem Sterbebett noch aus, wozu Martha gläsern lachte. Der Vater, ein stiller Thüringer, würgte sie glücklich mit in den Tod hinüber. Martha war schließlich froh, als sie Begriff von Niedrigkeit und Durchschnitt nicht mehr auf lebende Erzeuger anwenden mußte. Vielleicht hätte ihr ferneres Leben sich niemals aus Verzicht erhoben, wäre einen Augenblick lang nicht das Ufer jenseitiger Empfindungen für sie sichtbar geworden.

Einundzwanzig Jahr mochte sie alt gewesen sein, da hatte im Wartesaal eines Bahnhofs ihr der Mann entgegengesessen, dessen Blick wie ein guter Gedanke auf ihr Gesicht, die Brust, ihr ans Herz geflogen war. Schließlich blieb sie betäubt von seiner Dringlichkeit in warmem Fluß ihres Blutes und ließ sich, Vergangenheit leugnend, bis in die Knochen bezaubern.

Vor ihr der Zeiger der gewaltigen Uhr war immer

näher an die Abfahrtsminute des Zuges gerückt, doch konnte sie sich, aus dem Innersten her fürchtend, nicht erheben. Als aber das letzte Zeichen rief, war sie todesgewiß vor ihm hochgeschossen, schräg und schief in ihren Weg zum Bahnsteig eingetaumelt.

Von hinten hatte Rede geklungen, eine Stimme sprach — und ob sie schon ein Dutzend Schritte gemacht — frei ohne Unterton, Worte, die der Mann zum Weib spricht, mit ihrer Durchschnittlichkeit sie berauschend. Die sie schlürfte, wie ein Durstender die Zunge mit allen Warzen ins Nasse hängt. Er sei, habe — und während ein entschlossener Blick sie durchschnitt, sie aber kippte in himmlischem Trotz ein Schrittchen beiseite — kurz, er möchte und wolle! Dabei floh Vorsatz aus seinen Augen, Gefühl stand leibhaftig da.

Diesen Abend heimgekehrt, hatte sie in bunter Lust geschaukelt, auf zerwühlten Kissen Fahrten in vergitterte Bezirke gewagt und war mit hellem Aufschrei eingeschlafen. In den Tagen der Erwartung bis zum Wiedersehen hatte sich Gebet verdichtet, und als zur angesagten Stunde sie am Ort erschien, war sie gewillt, im wohlgefälligen Opfer des Messers Stoß mit der Herzmitte aufzufangen.

Der Mann war nicht dort. Erschien nicht und wurde nicht mehr gesehen, noch kam von ihm je wieder Laut. Da wurden, was Glaube auch anfangs zu des Entschwundenen Rechtfertigung sagte, die Türen in die Welt der Menschen zugeschlagen, ein Wall gegen das Mitlebendige gebaut. Aus der Gewißheit ihres bis dahin

sicheren Anstandes und ihres schnellen Entschlusses zu bedingungslosem Fall aber entschied Martha die Unwahrheit aller über das junge Mädchen von heute in Erzählungen der Dichter ausgesagten Dinge. Das war längst nicht mehr das kühl abseits stehende Figürchen der Romane, aber mit Mann, Weib und dem Jüngling ein Fleisch, bereit, jeden Tag in den Wirbel der Geschlechtsliebe zu tanzen.

Aus diesem Tanz langten die meisten ums Ende der zwanziger Jahre gerupft und schon aus den seelischen und leiblichen Fugen vor der schwarzen Wand an, die das Elend eines zu jedem Aufschwung endlich unfähigen Lebens einschließt. Man hatte ihnen die Haut innen und außen gegerbt und warf den Abfall auf den Mist. Keine hatte in den Händen der karrieremachenden Kerls das geringste gewonnen, nicht ein Lot geistigen Fleisches angesetzt. Ihre Seele war ein Ausguß bürgerlichen Spülichts gewesen, männlichen Trübsinns die elastischen Körperchen. Jetzt kerbten Narben das Fell, und sie konnten nur noch den Abdecker erwarten. Die einzelnen unterschied voneinander die bessere oder schlechtere geldliche Lage. Im übrigen klatschten und verleumdeten sie um die Wette, die Zeit totzuschlagen.

Als die Bäckchen des Kindes Umrisse für ein reizendes Antlitz formten, plötzlich eine Stirn edel kam, und Lippen sich ausdrucksvoll biegen wollten, war Maria ein Mädchen von zehn Jahren geworden. Von ihrem Guckloch auf die Szene des Lebens, wo Puppen sinnlose Auftritte spielten, sah Martha in den Blick der Schwester

um. Es war dann, als liefe Bergwasser über die Fenster ihrer Augen und spülte sie klar. Auf einmal stand Himmel bei Hölle auf Erden, und das Gute und Schöne sah Martha in einem Kind wie das Abscheuliche aller Menschheit ein. Damit war ihre Laune aus dem bisherigen Dunkel mitunter ins Licht gerückt, das sie durch Anschluß an die Kleine reichlicher zu gewinnen suchte. Aus banalen Gewißheiten des zwanzigsten Jahrhunderts trat ihr Bewußtsein in das zeitlose Träumen der Jugend zurück.

Bei des kranken Vaters Pflege bekam Maria zuerst Gesicht. Bisher war sie angezogen, auf Stühle gesetzt und herabgenommen worden. Außer bescheidener Antwort auf Zurechtweisungen hatte man nichts von ihr erwartet. Jetzt fiel auf, wie sie ungerufen ins Krankenzimmer just in Augenblicken trat, wo alle Mittel, den Leidenden zu stillen, versagten und dann Bewegungen, irgendwie Schritte und ein Nahen hatte, das des Erschöpften Blicke ihr erwartungsvoll zuwandten. Sank an seiner Brust sie zierlich in die Kissen und tauchte das Köpfchen zu ihm, weißblondes Haar auf ihn schüttend, fuhr sanfter Atem aus des Vaters gekniffenen Lippen. Vom oberen Bettrand sah Martha des Kindes Augen mit Ausdruck auf den zerfallenen Mann gerichtet. Blau mit Silber bebte reichlich in ihnen und war schließlich ein Stern, der das Zimmer bis in die Winkel hellte. Als einer Ebenbürtigen überließ Martha die Handreichungen für den Kranken der Kleinen, die sacht an dem Liegenden zog und zupfte oder mit überlebensgroßen Griffen des Körpers Last in die gewünschte Lage hob. Auch nahm

sie Auswurf und Exkrement schwebenden Ganges fort und hatte beim Wiederkommen ein doppelt Segnendes und Gesegnetes. Mit engelhafter Sachlichkeit entblößte sie den Mann, tat ihm das Nötige mit entrückten Händen.

Da war, sah Martha, aus zwei Rassen, ein Gefäß von solchem Wert gebildet, daß aller Inhalt der Erziehung, ehe man ihn einschüttete, gewogen, gesiebt und nachgesiebt werden mußte. Aus der eigenen Erfahrung wagte sie der Schwester darum kaum etwas mitzuteilen, legte bei einfacher Anrede den Finger vor die Lippen und verbot sich das Wort. Und doch trat von Tag zu Tag die Mahnung „Unterricht" strenger an sie heran, besonders als mit des Vaters Tod Marias Entwicklung ganz in ihre Hand gegeben war.

Bei Prüfung des eigenen Lehrganges erkannte Martha sofort, wie nach beigebrachtem Lesen und Schreibenkönnen man mit aller Lektüre ihr Einbilden für festgelegte Allerweltsideen gestohlen hatte. Den durchgreifenden Erfolg des Systems konnte sie an Mitschülerinnen sehen, die von solchen Vorstellungen heute wie von Hebeln gelenkt, als Signalstangen im Städtchen standen und mit grünem oder rotem Licht ein bürgerliches „Erlaubt" oder „Nichterlaubt" für die Fahrt jedes Einzellebens stellten. Sie wußte auch, wie schwer sie sich von gelernten Begriffen des Bedeutenden und Heldischen hatte befreien können, und daß es ihr ohne den verhängnisvollen Unglücksfall nicht gelungen wäre. Wie körperliche Entstellung ihr zur Ablösung vom bösen Schema des Mensch-

seins geholfen, schloß sie, müsse Glanz der Erscheinun
Maria zur Anerkennung billiger Gemeinschaftswünsch
führen, weil mit der Gesamtheit im Wollen einig, sie er
die durch Natur geschenkte Macht ausmünzen könn
drängte durch Erziehung man sie nicht in andere Rich
tung fort.

Saß über Unterrichtsanfängen Maria im Erker, de
am Schlafzimmer hing, sah Martha die Buchstabe
Malende aufmerksam an: es war der junge Rumpf s
ins Fenster gedreht, daß vom Scheitel zur Sohle di
Körperachse durch das gewendete Haupt, den übers Kni
geschlagenen Schenkel in schönem Verhältnis geteil
wurde. So war der zeichnerische Eindruck. Unbeschreib
lich war das Farbige: Haut des Gesichts und eines freie
Halses machten mit Fliederblüten hinter bläulichen Schei
ben schwimmend in Licht ein schimmerndes Email, da
oben im Schaum des Haares sich löste. Unten gabe
dunkle Tinten von Rock, Stuhl und Schuh die Vor
stellung des Bodens, in dem das Blühen wurzele, unter
brochen nur vom Streifen weißer Hose, der aus über
stülptem Bein wie eine Schleife am Bukett hing. Stet
würde alle Welt bewegt diesem Bild anhangen, ehe e
noch Laut von sich gegeben, Worte, Reden nicht auf ihre
Wert prüfen. Mit Anschauen ganz gestillt.

Es mußte vor dem Bedürfnis der Menschen, anzu
beten, eine Kluft aus Marias anderem Verlangen sic
öffnen: das im Rohstoff Vollkommene durch Verdiens
erst wirklich kostbar zu machen. Leicht sah Martha da
Mittel ein: Erziehung zu vollendeter Geistigkeit. Doc

ohne zu wissen, wie sie die Elemente an Maria bringen könne. War ihr eigenes Wissen rein und von Absichten frei, war es doch mehr als beschränkt.

Manche Nacht kämpfte an der Jüngeren Seite die Ältere harten Kampf. Sie wußte sich nicht fähig zu lehren, was zu lehren war und mochte nicht Lehrer oder Unterrichterin an das Kind lassen. Das lag wie eine gemalte Putte selig zu Bett. Im Schlaf hatte sich alles pausbackig an ihr gewölbt. Über dem Ensemble wob gewolkter Atem. Von Fremden konnte sie das gute Gewissen nicht fordern, das sie bereit war, dem Engel gegenüber stets zu haben. Selbst wollte sie Tag und Nacht vorlernen, was Maria begreifen mußte, sollte sie nicht nur durch Erscheinung, sondern innere Bedeutung den Massen und ihren Instinkten entrückt sein.

Sie ließ die Schulbücher der jungen Generation kommen und war in Trauer gestürzt. Vor ihr lag ein Lesebuch für Mittelschulen. Sie las die Kapitelüberschriften: „Bürgerpflicht", „Ich möchte Steuern zahlen", „Die Wäsche im kaiserlichen Haushalt". Im Lehrgang für Erdkunde gab es bei der Schilderung des entferntesten Erdwinkels nur Hinweise auf die Heimat. Was dieser Weltteil bei dem Reichtum seiner Bodenschätze bedeuten könnte, wäre er deutsche Methoden anzuwenden imstande. Nirgends wurden dem jugendlichen Eindruck die fremden Himmel mit ihrer zu begreifenden Besonderheit, sondern am Maßstab der eigenen Verhältnisse überall Mängel gezeigt, die nach der Pädagogen Ansicht dem ganzen Erdball sonst anhafteten. Wo aber auf eigenem Boden die

Macht der Obrigkeit zu Ende war, versuchte man gleichviel, Materie unter die geltenden Vorschriften zu bringen. In der Abteilung „Naturleben" hießen die Aufsätze: „Wenn die Natur straft", „Die Polizei in der Tierwelt", „Das Schöffengericht der Mutter Natur". Mannigfaltigkeit der Schöpfung wurde erdrosselt, Buntheit wie Schande ausgelöscht, und alle Erwartung in eine mechanische Entwicklung gesetzt, deren treibendes Mittel das Kapital war. Aber längst hatten die kahlen Zwecke wieder blühende Aufschriften erhalten. Dichter waren für dies Ziel tätig gewesen und hatten als platonische Kapaune reimend die Begriffe verwirrt.

In Tränen saß Martha vor dem Bücherhaufen. Das war Abhub vom Tisch der Durchschnittlichen, Schutz vor Weisheit und Erkenntnis mehr als ein Weg zu ihnen. Dem fremdesten Wesen hätte sie die Bettelsuppe nicht eingeben mögen.

Maria, allem erstmals Gehörten eine Andacht des Gefühls schenkend, die sie bis ins Haar glühen ließ, gab der Ratlosen selbst Erleuchtung: Es sei das geistig zu Fassende fühlend erst zu durchdringen. Kein Besitz ginge in den Schacht des Gedächtnisses ein, als der die Seele schon bewegt hatte. Der Lehrer aber brächte dem Schüler den Stoff um so näher, als das eigene Gemüt eher von ihm erschüttert war. Nicht das zu Lernende, die Bewegung, die den Lehrer mit ihm packte, merkte vor allem das Kind.

Darum sperrte von der Wirtschaft fort, für die eine Magd genommen wurde, Martha ihren Drang in Welt-

geschichte, Erd- und Naturkunde. Gab sich an Mythologie, vernichtete Rassen und Kulturen hin und spürte am eigenen Brennen oder Erkalten den Wert großer Männer der Vergangenheit für die Jetztzeit. Ging sie flammenden Blicks zu Maria und brachte ihr Alexander den Mazedonier noch warm vom Ofen, schoß mit entzündetem Blut der neue Begriff wie eine Rakete ins Hirn. Es kamen ihnen Buddha, Lykurg und Cäsar ganz einfach in den Sinn, weil sie über sie staunten, lachten und oft die Träne nicht verhalten konnten. Erhitzter Einbildung liefen sie durch Asiens Steppen, an unendlichen Flüssen entlang zu den Eismeeren, sahen Chinas und Japans Tempel und suchten phantastische Form des Angeschauten mit dem Stift auf Papieren seltsamer zu übertreffen. Führer verschiedener Epochen, die ihnen eines Sinnes zu sein schienen, setzten sie in Gedanken nebeneinander und malten Tafelrunden, bei denen Coriolan mit Friedrich dem Großen das Glas anstieß. Dann wirkte das Nüchterne, wirkten England, Scharnhorst und die Kuh abwechselnd durchaus nicht albern und kahl.

Nur wo es einer Wissenschaft Selbstzweck war, in der Mathematik, standen Lehrerin und Lernende gleich verlegen. Sie setzten Hebel von allen Seiten an, wußten aber den Stoff nicht zu bewegen.

Methode vom Arbeitstisch nahmen sie ins Freie mit. Botanische Kenntnisse festigten sie mit dem Spaten im Garten und suchten, hatten sie die bekannten Spielarten einer Spezies wachsen sehen, durch Kreuzung und Veredelung außergewöhnliche Produkte zu erzielen. Weil

sie stets das andere und nie sich selbst voraussetzten, waren sie die Überraschten. Auf ihren Gängen glitten sie ins Gras, machten nach links und rechts die Augen auf und hatten gar keinen Willen. Tier, Pflanze, Element sollten ihnen nicht Beweise ihrer Notwendigkeit geben, mochten nur als Schmuck des gerade ins Auge gespannten Gemäldes dasein. Reichten sie irgendwie nicht aus, besserte Einbildung das Fehlende hinzu. Leicht war aus Wölkchen ein Adler, waren Heere aus Weizenfeldern zu machen. Dafür war man ein Mensch und schwebte täglich freier.

Kam gegen Abend man nach Haus, fiel das Ungefähr der Eindrücke von selbst in ein Lied, straffte sich zu bündiger Bemerkung. Die Arme Segens voll, gingen sie mühelos daran, ihn mit Urteil zu binden. Zum Schluß steckten sie sich die fertigen Sträuße an die Brust, einen großen jedesmal die Ältere der Kleinen, die aber der anderen ein paar mit Anschauung gesammelte Blumen.

Oft freilich verzagte Martha. Nicht immer stand sie auf der Auffassung Höhe. Sah sie den Stoff an, den in der nächsten Stunde sie lehren sollte, glaubte der ermüdete Impuls manchmal zu früh die Lösung gefunden zu haben. Richtete dann Maria das feurige Auge auf sie, brach der mitgebrachte Vergleich, zu leicht befunden, auseinander, und für den Augenblick blieb Martha ratlos. Aber die Jüngere löschte ihre Person vor der Lehrerin aus, daß die sich selbst und das Gesuchte kräftiger spüren und mitteilen konnte.

Drei Jahre vergingen den Schwestern, in denen Maria gedieh, nicht zuletzt, weil sie turnen und nach Regeln sich bewegen mußte.

Denn als die Zeit gekommen war, in der vom Kind sich sichtbar das Mädchen schied, in einer ängstlichen Nacht ein Leib an ihre Brust sich hing und fassungslos ein Wunder gestand, nannte Martha, während ihre Finger die Aufgeregte zur Ruhe strichen, erstmals das Körperliche nachdrücklich. Nahms aus dem Winkel, in dem es ungekannt gestanden und sprach von ihm, als sei es ein Beliebiges, wie alles andere sachlich zu bereden. Die Mutter führte sie als Gleichnis zu Marias Leiblichkeit an, und wie sie deren Neigung zu fleischlicher Fülle geerbt, bewies aus des Vaters Wuchs ihre eigene Magerkeit. Da Sonne morgens in die Laken schien, hatte sie noch immer den Leib der Schwester in Händen und lehrte am lebenden Vorbild.

Unbekümmert bot Maria hinfort ihre Nacktheit den schwesterlichen Blicken, mußte sie vorm Schlafengehen Glieder beugen und strecken oder morgens mit kaltem Wasser den Leib erfrischen. Stand dann das Knospende triefend und Tropfen schüttelnd im Zimmer, lachten die Mädchen sich in einen frohen Morgen, beherztes Lernen hinein.

Als aus Maria mit fünfzehn Jahren eine natürliche Person geworden, die Gott in allen Dingen wußte, öffnete Martha den Zwinger strenger Abgeschiedenheit. Ihres Schützlings sicher, der mit kräftigen Trieben stand, ließ sie aus der bürgerlichen Welt eine oder die andere Gleich-

alterige zu ihm. Diese Mädchen mit gezierter Turnüre kicherten und zwinkerten bei aller Anrede. Den simplen Sinn eines Satzes faßten sie nicht, sondern vermuteten Schliche und Winkelzüge hinter ihm. Sie entgegneten Kauderwelsch und Anspielung, die Maria fremd blieb. Schwarze Schatten hatten sie um die Augen und drehten und banden an sich zurecht. Manchmal seufzten sie und schienen in den Blicken erblindet. Maria meinte zu Martha, sie schwitzten kalt und röchen schlecht. Eine habe gefragt, ob sie liebe. Seit früher Jugend, habe sie geantwortet. Wen? Alles. Das sei nichts, meinte die.

Einmal, durch Geschrei gerufen, fand Martha die Schwester, wie sie eine Rotblonde, Aufgeschossene mit Püffen aus dem Garten trieb. Über die Ursache des Zorns, der ihr Kopf und Hals gefärbt hatte, gab Maria keine Auskunft.

Besser vertrug sie sich mit den Mädchen vom Land. Die waren warm und still. Doch wurde ihr Schweigen nicht wie Marias Ruhe durch sprühende Blicke, entzückte Gebärden unterbrochen. Ungerührt starrten sie Menschen und Landschaft an.

So kehrte mit größerem Vergnügen man zu sich selbst und zur gewohnten Lebensweise zurück, indem man der Älteren, die absichtlich beiseite gestanden, mit großem Kuß wieder an den Hals flog.

Ihr Umgang ward zart. Da alles gleichmäßig von ihnen vorausgesetzt und gewußt wurde, hatte man sich kaum noch Neuigkeiten zu entdecken. Bald war die eine nicht mehr klüger als die andere; durch Besserwissen mach-

ten sie keinen Eindruck aufeinander. Nur noch mit den Fühlern lebten sie, und waren die berührt, vermittelte ein Lächeln. Welche Wortstille allmählich eintrat und Blickeindringlichkeit! Sprachlos tat man einander alles. Abends lösten sie sich Wäsche und Schuh.

Waren sie in ihrer Eintracht zu unterscheiden, schien Martha die Heftigere, Maria gelassen. Wurde Tat notwendig, griff Martha zu. Nur das Einfache, leicht Vorauszusehende kam in Betracht. Auf der Grundlage bescheidenen Einkommens war der Ablauf ihres Lebens geregelt. Viertausend Mark Rente gab Nahrung, Kleidung und das bequeme Haus. Durch freies Geld ohne Bestimmung war man nicht vor die Notwendigkeit gestellt, Entscheidung über seine beste Verwendung zu treffen. Mußte zu keiner Reise, nichts Besonderem rüsten, das Entschluß verlangte. Doch daß für jeden Monat eine Summe auf dem Tisch lag und Existenz verbürgte, gab dem Dasein der Mädchen Frieden. Und lebte man hundert Jahr, am bestimmten Tag brächte der Briefträger Geld. Andererseits erregte die verhältnismäßige Bescheidenheit des Betrages keines Nachbarn Neid.

So genossen sie umständlich das Elementare. An warmen Tagen wurden Stühle ins Grüne gerückt. Wechselndes Licht änderte immer den Ausblick auf Dörfer und Niederlassungen, an deren äußerem Bild Martha hängen blieb und glücklich ausruhte. Aber Marias Einbildung lief gegen den Horizont, überstürmte ihn und verlor das vor ihr liegende Land.

Zu anderen Menschen unter fremden Himmeln sagte sie fort. Die trugen Kleider von ehedem. Waren von hellen Haaren umweht und trieben den Pflug vor sich her. Erdboden fiel wie Kloß vom Eisen nieder. Manchmal ruhten sie aus, spritzten Schweiß und Wasser ab und beteten beiseite. Kanal war bei ihnen und betürmte Mauern einer Stadt. Dann fühlte Maria ein Jauchzen aus sich, Tanz und Wiegen in den Hüften.

Oder sie kroch in die Zweige des großen Kirschbaums und ließ die Beine auf die liegende Martha hängen, die, irdisch bewegt, das vom Ast gestützte Gesäß, die weißen Strümpfe mit Zipfeln Zeug dazwischen anstarrte. Aber Maria sah vor dem Rouleau der Wolken turnierende Ritter in Harnischen und Scharnier, auf den Balkonen der Tribünen schneeblonder Frauen in Sonne wehende Schönheit, die in fremder Sprache bunte Schreie riefen. O diese Laute! Keine Silbe hätte sie nachsprechen können, und doch hingen alle Texte ihr im Gemüt.

Sprang sie solcher Visionen voll zu Martha hinab — das Auge hatte Lust gehißt, Bluft hob den Rock, und es stand die Bruft unterm Kleid — bebte die erwartungsvoll ihr entgegen.

Aus der Jüngeren Lebenskraft kam jetzt Fülle und Gewißheit der Erscheinungen. Man sprach von Beliebigem. Martha hatte darüber ein Urteil gefällt, das herkömmliche, und es hätte gelten können. Doch Maria begann am Leib zu glühen, die heiße Welle packte Martha und alle Umwelt. Ergriff auch das Fragliche, schleuderte es ins allgemeine Brennen, und alsbald hatte es in der Ge-

Szene aus Sternheims: Mädchen
Nach einer Lithographie von Ottomar Starke

fühle Weißglut das ureigene Gesicht gewiesen. Und es gewann Martha gewaltige Sicherheit an Marias Seite. „Was kann meiner Seele geschehen?“ dachte sie. „Und wenn die Welt voll Teufel wäre, wacht Maria nicht über mein Gewissen? Werde ich durch sie an das wahrhaftig Wahre nicht bis in die Stunde des Todes angeschlossen sein?“

Weil Maria an Leib und Seele rund schien, und sie in allem Höheren von ihr abhing, ergab sich ihre Rolle der Schwester gegenüber für die Zukunft: ihr demütig anzuhangen und sie gegen Störung von außen zu schützen. Wie ein Trabant stand sie bei der Erblühten. Jedes Wort aus Menschenmund dünkte sie überflüssig und gemein, und sie ersparte es Maria, indem sie fremde Person von ihr hielt. Richtete auf Gängen wirklich jemand Rede an sie, unterbrach Martha brüsk und sofort. Die Bewachte wars zufrieden. Wollte nur den geregelten Tag. Arbeit im Garten, Wege durchs Land, ein Buch und reichlich freie Zeit, das gefühlsmäßig Erfaßte in die tieferen Gründe der Natur zu leiten.

War so Deutung der Welt an Maria gegeben, ohne daß Martha Einspruch gewagt hätte, in einem hatte sie erst instinktiv, dann mit Überlegung auf die Schwester weitergewirkt, wenn sie ihr das Männliche nach jeder Richtung hin verdächtigte. Nachdem sie die Ideale der männlichen Gesamtheit bei ihren Schwächen gezeigt, das Verwerfliche der Ziele bewiesen, hatte sie den Einzelmann wie einen Schmetterling gespießt und vor der belustigten Zuschauerin mit gepfeffertem Humor zerlegt. Da war

kein Trieb an ihm, den sie nicht mit Hohn durchlaugte; seine Überzeugungen, die er mit verdrehten Augäpfeln vortrug, schienen nur Vorwand für eine Laufbahn; Frömmigkeit und Menschlichkeit Maske, die die unmenschliche Sucht verdeckten, durch Macht, die Besitz war, sich über andere zu erheben. Aus allen Literaturen hatte sie die Figuren der Emporkömmlinge als Beleg zur Hand, und die Rothschilds, Astors und Vanderbilts waren in ihrem Mund gigantische Gauner, die mit der linken Hand Almosen gebend, in der rechten Faust griffest das Jahrhundert hielten und es zwangen, Gold in ihre aufgesperrten Säcke zu speien. Der Mann war schließlich unter allen Umständen Karrieremacher. Aufzeichnung sämtlicher Ehrgeizexzesse von jeher Weltgeschichte.

Maria hörte zu. Bei einem gelungenen Vergleich klatschte sie in die Hände und spornte durch Beifall Martha zu größerer Lästerung.

Unbewußt einte sich in der Ressentiment des vom Schicksal benachteiligten Frauenzimmers mit aus eigener Erfahrung begründeter Angst, durch des Mannes Auftritt möchte an Marias Glanz und dem aus ihm für sie selbst stammenden Glück gewischt werden. Von Tag zu Tag besaß diese Furcht sie mehr, und indem sie von weither und aus nächster Nachbarschaft Beispiele von des Mannes Trunksucht, seiner Gewissenlosigkeit, Bilder jedes denkbaren Familienunglücks durch seine Schuld zum Beweis anführte, predigte sie Widerwillen gegen ihn ohne Vorbehalt. In blindem Haß ging mit zunehmen-

der Gefahr sie schließlich über die Grenzen des von ihr selbst Geglaubten.

Als Maria neunzehn Jahre alt war, und das Wort an sie deutlicher sein durfte, schob Martha dem Mann, der sich der Frau nahte, mörderische Krankheiten als sträfliche Absicht zu und hielt nach der ungeheuren Anklage auch Marias Blick verwegen und unerschütterlich stand. In einer Atmosphäre der Zartheit und Keuschheit verlor sie in dieser Hinsicht jeden Halt und die Scham des Besserwissens. Die gleiche Kraft, die seit Marias Erziehungsanfängen dieser das Weltbild von Lügen gereinigt hatte, fälschte hier leidenschaftlich mit den schwärzesten Farben.

Nach Martha steckte im Gleichnis von Evas Sündenfall der erste Beweis für die Niedertracht und fabelhafte Verdrehungskunst des Herrn der Schöpfung. In seinem Gaumen hing die Lüge, schwärendes Gift, die symbolische Viper an seinen Lippen und Fingern.

Als ihre Besinnungslosigkeit einen Atlas übler Krankheiten entdeckt hatte, stieß sie die schlimmen Karten, die in gelben und roten Flecken zum Himmel schrien, so kaltblütig in die Vorstellung des Mädchens, wie der Mörder bei Shakespeare prompt sein Werk tut.

Daß Maria in die Bettnische ging und mit dem Ausdruck der Trauer den Vorhang über sich zusammenschlug, rührte sie nicht. Sie glaubte ein gottwohlgefälliges Werk zu tun, und der Zweck heilige die abscheulichen Mittel.

Da Maria auch ferner die Behauptungen Marthas

aus besserer Kenntnis nicht widerlegen konnte, floh ihr bekümmerter Sinn in die Vorstellung Gottes und seines Sohnes als zu der makellosen Bildung männlichen Wesens. Je lauter die Schwester den Teufel in Mannsgestalt kündete, um so griffiger des Herrn ward Marias Seele, und als Martha aussprach, was besser verschwiegen geblieben wäre, sah und hörte das jüngere Mädchen, was Zungen unaussprechlich ist. Es starrte in glanzreichen Widerglast und trank der traurigen Dinge, die zu ihr schallten, unmittelbares Vergessen, saß in der Schlechtigkeit des Menschen und war inwendig voll himmlischer Gewißheit.

Aber an jedem neuen Morgen begann Martha den harten Kampf eindringlicher. Sie wollte ihn nicht enden, es sei denn der Haß in Maria beständig und fest.

Doch trat die eines Abends in ihren Winkel, nahm das Taschenmesser, und während sie ihren Busen aufhob, ritzte sie ingrimmig die Haut unter dem Herzen, stach hin und her, bis sie den Namen „Jesus" mit dünnen Linien ins Blut gezeichnet hatte.

Als Martha später das Mal aus den Wellen des Hemdes sah, erschrak sie und verstand, das Ding sei ausgeredet. Und in der Mädchen Gesprächen galt endlich der irdische Mann als verworfen.

Still lebten sie miteinander fort. Im Winter in den Stuben, wo Maria im Erker hockte, der am Schlafzimmer hing, unter Blumen, mit denen sie zusammenstimmte; an warmen Tagen im Schatten des Kirschbaums, wo sie das reiche Gewicht ihres Leibes ins Gras

drückte. Dort lag sie, die Knie in die Luft gestemmt, gegen die sie das gelesene Buch lehnte: Taulers Predigten jetzt wohl und des guten Seuses Schriften. Oder sie grub Ellbogen und Brüste ins Erdreich und zeigte dem Himmel den Rücken, während aus den Röcken die Beine wie Dreschflegel klopften.

So sah durch Buchenhecken sie der Junge in grüner Mütze, letzthin ins Nachbarhaus gekommen. Der Witwe Sohn war er, der das Anwesen gehörte und nach bestandener Prüfung vom Gymnasium heimgekehrt. Bald sollte er die Hochschule beziehen, und die Wochen an der Mutter Tellern in Sommerwetter auf dem Land brachten ihm nach zehnjähriger Gefangenschaft erste Freiheit. Aus seiner bisher vergewaltigten Person kochte eigenes Selbst unbändig zutag. Wo er stand, griff er ins Gefüge der Welt, köpfte Blumen im Garten, schnitt an Büschen und Bäumen herum. Über Stangen turnte er, sein Sprung und Lauf pfiff in der Luft. Aus dem Turm sah man ihn oben die Fahne stecken, daß Ahnung von Wind und Sturm war.

Von den Seilen zwischen Pfosten nahm Martha wehende Wäsche, Tücher und manch heimliches Stück. Die Vorhänge gegen das Nachbarhaus ließ man nieder und saß im Freien auf der abgewandten Seite. Vorm Schlafengehen wurde mit Nadeln jeder Schlitz der Gardinen gedichtet.

Aber der Junge war nicht aus der Welt. Die Elemente schien er zu besitzen, in den Atomen der Atmosphäre zu stecken. Insekten der Luft, Gewürm im Boden und

die Tiere der Nachbarschaft waren ihm untertänig. Vom Trog stürzten Hund, Katze und Geflügel zu ihm und wußten sich mit drolligen Sprüngen und Geheul nicht zu lassen. Die Zäune gaben, verriegelte Türen nach; kein Gemäuer, kein Spalier war ihm zu steil. Martha meinte, ihn auf Dächern zu erblicken, sah ihn in die Kamine fahren und gewöhnte sich, Schlüssellöcher zu stopfen, nach heimlichen Durchblicken zu spähen. Von seinen Absichten wußte sie gleich das Schlimmste, behauptete seine besondere Verruchtheit, die sie in Blick und Gruß ihn vor Maria auch spüren ließ, wenn trotz aller Vorsicht Begegnung erfolgte.

Er aber hing durch Martha den Blick an Marias Zöpfe, ließ ihn an ihre Haut und, von dort verjagt, über die Wolken zu ihrer Brust flattern, während seines Schopfes Rot flammte.

In solchem Feuer zog sich Maria zusammen. Diese männliche Jugend war in ihrer Zudringlichkeit abstoßend. Sie setzte Sprödigkeit auf und sah den Lümmel nicht mehr. Ins Zimmer hätte man ihn ihr stellen können; sie hätte keinen Eindruck von ihm gehabt.

Martha aber verlor den Kopf. Ihre drohende Abwehr übersah Gustav und drängte mit List ans Haus. Wespen gab es plötzlich im Garten, Fledermäuse in den Stuben, die niemand als er verjagen konnte. Ratten nisteten sich in die Keller, drohten zu der Mädchen Entsetzen ins Haus zu steigen, und es bedurfte seiner tagelangen Jagd auf Treppen und Fluren, sie zu erlegen. An der Küchenseite hatte morgens der geschwollene Bach

Szene aus Sternheims: Mädchen
Nach einer Lithographie von Ottomar Starke

die Brücke gesprengt, Wind blies Scheiben ein; immer war rechts und links mit männlicher Hilfe schnell etwas zu richten. Ohne Anmerkung ging dabei nichts ab. Man ist nicht Nachbar, nicht bekannt, ohne gleiches Interesse kurz zu bereden, und kommt die Mutter, kommen von drüben die Mägde her, gibt ein Wort das andere.

Ein Köter biß die heimkehrende Maria einst am Gartentor. Hell auf schrie die; aber Martha hatte besinnungslos die Arme hochgeworfen. Gustav, mit gezieltem Tritt, prellte den Hund fort, griff nach der Wunde. Doch den Strumpf riß Martha ihm aus den Fingern, fuhr mit Geschrei ihn an und zog die Verletzte in Sicherheit. Über die Wanne hielt sie der Schwester blutende Wade und saugte sie, daß Gift sich nicht staue. Maria lächelte und streckte aus der Hose das Bein näher der Besorgten hin, wußte sie auch, der Biß sei einfach und belanglos.

Durch das winzige Fenster der Badstube, die frei über den Bach hing, sah sie in Gustavs gesperrte Augen. Sie rührte sich nicht. War ahnungslos, wie er den Abgrund überstiegen hatte, durch welche Gewalt er an der abstürzenden Wand gehalten wurde. Doch mochte er schauen, nach seiner vernünftigen Hilfe sehen, wie man sie weiter pflegte.

Als mit anbrechenden Nächten der Jüngling von den Geländern der Mädchen nicht mehr wich, lähmende Wärme im Sommer herrschte, und man die Freiheit in Gustavs Kleidung entschuldigen mußte, als Entschluß, an ein Ziel zu kommen, entschiedener in seine Blicke kroch, Bereitschaft wie ein Panther in ihm duckte, wußte Mar-

tha in ohnmächtiger Angst keinen Ausweg mehr. Sie sah schneidige Mannheit wie einen Pfeil auf überzogener Sehne liegen, sah das Ziel und bebte in Krämpfen der Wut und des Entsetzens. Zu seinen Füßen wollte sie bitten, er solle gehen und wußte, er mußte sie auslachen. In dem zappelnden Knaben war Feuer nicht auf Schonung entzündet, brannte vor keinem angeschwärmten Bild zu Beleuchtungszwecken. Es wollte alle Flammenseligkeiten haben, ehe es zu ruhiger Glut zusammenstürzte.

Marias Gleichmut mißtraute sie. Zum erstenmal machte Argwohn vor der Schwester nicht halt. Daß Mädchentum von solcher Leidenschaft nicht gepackt sein sollte, schien ihr gelogen.

Nun turnte bei Dunkelheit Martha ums Haus, lautlos war ihr Tritt. Sie sah im Schwarzen. Mit allen Trieben bebte sie an Schatten und Erscheinung vorbei der Entscheidung entgegen. So fand in undurchsichtiger Nacht sie sich jäh bei ihm, der von der Bank aufs Fensterbrett ein Bein gestellt hatte, während Rumpf und Gesicht an den Scheiben klebten, die er mit seines Leibes Dampf beschlug. Mit beiden Händen packte sie des Jungen Kniee und zog mit Rucken der Verzweiflung die männliche Last zu sich nieder. Schwebend auf dem Mädchen, schlägt dem im Exzeß Gelähmten der Wunsch in andere Richtung um. Aber als zur Wehr Martha die Faust ballt und noch Gewalt über den Greifenden hat, hält ein Gedanke, der mit Blitz die Himmel öffnet, sie könnte mit ihres gleichgültigen Leibes Hingabe Maria

aus Verfolgung retten, sie am Boden, und während stärker Gewißheit sie besitzt, bricht ihr gewürgter Leib in Stücke.

Schlicht erfüllt sie in Zukunft Pflichten, die sie auf sich genommen; einfacher, als sie sieht, der Jüngling bleibt in sie gestillt, und der Sinn des Opfers ist erfüllt. Nach außen verrät keine Regung ihre Tat.

Wars nun nicht seltsam, daß Maria plötzlich ein Unmaß Zärtlichkeit für die Schwester hatte, das sich vom Morgen bis zum Abend nicht genugtun konnte? Es gelang ihrer küssenden Begeisterung, die Bedeutung der Älteren so zu heben, daß alles Geschehen ausgeglichen, und Respekt vor der eigenen Person in der gestärkt wurde. Und was Beschwörungen vorher nicht vermocht, jetzt zog Maria sich zu Haus streng hinter Vorhänge, draußen hinter schützenden Schleier zurück.

Diese Gewohnheit ward ihr eigentümlicher. Als mit Gustavs Abreise der besondere Grund der Zurückhaltung schwand, schien sie nur noch scheuer. Keinen größeren Gegensatz gab es, als in des Zimmers Heimlichkeit das ausgelassene Mädchen und der schönen Maria Stork beherrschtes Bild auf der Straße, das aller Welt eine fromme Überraschung war.

Achtete aber Maria des eigenen Eindrucks nicht, war Martha kein Blick der Bewunderung für sie zuviel, noch den verstohlensten fing sie sich und hatte die himmlischen Gefühle stolzer Eltern und des in die strahlende Braut verliebten Bräutigams miteinander.

Nahm sie der Bewunderten daheim das Mützchen, den

Mantel ab und faßte an beiden Händen die reizende Frau, schlenkte sie nach rechts ein wenig, ein wenig nach links und sah in ihrem Gesicht lachende Zufriedenheit, war das Lohn für manches Leid, das mit zusammengebissenen Zähnen sie getragen hatte.

Gegen ihren siebenundzwanzigsten Geburtstag wurde Maria krank. Schon hatte sie einigemale quälendes Stechen in den Seiten behauptet; aber dem nie angegriffenen Körper traute besorgteste Liebe kein Nachlassen der Kräfte zu. Bis es so weit war, daß man die Leidende legen und den Arzt rufen mußte.

Der trat ans Bett und stellte mit Fragen, ohne die Liegende berührt und mehr als flüchtig gemustert zu haben, die Erkrankung fest, für die er Arznei verschrieb. Er sagte nicht, was zu fürchten sei; nur aus dem Ton seiner Stimme begriff man, Kranke und Pflegerin würden harter Prüfung unterworfen werden. Und wirklich stürzte die Krankheit wie Orkan in die Tücher, und als wüte sie über die Kraft des begegneten Widerstandes, ließ sie fürchterlichem Überfall immer gründlichere Angriffe folgen, bis das gemarterte Fleisch alle Beherrschung verlor und mit sich selbst Hemd und Laken durch die Kissen schleuderte. Hinterher aber duldete es mit Schütteln nicht, die dampfende Haut zu bedecken, sondern legte den Leib frei an die Luft, daß Wellen der Erregung, die das Bauchfell sprengen wollten, durch die Kühle sich glätteten. War der Arzt im Zimmer, wenn Maria sich enthüllen mußte, lobte Martha vor sich selbst seine Haltung, wandte zum Hintergrund er sich ab.

Und doch war des Mannes notwendige Gegenwart in diesen innigsten Stunden ihres Lebens mit der Schwester ganz unerträglich. Lag trotz seiner Beherrschung ihr Abgott vor ihm nicht bis ins Eingeweide bloß und kannte aus ärztlicher Pflicht dieser Fremde das ängstlich gewartete Mädchen nicht bis in seine unaussprechlichen Heimlichkeiten? War darum mit Anspannung aller Kräfte sie Hüterin des Schatzes gewesen, daß der durchschnittliche Berufsmensch jetzt mühelos an ihm teilhatte? Martha haßte den Eindringling und immer inständiger, als nach einem Aufschwung am zwanzigsten Tage Gefahr steil über alles Erlebte wuchs. Rasend stritten um den Leib im Bett nächtelang Wehen des Lebens und Sterbens, und mit dem Mann verlor sie für Stunden alles Denken, im Schweiß der Glieder bemüht, die in den Kissen sich Schnellende zu bändigen. Als zu irgendwelcher Entscheidung der Körper schließlich in die Matratze gebrochen war, und halb gefühllos Martha neben der Kranken kauerte, ließ das bisher rasende Verlangen nach Marias Genesung in ihr plötzlich nach wie in Ruhelage ein gespanntes elastisches Band zurückkehrt.

Der Mann, der eingeschlafen, auf dem Bettrand des Mädchens Hand hielt, schien mit ihm der gleiche, in Erschöpfung hingeschmolzene Stoff und ließ sich aus Marias Sein irgendwie nicht mehr fortdenken. Durch Berührung war der zarteste Schmelz von ihr gestreift, irgendwie Gefieder geknickt.

Halb betäubt, spürte Martha in Sekunden, deren jede

das Leben der Schwester löschen konnte, ihre Teilnahme am Ausgang des Kampfes vollständig schwinden.

Dann kam der Augenblick kahler Leere. Aller Atem stand im Zimmer, und nicht die Spur eines Gedankens war da.

Aber ein Wölkchen Rauch flog von Marias Lippen, Blicke schlug sie kurz ins Schwarze auf und wieder zu.

In dem Moment vergewaltigte elementarer Haß die Ältere, und nur der flammende Wunsch war sie noch, es solle vor ihr und auf der Stelle die Schwester sterben. Vorgebeugten Hauptes, mit wehenden Flügeln der Nase lauerte sie bis zum Morgen und blieb, von nichts mehr sonst bewegt, aus Beton ein drohender Koloß.

Maria genas. Beide Fenster sperrte eines Morgens der Arzt auf und ließ Luft und Licht reichlich in die Stube. Mit einem Schwaden Arzneigeruch zog das Andenken erlittener Qual hinaus, und freundliche Bilder neuen Lebens hielten Einzug.

Aber in allen Stationen rührender Pflege stand eine Wand zwischen den Schwestern; es war, als sähen sie sich gegenseitig nicht mehr ursprünglich, sondern ihr ähnliches Bild in der Mattscheibe des photographischen Apparats. Auf ihr hob jede seelische Bewegung sich ab; man konnte sie bewundern, aber anschauend übte man Kritik.

Glaubte Maria vielleicht, ihre Kräfte reichten zu freiem Sehen noch nicht aus, wußte Martha, wie dieser Abstand zwischen sie gekommen. Und ob die prächtiger sich aufbauende Schönheit der Gesundenden sie wieder zu Hin-

gabe und Liebe lockte — zu fest steckte in ihrem Fleisch der Stachel, der sie wurmte und bis in die Elemente quälte.

Während Wochen fortschreitender Besserung kam noch oft der Arzt. Doch machte er von sich so wenig Aufhebens, daß man meist nicht wußte, war sein Besuch gewesen, oder müsse man ihn erwarten. Aber statt daß strikte Zurückhaltung Martha beruhigte, erregte sie sie nur stürmischer. Nach allem, was gewesen, dünkte es sie Lüge, es sei der Mann von einigen dreißig Jahren ohne tiefe Beziehung zu Maria geblieben. Hier konnte nur ein verruchter Plan bestehen, der nicht mit List an ihr vorbeisollte, sondern zum Kampf auf Leben und Tod sie bereit fände.

Längeres Beisammensein mit dem Verhaßten suchte sie jetzt, durch Beobachtung seine Finten aufzudecken. Doch wie sie die Sinne spannte, auf keinem Blick, zweideutigem Witz oder nur einer Behauptung seiner Person konnte sie ihn ertappen. Sondern gerade blieb sein Wesen, Rede sachlich und ungeschmückt. Als einen in seinem Beruf durchschnittlich Erfolgreichen, mit seinem Beruf Zufriedenen stellte er sich hin. Martha aber hätte, unsichtbar für ihn, sich immer um sein Wesen bewegen, seine Tagebücher und Aufzeichnungen einsehen mögen, um die ungeheure Niedertracht, die für sie über allen Zweifeln feststand, ans Licht zu ziehen.

Verschlagenheit wollte sie auch von sich aus mit tückischer Überlegung und List für List zu Leibe. Ihr Anzug ward sorgfältiger, gewählt die Erscheinung. Maria sagte

ihr Schmeicheleien über ihr Aussehen, und am Spiegel bestätigte sich Martha das Urteil. Aber mit äußerem Reiz nicht nur, mit Geist und bedeutendem menschlichen Wert vor allem ging sie den Feind an.

Der stand, wie immer schon Maria, ihr lässig gegenüber. Litt Begeisterung ohne Zeichen eigener Teilnahme, was Martha nicht entmutigte. Hatte sie doch von Anfang an gewußt, hier stand ihr ein reiferer Gegner als einst der kaum flügge Gymnasiast gegenüber, und im Kampf mit ihm mußten ihre letzten Reserven bluten.

Gelang es ihr nicht, den Feind zu werfen, erfocht sie alsbald kleine Vorteile, die nicht zu bezeichnen waren, doch feststanden. Beim Willkomm und Abschied, aber auch im Gespräch, wenn an Marias Bett ihre Beinpaare beieinander hingen, gab es Gelegenheit, den Mann sichtlich zu verwirren.

Immer dringendere Blitze schoß sie aus gesenkten Lidern, die eines Abends, endlich, noch unterirdisch, erwidert wurden.

Da hob mit einem Ruck Martha ihr Haupt über die Welt, und als von der im Bett schon schlummernden Maria der Gast in den finsteren Garten fortging, stand am Rhododendron mitten im Ausgang sie dem Aufgeregten wieder gegenüber, zu allem Menschlichen entschlossen und gewillt.

Doch wie war, im leichtgeknöpften Kleid, das Hemd durch alle Ösen zeigte, plötzlich Maria bei ihnen erschienen? Es hatten die Sterne am Firmament gezuckt, das Stückchen Mond verlor am Himmel seine Stütze. Und während

herzliches Lachen aus der Schwester Mund scholl, eine Hand im Bogen nach dem verzauberten Mann griff, fühlte Martha aus eben noch farbiger Fülle sich ins grenzenlos Leere geschleudert.

Aus: „Mädchen" Drei Erzählungen.

Maxim Gorki: Ilja und der Lumpensammler

Nicht übel gestaltete sich Iljas Tagewerk unter der gütigen Hand des alten Jeremej. An jedem Morgen weckte er den Knaben schon frühzeitig, und beide gingen dann bis zum späten Abend in der Stadt herum und sammelten Lumpen, Knochen, altes Papier, altes Eisen, Lederstückchen und so weiter. Groß war diese Stadt, und gar vielerlei Merkwürdiges gab es darin zu schauen, so daß Ilja in der ersten Zeit dem Alten nur wenig half, sondern sich immer nur die Leute und Häuser anschaute, alles anstaunte und über alles den Großvater ausfragte ...

Jeremej plauderte gern. Den Kopf nach vorn geneigt und mit den Augen den Boden absuchend, ging er von Hof zu Hof, klopfte mit der eisernen Spitze seines Stockes auf das Pflaster, wischte sich mit dem zerrissenen Ärmel oder mit einem Zipfel des schmutzigen Lumpensacks die Tränen aus den Augen und erzählte seinem kleinen Begleiter beständig mit singender, monotoner Stimme allerhand Geschichten:

„Dieses Haus da gehört dem Kaufmann Sfawa Petrowitsch Ptschelin — ein reicher Mann, der Kaufmann Ptschelin! ... In Silber lebt er, und in Kristall ..."

„Großväterchen," fragte Ilja — „sag' doch, wie wird man eigentlich reich?"

„Man arbeitet eben darauf hin, man müht sich, heißt das ... Tag und Nacht arbeiten sie und häufen Geld auf Geld. Und haben sie genug aufgehäuft, dann bauen sie sich ein Haus, schaffen sich Pferde an und allerhand Geräte und was sonst noch alles ... Was ihr Herz begehrt, lauter neue Sachen! Und dann mieten sie sich Kommis, Hausknechte und andere Leute, die statt ihrer arbeiten — sie selbst aber ruhen aus und leben einen guten Tag. Wenn's einer so gehalten hat, sagt man von ihm: Er hat's mit ehrlicher Arbeit zu etwas gebracht ... Hm-ja! ... Aber es gibt auch solche, die durch die Sünde reich werden. Vom Kaufmann Ptschelin erzählen die Leute, daß er eine Seele auf dem Gewissen habe, noch von seiner Jugend her. Vielleicht ist's nur Neid, daß sie so reden, vielleicht ist's auch Wahrheit. Ein böser Mann ist er, dieser Ptschelin. Und seine Augen gucken so scheu — immer irren sie hin und her, als ob sie sich verstecken wollten ... Aber vielleicht ist's Lüge, wie gesagt, was sie von Ptschelin erzählen ... Manchmal kommt's auch vor, daß ein Mensch mit einem Male reich wird, einfach so ... wenn er nämlich Glück hat ... Das Glück lächelt ihm eben ... Ach — nur Gott allein lebt in der Wahrheit, und wir alle wissen gar nichts! ... Wir sind eben nur Menschen, und die Menschen sind der Same Gottes.

Samenkörner sind die Menschen, mein Lieber! Gott hat sie ausgesäet auf der Erde — wachset! Und ich will sehen, was für ein Brot ihr ergeben werdet ... So steht's! ... Und jenes Haus dort gehört einem gewissen Ssabanejew, Mitri Pawlowitsch mit Namen ... Er ist noch reicher als Ptschelin. Das ist nun freilich ein richtiger Spitzbube — ich weiß es! ... Ich urteile nicht, denn zu urteilen ist Gottes Sache, aber ich weiß es ganz gewiß ... Er war nämlich in unserem Dorfe Gutsvogt und hat uns alle beraubt, alle verkauft! ... Lange hat Gott Geduld mit ihm gehabt, dann aber begann er mit ihm abzurechnen. Zuerst ist Mitri Pawlowitsch taub geworden, dann wurde sein Sohn von einem Pferd erschlagen — und neulich ist ihm, wie ich hörte, die Tochter aus dem Hause gelaufen ..."

Der Alte wußte alles, kannte alle Leute in der Stadt und sprach von allem so ganz schlicht, ohne Bosheit. Alles, was er erzählte, kam gleichsam gereinigt hervor, wie wenn jede seiner Geschichten durch seine unaufhörlich rinnenden Tränen geläutert worden wäre.

Ilja hörte ihm aufmerksam zu, während er zugleich die großen Häuser betrachtete, und warf bisweilen ein:

„Wenn ich doch nur mal mit einem Auge hineinschauen könnte!"

„Wirst schon hineinschauen, warte! Lerne fleißig und arbeite! Bist du erst groß geworden — dann wirst du schon da hineinschauen. Vielleicht wirst du auch selbst einmal reich ... Lerne erst mal leben und schauen ... Ach ja, auch ich hab' gelebt, gelebt, habe geschaut, ge-

schaut! ... Die Augen habe ich mir dabei verdorben. Da fließen nun meine Tränen ... und davon bin ich so mager und schwächlich geworden. Ausgeflossen, scheint's, ist meine Kraft mit den Tränen ... ausgedörrt ist mein Blut ..."

Angenehm war es Ilja, den Alten mit so viel Überzeugung und Liebe von Gott reden zu hören. Es erwuchs beim Anhören dieser Reden in seinem Herzen ein starkes, erfrischendes Gefühl der Hoffnung auf irgend etwas Gutes, Frohes, das ihn in der Zukunft erwartete. Er ward heiterer und war jetzt mehr Kind als während der ersten Zeit seines Aufenthalts in der Stadt.

Mit Eifer half er jetzt dem Alten, in den Schutt- und Müllhaufen zu wühlen. Sehr anziehend war es für ihn, mit dem Stocke diese Haufen von allerhand Plunderkram zu untersuchen, und ganz besonders angenehm war es Ilja, die Freude des Alten zu sehen, wenn er in den Müllhaufen irgendeinen ungewöhnlichen Fund machte. Eines Tages hatte Ilja in einer Senkgrube einen großen silbernen Löffel gefunden, und der Alte kaufte ihm dafür ein halbes Pfund Pfefferkuchen. Dann buddelte er einmal einen kleinen, mit grünem Schimmel bedeckten Geldbeutel aus, in dem mehr als ein Rubel Geld enthalten war. Öfter fand er auch Messer, Gabeln, Metallringe, zerbrochene Messingsachen, hübsche Blechdosen — von Wichse oder mariniertem Fisch, und einmal grub er in einer Schlucht, in welcher der Schutt aus der ganzen Stadt abgeladen wurde, einen ganz unversehrten, schweren Messingleuchter aus. Für jeden kostbaren Fund dieser

Art erhielt Ilja von dem Alten irgendeine Näscherei zum Lohne.

Hatte Ilja irgend etwas Besonderes gefunden, dann schrie er freudig:

„Großväterchen! Guck doch mal, guck — wie hübsch!"

Der Alte aber sah sich unruhig nach allen Seiten um und ermahnte ihn flüsternd:

„So schrei doch nicht so, schrei nicht! . . . Ach Gott!"

Er war stets in Angst, wenn sie solch einen seltenen Fund machten, nahm den gefundenen Gegenstand rasch aus Iljas Händen und versteckte ihn in seinem großen Sacke.

„Da hab' ich mal wieder einen hübschen Fisch gefangen!" rief Ilja, von seinem Erfolge begeistert.

„Schweig doch, Junge — schweig still, mein liebes Kind!" versetzte der Alte freundlich, und die Tränen rannen und rannen aus seinen großen, gerötеten Augen.

„Guck nur, Großväterchen — was für ein mächtiger Knochen!" schrie Ilja von neuem.

Die Knochen und Lumpen beunruhigten den Alten nicht. Er nahm sie aus den Händen des Knaben, reinigte sie mit einem Span vom Schmutz und steckte sie ruhig in seinen Sack. Auch für Ilja hatte Großvater Jeremej einen kleinen Sack genäht, und auch einen Stock mit eiserner Spitze hatte er ihm geschenkt. Und der Junge war nicht wenig stolz auf diese Ausrüstung. In seinem Sack sammelte er allerhand Körbchen, zerbrochenes Spielzeug, hübsche Scherben, und es machte ihm Vergnügen, alle diese Sächelchen in dem Sack auf seinem

Rücken zu wissen und zu hören, wie sie klapperten und klirrten. Der alte Jeremej hatte ihn dazu angehalten, all diesen Kleinkram zu sammeln.

„Sammle dir nur diese hübsche Sachen, und trag sie mit nach Hause. Wirst sie dort unter die Kinder verteilen, wirst ihnen Freude machen. Gern hat's der Herr, wenn der Mensch seinen Brüdern eine Freude macht ... Ach du mein lieber Sohn! ... Alle Menschen sehnen sich nach Freude, und doch ist so wenig Freude, so wenig, wenig Freude in der Welt! So wenig, daß mancher Mensch sein Leben lang niemals der Freude begegnet, niemals!"

Das Suchen auf den städtischen Abladestellen gefiel Ilja besser als das Abklappern der Höfe. Dort, auf den öffentlichen Abladestellen, gab es keine Menschen außer zwei, drei ebensolchen alten Leuten, wie Jeremej war, die gleichfalls in den Müllhaufen wühlten. Hier dagegen mußte man immer ängstlich nach allen Seiten Umschau halten, ob nicht etwa der Hausreiniger kam, mit dem Besen in der Hand, und sie unter heftigen Scheltworten oder gar mit Schlägen vom Hofe jagte. — Jeden Tag sagte Jeremej zu seinem Begleiter, wenn sie etwa zwei Stunden lang ihre Nachforschungen fortgesetzt hatten:

„Genug für jetzt, Iljuscha — genug, mein Lieber! Wollen uns ein Weilchen setzen und ausruhen, eine Kleinigkeit essen ..."

Er holte ein Stück Brot aus seiner Tasche hervor, bekreuzte sich und zerbrach das Brot. Nun aßen sie beide, und als sie gegessen hatten, rasteten sie wohl eine halbe

Stunde, am Rande der Schlucht gelagert. Die Schlucht öffnete sich nach dem Flusse hin, und sie konnten diesen ganz deutlich sehen. Als breiter, silberschimmernder Streifen wälzte er langsam seine Fluten an der Schlucht vorüber, und wenn Ilja dem Spiel seiner Wellen folgte, verspürte er in sich den lebhaften Wunsch, mit ihnen zugleich irgend wohin zu gleiten. Jenseits des Ufers dehnten sich die kahlgemähten grünen Wiesen, Heuschober ragten auf ihnen gleich grauen Türmen empor, und weit am Horizont hob sich die dunkle, zackige Linie des Waldes vom blauen Himmel ab. Eine ruhige, milde Stimmung lag auf der Wiesenlandschaft — man spürte, daß dort drüben eine reine, durchsichtige, lieblich duftende Luft wehte ... Und hier war es so stickig von dem Geruch des gärenden Mülls, dieser Geruch legte sich beklemmend auf die Brust und kitzelte die Nase, und wie dem Alten, so rannen auch Ilja davon die Tränen über die Wangen ...

„Schau, Ilja, wie groß und weit die Erde ist!" sprach Jeremej. „Und überall leben Menschen auf ihr — leben und quälen sich ... Und vom Himmel schaut der Herr auf sie nieder, und er sieht alles und weiß alles. Was der Mensch auch denken mag, alles ist ihm bekannt, darum ist ihm auch der heilige Name gegeben: der allwissende Herr Gott Zebaoth Jesus Christus. Er weiß alles, zählt alles, denkt an alles. Vor den Menschen kannst du die Sündenflecken auf der Seele verbergen, vor ihm aber verbirgst du sie nicht, er sieht alles. Er denkt bei sich von dir: ‚Ach, du Sünder, du unglücklicher Sünder! Wart',

ich werde dich strafen' — und kommt die Stunde, dann straft er dich, ha—art straft er dich!... Er hat den Menschen geboten: ‚Liebet einander —' und er hat es so gefügt, daß die, welche die Menschen nicht lieben, auch von niemand geliebt werden. Einsam leben solche Menschen, und schwer ist's ihnen auf der Welt, und keine Freude haben sie ..."

Ilja lag auf dem Rücken, schaute zum blauen Himmel empor und konnte seine Grenzen nicht erschauen. Schwermut und Schläfrigkeit befiel ihn — undeutliche, weitläuftige Bilder traten vor seine Seele. Es war ihm, als ob am Himmel droben ein gewaltiges, durchsichtig klares, mild wärmendes, zugleich gutes und strenges Wesen dahinschwebte, und daß er, der kleine Knabe, samt dem alten Großvater Jeremej und der ganzen Erde sich in jene endlosen Weiten mit ihrem blauen Lichtmeer und ihrer leuchtenden Reinheit erhöbe... Und sein Herz ward erfüllt vom Gefühl einer stillen, ruhigen Freude.

Am Abend, wenn sie heimkehrten, betrat Ilja den Hof mit der wichtigen, selbstbewußten Miene eines Menschen, der sein Tagewerk ehrlich vollbracht hat. In dem berechtigten Wunsche nach Ruhe hegte er durchaus keine Lust mehr, sich mit solchen Albernheiten abzugeben, wie sie anderen kleinen Knaben und Mädchen gefallen. Allen Kindern auf dem Hofe flößte er durch seine solide Haltung und den Sack auf seinem Buckel, in dem verschiedene interessante Raritäten steckten, eine entschiedene Hochachtung ein.

Szene aus Sternheims: Mädchen
Nach einer Lithographie von Ottomar Starke

Der Großvater lächelte den Kindern freundlich zu und scherzte mit ihnen:

„Seht, Kinder, da sind die Lazarusse heimgekommen! Die ganze Stadt haben sie abgesucht. Überall haben sie die Nase 'reingesteckt! ... Geh, Ilja, wasch dir das Gesicht und komm dann in die Schenke Tee trinken ..."

Ilja ging mit gewichtigem Schritt nach seinem Winkel im Keller, und der Schwarm der Kinder folgte ihm dahin und befühlte unterwegs vorsichtig den Inhalt seines Sackes. Nur Paschka verstellte ihm den Weg und fragte keck:

„Na, Lumpensammler! Zeig' mal, was du mitgebracht hast ..."

„Wirst doch warten können", versetzte Ilja streng. „Laß mich erst Tee trinken, dann zeig' ich's euch."

In der Schenke empfing ihn Onkel Terentij mit freundlichem Lächeln:

„Na, kleiner Arbeitsmann, bist du da? Hast dich wohl recht müde gelaufen, mein lieber Junge?"

Ilja hörte es gern, daß man ihn einen Arbeitsmann nannte, und er erhielt diesen Titel nicht bloß vom Onkel. Eines Tages hatte Paschka irgendeinen dummen Streich gemacht, und Vater Ssawel hatte seinen Kopf zwischen die Knie genommen und ihm eine gehörige Tracht Prügel verabfolgt.

„Dir will ich's besorgen, Schelm du! Du sollst mir noch mal frech werden. Da hast du! Da ... und noch eins! Andre Kinder in deinen Jahren verdienen sich selber ihr Brot, und du kannst nichts als fressen und die Kleider zerreißen! ..."

Paschka schrie, daß es im ganzen Hause widerhallte, und zappelte mit den Beinen, während der Strick auf seinen Buckel niedersauste. Ilja hörte nicht ohne Genugtuung die Schmerzensschreie seines Feindes, und zugleich erfüllten ihn die Worte des Schmiedes, die er auf sich bezog, mit dem Bewußtsein seiner Überlegenheit über Paschka. Das weckte anderseits in ihm das Mitleid mit dem Gezüchtigten.

„Onkel Ssawel, hör' doch auf!" rief er plötzlich. „Onkel Ssawel!"

Der Schmied versetzte seinem Sohne noch einen Hieb, sah sich dann nach Ilja um und sprach ärgerlich:

„Halt's Maul, du! Wird sich hier als Fürsprecher aufspielen ... Nimm dich ja in acht! ..."

Dann schleuderte er seinen Sohn zur Seite und ging in die Schmiede. Paschka erhob sich und schwankte mit strauchelnden Schritten nach einer dunklen Ecke des Hofes. Ilja folgte ihm mitleidig. In dem Winkel kniete Paschka hin, preßte seine Stirn gegen den Zaun und begann, während er mit den Händen seinen Rücken rieb, noch lauter zu schreien. Ilja fühlte das Verlangen, dem gedemütigten Feinde irgend etwas Freundliches zu sagen. Doch brachte er nur die Frage heraus:

„Hat's weh getan?"

„Mach', daß du fortkommst!" schrie Paschka.

Der erboste Ton dieser Worte kränkte Ilja, und er sagte schulmeisternd:

„Sonst haust du immer die andern, und diesmal ..."

Er hatte noch nicht geendet, als Paschka sich blitzschnell

auf ihn warf und ihn zu Boden riß. Ilja wurde gleichfalls von Wut gepackt und krallte sich an dem Gegner fest, und nun wälzten sich beide in einem Knäuel auf dem Boden. Paschka biß und kratzte, während Ilja den Feind an den Haaren gepackt hatte und so lange mit dem Kopf gegen die Erde schlug, bis Paschka schrie:

„Laß los!"

„Siehst du!" meinte Ilja, stolz auf seinen Sieg, während er vom Boden aufstand. „Hast du gesehen? Ich bin stärker als du! Fang also nicht wieder mit mir an, sonst gibt's Keile! . . ."

Er entfernte sich, während er mit dem Ärmel sich das Blut von dem zerkratzten Gesichte wischte. Mitten im Hofe stand mit finster gerunzelten Brauen der Schmied. Als Ilja ihn sah, fuhr er vor Schreck zusammen und blieb stehen, überzeugt, daß der Schmied nur darauf brannte, Paschka an ihm zu rächen. Der Schmied aber zuckte nur mit den Achseln und sagte:

„Na, was guckst du mich denn so an mit deinen Glotzaugen? Hast mich noch nie gesehen? Geh doch deiner Wege!"

Am Abend aber, als Ilja durch das Tor schritt und Ssawel ihm wieder begegnete, tippte der Schmied ihm leicht mit dem Finger auf den Scheitel und fragte lächelnd:

„Na, kleiner Müllgräber, wie geht's Geschäft? He?"

Ilja kicherte freudig — er war glücklich. Der finstre Schmied, der stärkste Mann im Hofe, vor dem alle

Furcht und Respekt hegten, hatte mit ihm gescherzt. Der Schmied faßte mit seinen ehernen Armen nach der Schulter des Knaben und erhöhte seine Freude noch, indem er sagte:

„Oho, du bist ein recht kräftiges Kerlchen! ... Bist nicht so leicht unterzukriegen, Junge! ... Bist du erst größer geworden, dann nehm' ich dich zu mir in die Schmiede."

Ilja umfaßte das kräftige Bein des Schmiedes und schmiegte sich fest mit seiner Brust daran. Der Riese Ssawel mußte wohl das Schlagen des kleinen Herzens spüren, das seine schwerfällige Liebkosung in Wallung gebracht hatte: er legte seine schwere Hand auf Iljas Kopf, schwieg eine Weile und sprach dann mit seiner tiefen Stimme:

„Ach, du arme Waise! ... Na, laß schon gut sein! ..."

Strahlend vor Vergnügen, machte sich Ilja an diesem Abend an sein gewohntes Werk — die Verteilung der von ihm im Laufe des Tages gesammelten Raritäten. Die Kinder erwarteten ihn schon längst. Sie setzten sich rings um Ilja auf die Erde und schauten mit gierigen Augen nach seinem schmutzigen Sacke. Ilja holte aus dem Sacke ein paar Fetzen Kattun, einen von Wind und Wetter ausgebleichten Holzsoldaten, eine Wichsschachtel, eine Pomadenbüchse und eine Teetasse ohne Henkel, mit zerbrochenem Rande, hervor.

„Das ist für mich, für mich, für mich!" hörte man die begehrlichen Rufe der Kinder, und die kleinen schmutzigen

Händchen griffen von allen Seiten nach den seltenen Dingen.

„Wartet! Nicht anfassen!" kommandierte Ilja. „Heißt denn das spielen, wenn ihr alles auf einmal wegschleppt? Na — ich mache also einen Laden auf! Ich verkaufe zuerst hier das Stück Kattun . . . ganz wunderschöner Kattun! Kostet einen halben Rubel! . . . Maschka, kauf' doch!"

„Sie hat's gekauft!" rief Jakow statt der Schusterstochter, holte aus seiner Tasche eine bereitgehaltene Scherbe hervor und drückte sie dem Verkäufer in die Hand. Aber Ilja wollte sie nicht nehmen.

„Was ist denn das für'n Spiel! So handle doch was ab, zum Donnerwetter! Niemals handelst du! . . . Auf dem Markte wird doch auch gehandelt!"

„Ich hab's vergessen", suchte sich Jakow zu rechtfertigen. Und nun begann ein leidenschaftliches Feilschen. Verkäufer und Käufer gerieten förmlich in Hitze, und während sie miteinander schacherten, wußte Paschka geschickt aus dem Haufen der Waren das, was ihm gefiel, herauszugreifen, lief damit weg und schrie höhnisch, während er lustig umherhüpfte:

„Haha, ich hab' gemaust! Ich hab' gemaust! Solche Schlafmützen! Dummköpfe! Teufel!"

Anfänglich hatten die Raubgelüste Paschkas alle Kinder außer sich gebracht. Die Kleinen schrien und weinten, während Jakow und Ilja im Hofe hinter dem Dieb herliefen, ohne jedoch für gewöhnlich ihn fassen zu können. Dann hatten sie sich an seine Frechheit gewöhnt, erwarte-

ten von ihm nichts Besseres und vergalten ihm dadurch, daß sie mit ihm böse waren und nicht mit ihm spielten. Paschka lebte für sich und war nur stets darauf bedacht, andern irgendeinen Schabernack zu spielen. Der großköpfige Jakow wiederum war zumeist wie ein Kindermädchen um die kraushaarige Tochter des Schusters herum. Sie nahm seine Sorge um ihr Wohlergehen als etwas Selbstverständliches hin, und wenn sie ihn auch immer liebkosend „Jaschetschka" nannte, kratzte und schlug sie ihn doch auch nicht selten. Jakows Freundschaft mit Ilja wuchs von Tag zu Tag, und er erzählte dem Freunde beständig allerhand sonderbare Träume:

„Da träumte ich heut, daß ich 'ne Masse Geld hätte, lauter Rubel, einen ganzen Sack voll. Und ich trug den Sack auf dem Buckel in den Wald. Mit einem Male — kamen Räuber auf mich zu! Mit Messern, schrecklich anzusehen. Ich — rücke natürlich aus. Und plötzlich ist mir's, als ob der Sack lebendig würde ... Ich werf' ihn hin, und — hast du nicht gesehn? — fliegen dir allerhand Vögel heraus — pfrrrr! ... Zeisige, Meisen, Stieglitze — eine schreckliche Menge! Sie hoben mich auf und trugen mich durch die Luft — so hoch, so hoch trugen sie mich!"

Er unterbrach seine Erzählung und blickte Ilja mit seinen weit hervorquellenden Augen an, während sein Gesicht einen schafähnlichen Ausdruck annahm ...

„Na — und weiter was?" ermunterte ihn Ilja zum Weitererzählen, da er darauf brannte, das Ende zu hören.

„Na — ich flog also weit davon", schloß Jakow nachdenklich seinen Bericht.

„Wohin denn?"

„Wohin? Na . . . so einfach . . . ganz fort flog ich!"

„Ach du", meinte der enttäuschte Ilja in geringschätzigem Tone. „Du behältst auch gar nichts."

Aus der Schenke kam Großvater Jeremej und rief, die Hand an seine Augen haltend:

„Iljuschka! Wo bist du denn? Komm schlafen, es ist Zeit!"

Ilja folgte gehorsam dem Alten und suchte sein Lager auf, das aus einem mit Heu gefüllten Sacke bestand. Prächtig schlief er auf diesem Sacke, trefflich lebte er bei dem alten Lumpensammler, aber nur zu bald verging dieses angenehme und leichte Leben.

Großvater Jeremej hielt sein Versprechen: er kaufte für Ilja ein Paar Stiefel, einen großen, schweren Paletot und eine Mütze — und so ausgerüstet schickte man den Jungen in die Schule. Neugierig und ängstlich zugleich ging er dahin — und finster, gekränkt, mit Tränen in den Augen kam er aus der Schule heim. Die Knaben hatten in ihm den Begleiter des alten Jeremej erkannt und im Chor zu spotten begonnen:

„Lumpensammler! Stinker! Stinker! Lumpensammler!"

Die einen kniffen ihn, andere zeigten ihm die Zunge, und ein besonders kecker trat auf ihn zu, zog die Luft in

die Nase ein und schrie laut, indem er mit einer Grimasse des Abscheus sich von ihm abwandte:

„Ach, wie eklig der Kerl riecht!"

„Warum lachen sie mich denn aus?" fragte Ilja den Onkel voll Entrüstung und Zweifel. „Ist's denn eine Schande, Lumpen zu sammeln?"

„Nicht doch", versetzte Terentij, den Kopf seines Neffen streichelnd, während er sein Gesicht vor den forschenden Augen des Knaben zu verbergen suchte. „Das tun sie nur ... einfach so ... aus Ungezogenheit ... Mach' dir nichts draus! Mußt es eben tragen! ... Sie werden sich schon dran gewöhnen ... auch du wirst dich dran gewöhnen ..."

„Auch über meine Stiefel lachen sie und über den Paletot! ... Fremde Lumpen wären's, sagen sie, aus 'ner Müllgrube hätt ich sie rausgezogen!"

Auch Großvater Jeremej tröstete ihn, wobei er vergnügt mit den Augen zwinkerte:

„Trag's, mein Lieber! Er wird's ihnen schon vergelten! ... Er! Außer ihm gibt's niemand!"

Der Alte sprach von Gott mit einer solchen Freude, mit solchem Vertrauen auf seine Gerechtigkeit, als ob er ganz genau alle Gedanken Gottes wüßte und in alle seine Absichten eingeweiht wäre. Und Jeremejs Worte beschwichtigten ein wenig das Gefühl der Kränkung im Herzen des Knaben. Am nächsten Tage jedoch wallte dieses Gefühl von neuem um so heftiger in ihm auf. Ilja hatte sich bereits daran gewöhnt, sich als eine wichtige Person, einen richtigen Arbeiter zu betrachten. Mit

ihm sprach sogar der Schmied Ssawel in freundlicher Weise, und diese Schuljungen lachten ihn aus und verspotteten ihn! Er vermochte sich mit dieser Tatsache durchaus nicht zu befreunden: die beleidigenden und bitteren Eindrücke der Schule verstärkten sich mit jedem Tage, prägten sich immer tiefer seinem Gemüte ein. Der Schulbesuch wurde für ihn zu einer lästigen, unangenehmen Pflicht. Er hielt sich in der Schule abseits, mied den Verkehr mit den andern. Durch sein leichtes Auffassungsvermögen hatte er sogleich die Aufmerksamkeit des Lehrers auf sich gelenkt; der Lehrer hielt ihn den andern als Muster vor, was wiederum dazu beitrug, seine Beziehungen zu den Schülern noch mehr zu verschlechtern. Er saß auf der ersten Bank und fühlte stets die Anwesenheit der Feinde in seinem Rücken. Sie aber hatten ihn nun allezeit vor den Augen und wußten geschickt alles herauszufinden, was irgend an ihm lächerlich scheinen konnte. Und sie lachten auch beständig über ihn. Jakow besuchte dieselbe Schule und war gleichfalls bei seinen Kameraden schlecht angeschrieben. Sie nannten ihn allgemein nur den „Kalbskopf". Er war zerstreut, lernte schwer und wurde fast täglich vom Lehrer gestraft, doch verhielt er sich vollkommen gleichgültig gegen alle Strafen. Es schien überhaupt, als ob er alles das, was rings um ihn vorging, kaum bemerkte und sowohl in der Schule als auch zu Hause in seiner ganz besondren Welt lebte. Er hatte seine eigenen Gedanken, und fast jeden Tag setzte er Ilja durch seine seltsamen Fragen in Erstaunen. So fragte er gelegentlich, während er sinnend vor sich hinschaute:

„Sag' mal, Ilja — wie kommt's denn, daß die Menschen so kleine Augen haben und doch damit alles sehen?... Die ganze Straße sieht man, die ganze Stadt — wie kommt's nur, daß sie, die doch so groß ist, in unserm kleinen Auge Platz hat?"

Oder er starrte zum Himmel auf und sagte plötzlich:

„Ach, die Sonne! . . ."

„Was denn?" fragte Ilja.

„Wie sie brennt! . . ."

„Na — was also?"

„Nichts! . . . Weißt du, was ich mir denke? Wahrscheinlich sind Sonne und Mond die Eltern, und die Sterne sind ihre Kinder . . ."

Anfänglich sann Ilja über seine seltsamen Reden ernsthaft nach, dann aber begannen ihn seine Einfälle zu stören, da sie seine Gedanken von jenen Dingen ablenkten, die ihn zunächst angingen. Und solcher Dinge waren doch gar so viele, und der Knabe hatte schon gelernt, recht scharf auf sie zu achten.

Eines Tages kam er aus der Schule nach Hause und meinte mit höhnischem Ausdruck um die Lippen zum alten Jeremej:

„Unser Lehrer?! Haha! Der ist mir auch schön! . . . Gestern hat der Sohn vom Kaufmann Malafjejew eine Fensterscheibe zerschlagen, und er hat ihn dafür nur ganz leicht gescholten. Und heut' hat er die Scheibe einsetzen lassen und aus seiner Tasche bezahlt . . ."

„Siehst du, was für ein guter Mensch das ist?!" versetzte Jeremej gerührt.

„Ein guter Mensch, jawohl! Und wie neulich Wanjka Klutscharew eine Scheibe zerschlug, da ließ er ihn ohne Mittagessen nachsitzen, und dann ließ er Wanjkas Vater kommen und sagte ihm: „Du, zahl' mal für die Scheibe vierzig Kopeken!" ... Und Wanjka bekam dann Prügel von seinem Vater! ... So gut ist unser Lehrer ... siehst du!"

„Mußt auf so was nicht achten, Iljuscha", riet ihm der Alte, während er unruhig mit den Augen blinzelte. „Sieh es so an, als ob es dich gar nichts anginge. Zu entscheiden, was unrecht ist, kommt Gott zu und nicht uns. Wir verstehen das nicht. Wir wissen nur immer das Unrechte herauszufinden, das Rechte aber zu erkennen sind wir nicht imstande. Er dagegen weiß alles abzuwägen! ... Er kennt Maß und Gewicht aller Dinge. Ich zum Beispiel — ich habe gelebt, gelebt, geschaut und geschaut — und wieviel Unrecht ich gesehen habe, vermag niemand zusammenzuzählen. Die Wahrheit aber hab' ich nie geschaut! ... Das achte Jahrzehnt ist nun schon über mich hingegangen ... Es kann doch nicht sein, daß in dieser langen Zeit die Wahrheit nicht ein einziges Mal in meiner Nähe gewesen ist! ... Ich aber hab' sie nicht gesehen ... Kenne sie nicht ..."

„Na," sprach Ilja zweifelnd, „was ist da viel zu wissen? Wenn der eine vierzig Kopeken zahlen muß, muß es auch der andre: das ist die Wahrheit!"

Der Alte wollte ihm durchaus nicht recht geben. Er sprach noch gar vielerlei von sich selbst, von der Blindheit der Menschen und davon, daß sie nicht imstande seien,

einander gerecht zu beurteilen, sondern daß Gottes Urteil allein gerecht sei. Ilja hörte ihn aufmerksam an, doch ward sein Gesicht dabei immer düstrer, und seine Augen schauten immer finstrer.

„Wann wird denn Gott kommen, um zu richten?" fragte er plötzlich den Alten.

„Das weiß man nicht! ... Sobald die Stunde schlägt, wird er herabkommen von den Wolken, zu richten die Lebendigen und die Toten; aber wann es sein wird, das weiß man nicht ... Wir wollen doch mal am Sonnabend beide in den Abendgottesdienst gehen ..."

„Gut, gehen wir!"

„Abgemacht! ..."

Am Sonnabend stand dann Ilja mit dem Alten auf den Treppenstufen der Kirche, zusammen mit den Bettlern, zwischen den beiden Türen. Sobald die Außentür geöffnet wurde, verspürte Ilja den kalten Luftzug, der von der Straße hereindrang, die Füße wurden ihm steif, und er trippelte leise auf den Fliesen hin und her. Durch die Glasscheiben der Kirchentür aber sah er, wie die Flammen der Kerzen sich gleichsam zu schönen, aus zitternden Goldpunkten gefügten Mustern vereinigten und das schimmernde Metall der Meßgewänder, die dunklen Köpfe der andächtigen Menge, die Gesichter der Heiligenbilder und das prachtvolle Schnitzwerk des Heiligenschreins beleuchteten.

Die Menschen erschienen in der Kirche besser und friedsamer als auf der Straße. Sie waren auch schöner in dem goldenen Lichtglanz, der ihre dunklen, in ehrfurchts-

vollem Schweigen dastehenden Gestalten beleuchtete. Sobald die innere Kirchentür sich öffnete, strömte die weihrauchduftende, warme, feierlich tönende Woge des Gesanges auf die Vortreppe hinaus: liebkosend umfächelte sie den Knaben, und er atmete entzückt die wohlriechende Luft ein. Es war ihm angenehm, so dazustehen neben dem Großvater Jeremej, der seine Gebete flüsterte. Er lauschte, wie der feierlich schöne Gesang durch das Gotteshaus flutete, und wartete mit Ungeduld, bis die Tür sich wieder öffnen und der laute, freudige Gesang von neuem auf ihn einströmen, der balsamische warme Luftstrom ihn wieder umfangen würde. Er wußte, daß oben auf dem Kirchenchor Grischka Bubnow sang, einer der schlimmsten Spötter in der Schule, und auch Fedka Dolganow, ein kräftiger, raufsüchtiger Bursche, der ihn schon mehr als einmal geprügelt hatte. Jetzt aber empfand er ihnen gegenüber keinen Haß und kein Rachegefühl, sondern nur ein wenig Neid. Er selbst hätte dort oben auf dem Chor singen und von da den Leuten ins Gesicht schauen mögen. Es mußte gar zu schön sein, dort zu singen, an der Mitteltür der Altarwand, über all den Leuten da unten zu stehen und ihre ruhigen, friedlichen Gesichter zu beobachten. Als er die Kirche verließ, hatte er das Gefühl, als sei er besser geworden, und er war bereit, sich mit Bubnow und Dolganow und überhaupt mit allen Schülern zu versöhnen. Am folgenden Montag jedoch kam er genau ebenso wie früher, finster und beleidigt aus der Schule heim . . .

Überall, wo Menschen in größerer Zahl zusammen

sind, befindet sich einer, der sich unter ihnen nicht wohl fühlt, und es ist nicht gerade notwendig, daß er darum besser oder schlechter sei als die andern. Man kann das Übelwollen der andern gegen sich schon durch ein Mindermaß an Verstand oder durch eine lächerliche Nase hervorrufen: sie wählen sich einfach irgend jemanden zum Gegenstand ihrer Belustigung, wobei sie nur von dem Wunsche beseelt sind, sich die Zeit mit ihm zu vertreiben. Hier war die Wahl auf Ilja Lunew gefallen. Er hätte sich ohne Zweifel im Laufe der Zeit mit der Rolle, die ihm seine Kameraden zugewiesen hatten, ausgesöhnt, es traten jedoch inzwischen Ereignisse in Iljas Leben ein, die ihn mit ihren furchtbaren Eindrücken niederschmetterten und sein Interesse an der Schule derart herabminderten, daß er gegen ihre kleinen Unannehmlichkeiten gleichgültig wurde.

Es begann damit, daß eines Tages, als Ilja mit Jakow zusammen von einem Ausgang heimkehrten, sie im Torweg des Hauses einen Auflauf bemerkten.

„Sieh doch," sagte Jakow zu seinem Freunde, „da scheinen sie sich wieder zu prügeln! Komm, laß uns rasch hinlaufen!"

Hals über Kopf eilten sie nach Hause, und als sie auf den Hof kamen, sahen sie, daß daselbst fremde Menschen sich angesammelt hatten und wirr durcheinanderschrien:

„Ruft die Polizei! Bindet ihn doch!"

Vor der Schmiede stand dichtgedrängt eine Menschenmenge — schweigend, unbeweglich, mit erschrockenen Gesichtern. Kinder hatten sich vorgedrängt und wichen nun

entsetzt zurück. Zu ihren Füßen auf dem Schnee lag mit dem Gesicht zur Erde eine Frau. Ihr Nacken war mit Blut und mit einer teigartigen Masse bedeckt, und der Schnee rings um ihren Kopf war gleichfalls rot von Blut. Neben ihr lag ein zerknülltes weißes Kopftuch und eine große Schmiedezange. In der Tür der Schmiede hockte Ssawel und starrte stumm auf die Arme des Weibes. Sie waren vorgestreckt, die Finger waren tief in den Schnee eingegraben, und der Kopf lag so zwischen ihnen, als ob das Weib in die Erde entfliehen und sich dort vor ihm verstecken wollte. Die Brauen des Schmiedes waren finster zusammengezogen, das Gesicht verzerrt; man sah, daß er die Zähne fest zusammenbiß; die Backenknochen traten wie zwei große Zapfen hervor. Mit der rechten Hand stützte er sich gegen den Türpfosten. Seine schwarzen Finger bewegten sich zuckend, wie die Krallen einer Katze, und außer diesen Fingern war alles an ihm unbeweglich. Es schien jedoch Ilja, daß seine fest zusammengepreßten Lippen sich sogleich öffnen und er mit der ganzen Kraft seiner breiten Brust aufschreien würde. Schweigend starrten die Umstehenden ihn an. Ihre Gesichter waren streng und ernst, und obschon sonst im Hofe Lärm und Verwirrung herrschte, war doch hier, um die Schmiede herum, alles ruhig und bewegungslos ...

Da mit einem Male kroch aus der Menge mit schwerfälligem Schritt der alte Jeremej hervor, ganz zerzaust und mit Schweiß bedeckt, mit zitternder Hand reichte er dem Schmied einen Eimer voll Wasser und sagte:

„Da, nimm . . . trink! . . ."

„Gib ihm doch kein Wasser, dem Mörder! 'nen Strick um den Hals verdient er", sagte jemand halblaut.

Sfawel nahm den Eimer mit der linken Hand und trank lange, lange, und als er alles Wasser ausgetrunken hatte, schaute er in das leere Gefäß und sprach mit dumpfer Stimme:

„Ich hab' sie gewarnt . . . Laß es sein, du Aas, sagte ich, sonst schlag' ich dich tot! Ich hab' ihr verziehen! . . . wievielmal hab' ich ihr verziehen! . . . Aber sie wollt's nicht lassen . . . na . . . und da ist's so gekommen! . . . Mein Paschka . . . ist jetzt eine Waise . . . schau nach ihm, Großväterchen . . . dich liebt der Herr . . . schau hin nach dem Jungen!"

„A—a—ach du—u!" klagte wehmütig der Greis und faßte mit seiner zitternden Hand den Schmied an der Schulter, während jemand aus der Menge rief:

„Hört mal den Bösewicht! . . . Er redet noch von Gott!!"

Da warf der Schmied den Umstehenden einen fürchterlichen Blick zu und brüllte plötzlich wie ein wildes Tier auf:

„Was wollt ihr? Packt euch alle!"

Sein Aufschrei wirkte wie ein Peitschenschlag auf die Menge. Sie murrte dumpf und wich von ihm zurück. Der Schmied erhob sich und schritt auf sein totes Weib zu, machte jedoch sogleich wieder kehrt und wandte sich kerzengerade, in ganzer Höhe aufgerichtet, der Schmiede zu. Alle sahen, wie er dort, in seiner Werkstatt, sich auf

den Amboß setzte, mit den Händen nach dem Kopfe griff, wie wenn er plötzlich einen unerträglichen Schmerz darin fühlte, und den Oberkörper langsam auf und nieder bewegte. Ilja empfand Mitleid mit dem Schmied; er schritt wie im Traum von der Schmiede hinweg und irrte im Hofe herum, von einer Gruppe zur andern, ohne von den Gesprächen, die er vernahm, etwas zu begreifen. Vor seinen Blicken schwamm es wie ein großer, roter Fleck, und das Herz in der Brust war ihm so beklommen.

Die Polizei erschien an der Mordstätte und trieb die Leute vom Hofe. Dann nahmen sie den Schmied fest und führten ihn ab.

„Lebt wohl . . . leb' wohl, Großväterchen!" schrie Ssawel, als er aus dem Tore schritt.

„Leb' wohl, Ssawel Iwanytsch, leb' wohl, mein Lieber!" rief der alte Jeremej mit seiner dünnen Stimme — hastig, wie wenn er ihm nacheilen wollte.

Niemand außer dem Alten nahm Abschied von dem Schmied . . .

In kleinen Gruppen standen die Leute noch immer auf dem Hofe, besprachen das Ereignis und schauten mit düsterem Blick dahin, wo der Körper der Erschlagenen unter einer Bastdecke lag. In der Tür der Schmiede, an der Stelle, wo Ssawel gesessen hatte, machte sich jetzt ein Polizeiwachtmann mit der Pfeife im Munde breit. Er rauchte, spuckte zur Seite aus, schaute mit seinen trüben Augen den alten Jeremej an und hörte ihm zu.

„War er's denn, der gemordet hat?" sprach leise, ge-

heimnisvoll der Alte. „Die schwarze Macht hat's getan, sie allein! Der Mensch kann den Menschen nicht morden ... Der Mensch selbst ist gut, er trägt Gott im Herzen ... Nicht er ist's, der mordet ... glaubt das ja nicht, meine guten Leute!"

Jeremej legte seine Hände auf die Brust und wehrte mit ihnen gleichsam etwas von sich ab, wobei er fortfuhr, den Umstehenden die Bedeutung des Ereignisses darzulegen.

„Schon lange hat der Schwarze es ihm ins Herz geflüstert: Schlag' sie doch tot!" sprach er, zu dem Wachtmann gewandt.

„Schon lange — sagst du?" erkundigte sich dieser mit wichtiger Miene.

„Schon lä—ängst! Sie gehört doch dir, sagte er ... Und das ist nicht wahr! ... Ein Pferd — das gehört mir ... Ein Hund — gehört mir ... Aber ein Weib — gehört Gott! ... Sie ist — ein Mensch! ... Sie hat alle Mühen und Lasten vom Herrn im Paradies übernommen und trägt sie mit uns Männern gemeinsam ... Der Schwarze aber bohrt und stichelt in einem fort: Schlag' sie tot, sie ist dein! ... Ihm liegt daran, daß der Mensch wider Gott streite ... Er selbst streitet wider Gott und sucht im Menschen einen Genossen ..."

„Aber mit der Zange hat doch nicht der Teufel, sondern der Schmied geschlagen", meinte der Polizist und spuckte aus.

„Wer hat's ihm aber eingegeben?" schrie der Alte.

„Das zieh' mal in Betracht! Wer hat's ihm eingegeben?"

„Sag' mal," versetzte der Polizist, „in welchen Beziehungen stehst du denn zu dem Schmied? Ist er dein Sohn?"

„Nicht doch, bewahre! . . ."

„Aber verwandt bist du sicher mit ihm, was?"

„Nein. Ich hab' gar keine Verwandten . . ."

„Sag' mal — was regst du dich dann so auf?"

„Ich? Ach Gott . . ."

„Ich will dir mal was sagen", sprach streng der Polizist. „Aus Altersschwäche schwatzest du so . . . Mach' lieber, daß du fortkommst!"

Der Wachtmann stieß eine dichte Rauchwolke aus seinem Mundwinkel hervor und wandte dem Alten den Rücken. Jeremej aber ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern sprach immer noch weiter, rasch, weinerlich, mit den Händen fuchtelnd.

Ganz blaß, mit weitgeöffneten Augen war Ilja im Hofe herumgegangen und bei einer Gruppe stehen geblieben, in der sich der Kutscher Makar, der Schuster Perfischka und Matiza mit ein paar anderen Weibern aus den Dachstuben befanden.

„Sie hat sich ja schon vor der Hochzeit mit anderen abgegeben, meine Lieben!" meinte eins von den Weibern. „Ich weiß es ganz genau. Wahrscheinlich ist auch Paschka nicht Ssawels Sohn, sondern eines Gymnasiallehrers, der beim Kaufmann Malafjejew wohnte . . . er war immer betrunken . . ."

„Meinst du den, der sich erschossen hat?" fragte Perfischka.

„Ganz recht ... Sie hat sich mit ihm eingelassen ..."

„Dafür hätte er sie doch nicht gleich totschlagen sollen", bemerkte der Kutscher Makar gewichtig. „Das ist wirklich ein bißchen stark. Wenn er sein Weib totschlägt, und ich das meinige, und jeder so dächte ..."

„Da würde die Polizei schöne Arbeit haben", sagte der lustige Schuster Perfischka. „Meine Alte ist auch schon längst zu nichts mehr gut, und ich trag's doch ..."

„Schön trägst du's! ... Satan du!" höhnte Matiza finster.

Auch Perfischkas gelähmte Frau war aus dem Keller hervorgekrochen und saß, ganz mit Lumpen umwickelt, an ihrem gewohnten Platz im Kellereingang. Ihre Arme ruhten unbeweglich auf den Knien; sie hatte den Kopf emporgehoben und schaute mit ihren schwarzen Augen zum Himmel auf. Ihre Lippen waren fest zusammengepreßt, die Mundwinkel nach unten verzogen. Ilja schaute bald in die dunkeln Augen der Schustersfrau, bald gleichfalls, wie sie, zum Himmel empor, und er dachte bei sich, daß Perfischkas Weib vielleicht dort oben den Herrgott sehe und ihn schweigend um etwas bitte.

Bald hatten sich alle Kinder des Hauses gleichfalls an dem Kellereingange zusammengefunden. Sie hüllten sich fester in ihre Kleider, saßen dicht beieinander auf den Stufen der Kellertreppe und horchten in angstvoller

Neugier auf das, was Sſawels Sohn von der Untat erzählte. Paſchkas Geſicht war verſtört, und ſeine ſonſt ſo kecken Augen ſchauten unſicher und verwirrt drein. Doch fühlte er ſich als Held des Tages: noch niemals hatten die Leute ihm ſo viel Aufmerkſamkeit geſchenkt wie heute. Wohl zum zehnten Male erzählte er immer wieder dasſelbe, und ſeine Erzählung klang nun ſchon ganz gleichgültig, mürriſch.

„Wie ich vorgeſtern wegging," berichtete er, „da hat der Vater ſchon mit den Zähnen geknirſcht, und von der Zeit an war er in einem fort wütend und brüllte immer. Mich zog er jeden Augenblick an den Haaren ... Ich ſah ſchon was voraus — jawohl! Und endlich kam ſie. Die Wohnung war feſt verſchloſſen — wir waren in der Schmiede, ich ſtand beim Blaſebalg. Mit einem Male ſeh' ich, wie ſie näher kommt und in der Tür ſteht. Gib den Schlüſſel, ſagt ſie. Der Vater aber nahm die Zange und ging auf ſie los ... Ganz leiſe ging er, ſchleichend ... Ich machte ſogar die Augen zu — ſchrecklich war's! Ich wollt' ſchon rufen: Lauf weg, Mutter! Aber ich rief nicht ... Wie ich die Augen aufmachte, ging er immer noch auf ſie zu. Und ſeine Augen brannten ſo! Da will ſie zurückweichen ... Sie dreht ihm den Rücken, jedenfalls wollte ſie weglaufen ..."

Paſchkas Geſtalt erzitterte, und ſein magerer, eckiger Körper begann zu zucken. Tief aufſeufzend ſog er die Bruſt voll Luft, atmete dann langſam wieder aus und ſprach:

„Da schlug er sie mit der Zange auf den Schädel! . . ."

Die Kinder, die bisher unbeweglich gesessen hatten, kamen in Bewegung.

„Sie streckte die Arme von sich und fiel hin . . . wie wenn sie ins Wasser plumpste . . ."

Er verstummte, nahm ein Spänchen auf, betrachtete es aufmerksam und warf es dann über die Köpfe der Kinder hinweg. Sie saßen alle gleichfalls schweigend und unbeweglich, wie wenn sie von ihm noch irgend etwas erwarteten. Aber er schwieg und senkte den Kopf tief auf die Brust.

„Hat er sie ganz totgeschlagen?" fragte Mascha mit ihrer feinen, zitternden Stimme.

„Dummes Ding!" versetzte Paschka, ohne den Kopf aufzuheben.

Jakow legte den Arm um die Kleine und zog sie dicht an sich heran, während Ilja näher an Paschka heranrückte und ihn leise fragte:

„Tut sie dir leid?"

„Was geht's dich an?" versetzte Paschka böse.

Die Kinder schauten ihn an — schweigend, alle zugleich.

„Sie hat sich immer 'rumgetrieben . . ." ließ sich Mascha vernehmen, aber Jakow fiel ihr sogleich eifrig ins Wort·

„Rumgetrieben! . . . Was war das auch für'n Mensch, der Schmied! . . . Immer so schwarz und brummig — Angst mußte man vor ihm haben! . . . Und sie war so lustig, wie Perfischka . . . Langweilig war's ihr eben . . . bei dem Schmied."

Paschka schaute ihn an und sprach ernst und düster, wie ein Großer:

„Ich sagte ihr immer: Mutter, sagt' ich, nimm dich in acht! Er wird dich totschlagen ... Aber sie hörte nicht. Sie bat mich nur immer, ich sollte ihm nichts sagen. Dafür kaufte sie mir Naschwerk. Und der Feldwebel schenkte mir jedesmal einen Fünfer. Bracht' ich ihm 'nen Brief von ihr, gleich bekam ich meinen Fünfer ... Er ist ein guter Kerl! ... Und so stark ... und 'nen mächtigen Schnurrbart hat er ..."

„Hat er auch einen Säbel?" fragte Mascha.

„Und was für einen!" sagte Paschka, und mit Stolz fügte er hinzu: „Ich hab' ihn mal aus der Scheide gezogen. Ganz ziseliert ist die Klinge!"

„Jetzt bist du also auch eine Waise, wie Iljuschka ..." meinte Jakow nach einer Weile nachdenklich.

„Mag ich's doch sein!" versetzte Paschka unwirsch. „Meinst wohl, ich werde auch unter die Lumpensammler gehen?! Da spuck' ich drauf!"

„Das meine ich nicht! ...."

„Ich werde jetzt leben, wie mir's paßt", versetzte Paschka stolz, indem er den Kopf erhob und seine Augen grimmig funkeln ließ. „Ich bin gar keine Waise ... ich stehe nur so ... allein in der Welt. Und ich will auch ganz für mich bleiben. Der Vater wollt' mich nicht in die Schule schicken — und jetzt werden sie ihn ins Gefängnis sperren ... Und ich werde einfach in die Schule gehen und lernen ... noch mehr als ihr!"

„Woher wirst du denn die Kleider nehmen?" fragte

Ilja, indem er Paschka triumphierend ansah. „In zerrissenen Sachen darfst du da nicht hinkommen!"

„Kleider? Ich werde ... die Schmiede verkaufen."

Alle blickten respektvoll auf Paschka, und Ilja fühlte sich besiegt. Paschka bemerkte den Eindruck, den seine Worte hervorgebracht hatten, und verstieg sich noch höher.

„Auch ein Pferd werde ich mir kaufen, ein lebendiges, richtiges Pferd! ... Und ich werde in die Schule reiten ..."

Dieser Gedanke gefiel ihm so gut, daß er sogar lächelte, wenn es auch nur ein ganz, ganz schüchternes Lächeln war, das flüchtig um seinen Mund zuckte und sogleich wieder verschwand.

„Hauen wird dich jetzt niemand", sagte plötzlich Mascha zu Paschka, während sie ihn voll Neid betrachtete.

„Werden sich schon Liebhaber finden", versetzte Ilja in überzeugtem Tone.

Paschka sah ihn an, spuckte wegwerfend zur Seite aus und fragte:

„Was willst du damit sagen? Fang nur mit mir an!"

Von neuem mischte sich Jakow ins Gespräch:

„Wie merkwürdig ist es doch, Kinder! Da lebte also ein Mensch, ging umher und sprach und so weiter ... war voll Leben, wie alle andern. — Und mit einem Male kriegt er eins mit der Zange über den Schädel — und ist nicht mehr!"

Die Kinder schauten alle voll Spannung auf Jakow,

dessen Augen mit lächerlichem Ausdruck unter der Stirn hervorquollen.

„Ja, darüber hab' ich auch schon nachgedacht", meinte Ilja.

„Es heißt immer: er ist gestorben", fuhr Jakow leise und geheimnisvoll fort. Aber was ist denn das — — ‚gestorben'?"

„Die Seele ist fortgeflogen", erklärte Paschka finster.

„In den Himmel", fügte Mascha hinzu, und während sie sich an Jakow anschmiegte, schaute sie zum Himmel empor.

Dort waren bereits die Sterne aufgeflammt; einer von ihnen — ein großer, heller Stern, der gar nicht flimmerte, war der Erde näher als die andern und schaute wie ein kaltes, unbewegliches Auge auf sie nieder. Nach Mascha hoben auch die drei Knaben ihre Köpfe empor. Paschka blickte auf und lief gleich darauf irgendwohin weg. Ilja schaute lange und scharf hinauf, mit furchtsamem Ausdruck, immer nach einem Punkte, und Jakows große Augen irrten an dem blauen Himmel auf und ab, als ob sie dort oben irgend etwas suchten.

„Jakow!" rief sein Kamerad, indem er wieder den Kopf senkte.

„Was?"

„Ich denke immer darüber nach . . ." Ilja hielt inne in seiner Rede.

„Worüber denkst du nach?" fragte Jakow ebenso leise wie jener.

„Über die Menschen hier . . ."

„Was denn?"

„Wie sie . . . es will mir gar nicht gefallen! . . . Da ist ein Mensch totgeschlagen worden . . . und alle laufen hin und her und tun so wichtig . . . und reden allerhand . . . aber keiner hat geweint . . . nicht ein einziger! . . ."

„Ja—a . . . doch! . . . Jeremej hat geweint!"

„Der hat immer Tränen in den Augen . . . Aber Paschka . . . wie der sich aufführt! Als ob er ein Märchen erzählte . . ."

„Der stellt sich nur so . . . Ihm tut sie schon leid, aber er schämt sich, vor uns zu weinen . . . Und jetzt ist er irgendwohin gelaufen und heult, was das Zeug hält . . ."

Fest aneinander geschmiegt, saßen sie noch ein paar Minuten da. Mascha war auf Jakows Knien eingeschlafen, das Gesicht noch immer zum Himmel gewandt.

„Hast du Angst?" fragte Jakow ganz leise.

„Etwas Angst hab' ich schon", versetzte Ilja ebenso leise. „Jetzt wird ihre Seele hier umgehen . . ."

„Ja—a . . . Und Maschka ist eingeschlafen . . . wir müssen sie in die Wohnung bringen . . . Ich habe sogar Angst, hier wegzugehen . . ."

„Gehen wir zusammen!"

Jakow legte den Kopf des schlafenden Mädchens gegen seine Schulter, umfaßte ihren schmächtigen Körper mit den Armen und erhob sich mit Anstrengung, wobei er Ilja, der ihm im Wege stand, zuflüsterte:

„Wart, laß mich vorausgehen . . ."

Unter seiner schweren Last schwankend, schritt er die Kellerstufen hinab, während Ilja, der ihm folgte, fast mit der Nase an seinen Nacken stieß. Es war Ilja, als ob er eine unsichtbare Gestalt hinter ihm herschliche, als ob ihren kalten Hauch an seinem Halse fühlte und jeden Augenblick fürchten müßte, von ihr gepackt zu werden. Er stieß den Freund in den Rücken und rief ihm kaum hörbar zu:

„Geh schneller!"

Aus dem Roman: Drei Menschen

Hugo von Hofmannsthal: Über Charaktere im Roman und Drama

Gespräch zwischen Balzac und Hammer-Purgstall in einem Döblinger Garten im Jahre 1842.

Hammer: Sie werden, Verehrtester, eine Frage gestatten, die mir seit langem auf der Zunge brennt. Verzeihen Sie meine Freiheit; Sie wissen, daß einer der glühendsten Bewunderer Ihrer stupenden Erzählungskunst vor Ihnen steht: aber werden Sie uns nicht jetzt, in der Vollkraft Ihrer schöpferischen Phantasie, eine gleiche, eine ähnliche Reihe von Werken für das Theater schenken?

Sie schweigen? Sie wollen mir nicht antworten? Soll ich vermuten, daß Sie die dramatische Form nicht lieben? daß Ihnen das Theater nichts bedeutet?

Balzac: Im Gegenteil, Baron!

Hammer: Bravo, bravo! Ich liebe das Theater grenzenlos und habe, als Deutscher, an dem unseren die größte Freude. Aber was könnte erst aus dem französischen werden, wenn Ihr Genius da die Zügel ergriffe und mit mächtigen Peitschenhieben den verfahrenen Karren in neue Gleise triebe.

Balzac (verbindlich): Ich weiß, Sie haben Schiller, Sie haben den Verfasser der „Ahnfrau", Sie haben vor allem Raupach! O, das Theater! Ein schöner Traum.

Hammer: Ihre Träume, mein Herr, pflegen Wirklichkeit zu werden. Und was könnte Sie in diesem Falle hindern? Verträge, Abmachungen mit Verlegern? Sie zerreißen sie, wie der Löwe seine Netze. Die Möglichkeit eines Mißerfolges? Ein Mißerfolg Balzacs? Balzac nicht der souveräne Herr seines Publikums? Balzac schwächer als ein Saal von zwei- oder dreitausend Menschen? Ja sind es denn nicht Ihre Geschöpfe, die ihn füllen? Sehe ich nicht in jedem Rang die Physiognomien, die aus Ihrer Retorte hervorgegangen sind? Nehmen sie nicht alle Logen ein: die Herzogin von Maufrigneuse und die Prinzessin von Cadignan und die Grandlieus mit ihren Töchtern und der Herzog d'Hérouville, dieser Gnom, und der Baron Nucingen mit seiner Frau, und die Rhétorés, und die Navarreins und die Lenoncourts! Sehe ich nicht im Halbdunkel, in der Loge von Madame d'Espard, den schönen Rubempré hinter der vor Eifersucht bleichen, nicht mehr jungen Madame de Bargeton? Steht nicht Rastignac im Orchester, das

Genie des Ehrgeizes und der Rücksichtslosigkeit, und lorgniert Frau v. Nucingen? Tritt jetzt nicht de Marsay zu ihm, ihm die Hand zu drücken, de Marsay, der, wie er, einmal Minister und Pair de France sein wird. Und jetzt Bianchon, der Arzt, und Claude Vignon, der Journalist, und Stidmann, der Bildhauer, und die polnischen Emigrierten, Laginski und Paz und Stenbock. Zeigen sie einander nicht die halbversteckte Protzenumsloge, in der die märchenhafte Esther, die noch fast niemand kennt, von den ersten Schatten eines tragischen Kurtisanenlebens eingehüllt, auf Rubempré hinübersieht? Etablieren nicht zwischen den großen Damen andere Damen einen aufregenden, wie mit dem Fieber der Gegenwart imprägnierten Luxus: sehe ich nicht bei diesen, bei einer Josepha, einer Madame Schontz, einer Jenny Cadine, die Bixiou und de Lora aus- und eingehen, und erblicke ich nicht dort drüben, mit seiner schönen Tochter Victorine, Herrn Taillefer, den großen Industriellen, der einen Mord auf dem Gewissen hat, und sitzt dort unten nicht, verkleidet als spanischer Geistlicher, Haar, Bart, Haltung, Stimme, alles an ihm falsch, nur das unbezwingliche Auge lebendig, Vautrin, der Galeerensträfling? Ja, sehe ich denn irgend etwas anderes als diese Gestalten, die durch eine bewundernswerte Zauberei einander wie hundertfältige Spiegel ihr ganzes Leben, ihr Denken, ihre Leidenschaften, ihre Vergangenheit, ihre Zukunft tausendfach multipliziert zuwerfen?

Bei diesen Sätzen, bei dem so seltenen, wahren Enthusiasmus der Bewunderung, welche die Wangen des

großen Orientalisten lebhafter färbte, bei dieser so starken, so ungezwungenen, fast unter vier Augen dargebrachten Huldigung konnte Balzac ein Lächeln nicht unterdrücken. Es war das schöne seltene Lächeln reiner Befriedigung, das aus dem Gesicht nicht mit der Schnelligkeit des Wetterleuchtens, nicht zuckend, sondern langsam, wie der schöne Sonnenuntergang eines reinen Sommertages, wieder verschwindet. Es war das gleiche Lächeln, das den Mund Napoleons erleuchtete, als er, am Nachmittag von Austerlitz, die Wirkung sah, welche die nach seinem Befehl gerichteten Geschosse auf die Eisdecke der Teiche machten, die von Tausenden flüchtender Russen und Österreicher bedeckt war. Und vielleicht, ja sehr wahrscheinlich hatte dieses Lächeln in diesen beiden, äußerlich so verschiedenen Fällen den gleichen Ursprung: beide Male entsprang es der Seele eines großen Mannes, einer von Natur zur Eroberung bestimmten Seele, in dem Augenblick, als diese Seele ganz nahe vor sich die Möglichkeit sah, den stumpfen Widerstand Europas gegen ihr Genie übers Knie zu brechen wie ein Bündel dürrer Reiser. Die furchtbare Energie seiner mit dem Leben ringenden Seele war für einen Moment entspannt; seine Augen schweiften mit dem leichten Blick des Reisenden über die Hänge des Kahlenberges hin; in seiner Haltung war die undefinierbare Veränderung, Lässigkeit dessen, der in einer fremden Atmosphäre, unter dem Duft und Schatten fremder Bäume, mit fremden Menschen, die er vielleicht nie wiedersehen wird, freundlich und unbedrückt spricht: so gab sich Balzac dem Augenblick hin, in dessen vagem

Inhalt etwas von der Rast eines Eroberers an den Grenzen ferner bezwungener Länder war, gab sich ihm so sehr hin, daß er einige Sätze des Barons überhörte und nur dieses Ende einer längeren Tirade auffing:

Wie! Alles was im Theater sitzt, die schöne Welt der Logen und des Parketts und das Paradies, alles soll die Spuren der Löwentatze aufweisen, und nur die Bühne nicht?

Balzac: O ja, ich liebe das Theater. Das Theater, wie ich es verstehe. Das Theater, auf dem alles vorkommt, alles. Alle Laster, alle Lächerlichkeiten, alle Sprechweisen! Wie armselig, wie symmetrisch ist dagegen das Theater Victor Hugos. Meines, das, welches ich träume, ist die Welt, das Chaos. Und es hat einmal existiert, mein Theater, es hat existiert. Lear auf der Heide, und der Narr neben ihm, und Edgar und Kent und die Stimme des Donners in ihre Stimmen verschlungen! Volpone, der sein Geld anbetet, und seine Diener, der Zwerg, der Eunuch, der Hermaphrodit und der Schurke! Und die Erbschleicher, die ihm ihre Frauen und ihre Töchter anbieten, die ihre Frauen und Töchter bei den Haaren in sein Bett ziehen! Und die dämonische Stimme der schönen Dinge, der verlockenden Besitztümer, der goldenen Gefäße, der geschnittenen Steine, der wundervollen Leuchter, so vermengt mit den Menschenstimmen, wie dort der Donner. Ja, es hat einmal ein Theater gegeben.

Hammer: Sie meinen das englische um Fünfzehnhundertneunzig?

Balzac: Ja, die haben es gehabt. Auch später noch. Es gibt nachzuckende Blitze. Kennen Sie das „gerettete Venedig" von Otway?

Hammer: Ich glaube, es in Weimar gesehen zu haben.

Balzac: Mein Bautrin hält es für das schönste aller Theaterstücke. Ich gebe viel auf das Urteil eines solchen Menschen.

Hammer: Ihre Lebhaftigkeit bei diesem Thema ist mir äußerst erfreulich. Wir werden, nun weiß ich es, eine Comédie humaine auf der Bühne haben! Wir werden die Perücke von Bautrins Kopf fliegen und den entsetzlichen Schädel des Sträflings sich enthüllen sehen. Wir werden Goriot belauschen, wie er einsam in eiskalter Kammer die Vision seiner schönen Töchter sich heraufbeschwört. Was schütteln Sie den Kopf, mein Herr? Nichts kann nunmehr im Wege sein.

Balzac: Nichts, scheinbar gar nichts. Auch in meinem Willen nichts, scheinbar. Auch fehlt es mir nicht an dramatischen Mitarbeitern. Sie können nicht von der Oper bis zum Palais Royal gehen, ohne deren einem oder zweien zu begegnen. Denn ich habe mir Mitarbeiter erschaffen wollen. Ich wollte in einen andern hineinkriechen. Aber ich hatte unrecht. Man kann sich nicht in die Haut eines Esels verstecken. Ich wollte etwas finden, was ich nicht in mir trug. Ich wollte eine Unehrlichkeit begehen, eine der versteckten großen Unehrlichkeiten. Es liegt im Wesen der meisten Schriftsteller, dergleichen Unehrlichkeiten in Masse zu begehen,

und ganz straflos. Sie gleichen dem Reiter in Ihrer deutschen Ballade, der, ohne es zu wissen, über den gefrorenen Bodensee reitet. Aber sie erfahren es auch nachher nicht, und fallen daher nicht tot um, wie dieser Reiter. Eine Kunstform gebrauchen und ihr gerecht werden: welch ein Abgrund liegt dazwischen! Je größer man ist, desto klarer sieht man in diesen Dingen. Mögen andere die Formen vergewaltigen, ich für mein Teil, ich weiß, daß ich kein Dramatiker bin, ebensowenig wie —

(Hier nannte Herr v. Balzac die Namen aller seiner Landsleute, welche im vorhergehenden Jahrzehnt einen großen, zum Teil einen europäischen Ruf eben durch ihre dramatischen Produkte erlangt hatten, und fuhr fort:)

Den Grund davon? Den innersten Grund? Ich glaube vielleicht nicht, daß es Charaktere gibt. Shakespeare hat das geglaubt. Er war ein Dramatiker.

Hammer: Sie glauben nicht, daß es Menschen gibt? Das ist gut! Sie haben deren etwa sechs- oder siebenhundert geschaffen, sie auf die Beine gestellt, da! und seither existieren sie.

Balzac: Ich weiß nicht, ob das Menschen sind, die in einem Drama leben könnten. Ist Ihnen gegenwärtig, was man in der mineralogischen Wissenschaft eine Allotropie nennt? Derselbe Stoff erscheint zweimal im Reich der Dinge, in ganz verschiedener Kristallisationsform, ganz unerwartetem Gepräge. Der dramatische Charakter ist eine Allotropie des entsprechenden wirklichen. Ich habe in „Vater Goriot" das Ereignis „Lear", ich habe den chemischen Vorgang „Lear", ich bin himmelweit ent-

fernt von der Kristallisationsform „Lear." — Sie sind, Baron, wie alle Österreicher ein geborener Musiker. Sie sind zudem ein gelehrter Musiker. Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß die Charaktere im Drama nichts anderes sind als kontrapunktische Notwendigkeiten. Der dramatische Charakter ist eine Verengerung des wirklichen. Was mich an dem wirklichen bezaubert, ist gerade seine Breite. Seine Breite, welche die Basis seines Schicksals ist. Ich habe es gesagt, ich sehe nicht den Menschen, ich sehe Schicksale. Und Schicksale darf man nicht mit Katastrophen verwechseln. Die Katastrophe als symphonischer Aufbau, das ist die Sache des Dramatikers, der mit dem Musiker so nahe verwandt ist. Das Schicksal des Menschen, das ist etwas, dessen Reflex vielleicht nirgends existierte, bevor ich meine Romane geschrieben hatte. Meine Menschen sind nichts als das Lackmuspapier, das rot oder blau reagiert. Das Lebende, das Große, das Wirkliche sind die Säuren: die Mächte, die Schicksale.

Hammer: Sie meinen die Leidenschaften?

Balzac: Nehmen Sie dieses Wort, wenn Sie es vorziehen, aber Sie müssen es in einer noch nie dagewesenen Weite nehmen und dann wieder es so verengen, so ins Besondere ziehen, wie es noch nie gebraucht worden ist. Ich sagte die „Mächte". Die Macht des Erotischen für den, welcher der Sklave der Liebe ist. Die Macht der Schwäche für den Schwachen. Die Macht des Ruhmes über den Ehrgeizigen. Nein, nicht der Liebe, der Schwäche, des Ruhmes: seiner ihn umstrickenden

Liebe, seiner individuellen Schwäche, seines besonderen Ruhmes. Das, was ich meine, nannte Napoleon seinen Stern: das war es, was ihn zwang, nach Rußland zu gehen, was ihn zwang, dem Begriff „Europa" eine solche Wichtigkeit beizulegen, daß er nicht ruhen konnte, bis er „Europa" zu seinen Füßen liegen hatte. Das, was ich meine, nennen Unglückliche, die ihr Leben in einem Blitz überschauen, ihr Verhängnis. Für Goriot ist es in seinen Töchtern inkarniert. Für Vautrin in der menschlichen Gesellschaft, deren Fundamente er in die Luft sprengen will. Für den Künstler in seiner Arbeit.

Hammer: Und nicht in seinen Erlebnissen?

Balzac: Es gibt keine Erlebnisse, als das Erlebnis des eigenen Wesens. Das ist der Schlüssel, der jedem seine einsame Kerkerzelle aufsperrt, deren undurchdringlich dichte Wände freilich wie mit bunten Teppichen mit der Phantasmagorie des Universums behangen sind. Es kann keiner aus seiner Welt heraus. Haben Sie eine größere Reise auf einem Dampfschiffe gemacht? Entsinnen Sie sich da einer sonderbaren, beinahe Mitleid erregenden Gestalt, die gegen Abend aus einer Lücke des Maschinenraumes auftauchte und sich für eine Viertelstunde oben aufhielt, um Luft zu schöpfen? Der Mann war halb nackt, er hatte ein geschwärztes Gesicht und rote, entzündete Augen. Man hat Ihnen gesagt, daß es der Heizer der Maschine ist. So oft er heraufkam, taumelte er, er trank gierig einen großen Krug Wasser leer, er legte sich auf einen Haufen Werg und spielte mit dem Schiffshund, er warf ein paar scheue, fast schwachsinnige

Blicke auf die schönen und fröhlichen Passagiere der ersten Kajüte, die auf Deck waren, sich an den Sternen des südlichen Himmels zu entzücken; er atmete, dieser Mensch, mit Gier, so wie er getrunken hatte, die Luft, welche durchfeuchtet war von einer in Tau vergehenden Nachtwolke und dem Duft von unberührten Palmeninseln, der über das Meer heranschwebt; und er verschwand wieder im Bauch des Schiffes, ohne die Sterne und den Duft der geheimnisvollen Inseln auch nur bemerkt zu haben. Das sind die Aufenthalte des Künstlers unter den Menschen, wenn er taumelnd und mit blöden Augen aus dem feurigen Bauch seiner Arbeit hervorkriecht. Aber dieses Geschöpf ist nicht ärmer als die droben auf dem Deck. Und wenn unter diesen Glücklichen droben, unter diesen Auserwählten des Lebens, zwei Liebende wären, die, mit verschlungenen Fingern, aneinandergelehnt, bedrückt von der Fülle ihres Innern, das Hinstürzen unermeßlich ferner Sterne, wie sie der südliche Himmel in Garben, in Schwärmen, in Katarakten aus dem Bodenlosen ins Bodenlose fallen läßt, nur wie den stärksten, bis an den Rand des Daseins fortgepflanzten Pulsschlag ihrer Seligkeit empfänden — auch an diesen gemessen, wäre er nicht der Armere. Der Künstler ist nicht ärmer als irgend einer unter den Lebenden, nicht ärmer als Timur der Eroberer, nicht ärmer als Lukullus der Prasser, nicht ärmer als Casanova der Verführer, nicht ärmer als Mirabeau, der Mann des Schicksals. Aber sein Schicksal ist nirgends als in seiner Arbeit. Er soll sich nirgends anders seine Abgründe und seine Gipfel suchen wollen:

sonst wird er einen erbärmlichen Sandhügel für einen Montblanc nehmen, ihn keuchend erklimmen, mit verschränkten Armen droben stehen und das Gelächter aller sein, die zwanzig Jahre später leben. In seiner Arbeit hat er alles: er hat die namenlose Wollust der Empfängnis, den entzückenden Atherrausch des Einfalls, und er hat die unerschöpfliche Qual der Ausführung. Da hat er Erlebnisse, für welche die Sprache kein Wort und die finsteren Träume kein Gleichnis haben. Wie der Geist aus der Flasche Sindbads, des Seefahrers, wird er sich ausbreiten wie ein Rauch, wie eine Wolke und wird Länder und Meeer beschatten. Und die nächste Stunde wird ihn zusammenpressen in seine Flasche, und, tausend Tode leidend, ein eingefangener Qualm, der sich selber erstickt, wird er seine Grenzen, die unerbittlichen, ihm gesetzten Grenzen, spüren, ein verzweifelnder Dämon in einem engen gläsernen Gefängnis, durch dessen unüberwindliche Wände er mit grinsender Qual die Welt draußen liegen sieht, die ganze Welt, über die er vor einer Stunde brütend schwebte, eine Wolke, ein ungeheurer Adler, ein Gott.

Aber bis zu einem solchen Punkt, aber so ganz und gar ist die Arbeit das ganze Schicksal des Künstlers, daß er ringsum in der ganzen Welt nur die Gegenbilder der Zustände wahrzunehmen imstande ist, die er unter den Qualen und Entzückungen des Arbeitens durchzumachen gewohnt ist. Die Dichter haben aus dem höchsten Wesen einen Dichter gemacht. Und so geschickt sind sie, in das Auf und Nieder aller menschlichen Seelen das

Spiegelbild ihrer eigenen Ekstasen und Abspannungen hineinzudeuten, daß allmählich, mit der Zunahme der lesenden Menschen und der unheimlichen Ausgleichung der Stände, an welcher wir leiden, die sonderbarsten Erscheinungen auftreten werden, und zwar nicht vereinzelt, sondern in Masse. Um 1890 werden die geistigen Erkrankungen der Dichter, ihre übermäßig gesteigerte Empfindsamkeit, die namenlose Bangigkeit ihrer herabgestimmten Stunden, ihre Disposition, der symbolischen Gewalt auch unscheinbarer Dinge zu unterliegen, ihre Unfähigkeit, sich mit den existierenden Worten beim Ausdruck ihrer Gefühle zu begnügen, das alles wird eine allgemeine Krankheit unter den jungen Männern und Frauen der oberen Stände sein. Denn der Künstler gleicht jenem Midas, unter dessen Händen alles zu Gold wurde. Der gleiche Fluch erfüllt sich, nur immerfort auf eine unendlich subtilere Weise. Benvenuto Cellini liegt im tiefsten Verlies der Engelsburg; er hat ein gebrochenes Bein, die Zähne fallen ihm aus den Kiefern, man läßt ihn seit Tagen ohne Nahrung; er meint zu sterben: da verdichten sich seine qualvollen Delirien zu einem schönen tröstenden Traum: er sieht die Sonne, aber ohne blendende Strahlen, als ein Bad des reinsten Goldes. Ihre Mitte bläht sich auf und strebt in die Höhe: es erzeugt sich daraus ein Christus am Kreuz aus derselben Materie; dem Kruzifix zur Seite eine schöne heilige Jungfrau, in der gefälligsten Stellung und gleichsam lächelnd. Zu beiden Seiten zwei herrliche Engel, aus dem gleichen Material. Alles das sah er wirklich und dankte beständig

Gott mit lauter Stimme. Er lag in der Agonie, aber er war der größte Goldschmied seines Jahrhunderts, und die Vision, in der ihm der Himmel seine Agonie versüßte, war die Vision einer Goldschmiedarbeit. Auf der Schwelle des Todes hingekrümmt, waren seine Träume aus keinem anderen Material als aus dem, in welchem seine Hände ein Kunstwerk zu schaffen vermochten. Und kennen Sie Frenhofer, den Maler?

Hammer: Den Helden des Chef d'oeuvre inconnu? Gewiß.

Balzac: Er ist der einzige Schüler des Mabuse. Er hat von seinem Meister das ungeheure Geheimnis der Form mitbekommen, der wirklichen Form, des aus Licht und Schatten modellierten menschlichen Körpers. Er weiß, daß die Kontur nicht existiert. Seine Studien haben die Leuchtkraft des Giorgione und das Inkarnat Tizians; und er verachtet diese Studien. Pourbus betet ihn an, und Nicolas Poussin, der ihn kennenlernt, zittert vor ihm wie vor einem Dämon. Dieser Mensch arbeitet seit zehn Jahren an einer nackten weiblichen Gestalt, und niemand hat das Bild zu Gesicht bekommen. Sie erinnern sich, wie die Geschichte weitergeht. Poussin ist so aufgewühlt, so umgeworfen von diesem Dämon der Malerei, daß er ihm seine Geliebte, ein entzückendes, zwanzigjähriges Wesen, als Modell anbietet. Man sagt, diese Gilette habe den schönsten Körper gehabt, auf den je die Augen eines Malers gefallen sind. Sie dem Alten anzubieten, war die rasendste Aufopferung der Liebe an die Kunst, an das Genie, an den Ruhm. Es war ein teuf-

lischer Versuch, das Teuerste preiszugeben, um sich einzukaufen in die unmenschliche Herrlichkeit des Schaffens. Und der Alte? Er bemerkt sie kaum. Seit zehn Jahren lebt er in seinem Bild. In einem Delirium, das kaum mehr Pausen macht, fühlt er diesen gemalten Körper leben, fühlt die Luft ihn umspülen, fühlt diese Nacktheit atmen, schlafen, sich beseelen, dem Lebendig-Heraustreten sich nähern. Was könnte ihm eine lebende Frau, ein wirklicher Körper noch geben? Er sieht diesen wirklichen Frauenkörper, er sieht alle Formen und Farben, alle Schatten und Halbschatten und Harmonien der Welt überhaupt nur mehr als Negativ, in einem geheimen, nur ihm begreiflichen Bezug auf sein Werk. Die Welt ist ihm die Schale eines ausgegessenen Eies. Was von der Welt für seine Seele existiert, hat er in sein Bild hinübergetragen. Wie vergeblich, ihm eine Frucht, und wäre es die entzückendste, dieser Erde anzubieten, gegen welche sich die Tore seiner Seele für immer geschlossen haben. Welch ein groteskes und vergebliches Opfer. Da haben Sie den Künstler, wenn er jung ist, wenn er sich der Kunst gibt: Poussin — und wenn er reif ist, wenn er nahezu Pygmalion ist, wenn seine Statue, seine Göttin, das Gebilde seiner Hände, anfängt, ihm entgegenzuschreiten: Frenhofer. Und Gilette: sie ist das Erlebnis, sie ist die Fülle der Erlebnisse, sie ist die süße Fülle der Möglichkeiten des Lebens: und der eine, der junge, ist bereit, sie preiszugeben, der andere hat keine Augen mehr, sie zu beobachten.

Das Leben! Die Welt! Die Welt ist in seiner Arbeit,

und seine Arbeit ist sein Leben. Sprechen Sie einem Spieler, einem wirklichen, in dem Augenblick, wo poniert wird, von der Welt. Sprechen Sie einem Sammler davon, daß seine Frau in Krämpfen liegt, daß man seinen Sohn arretiert hat, daß man sein Haus anzündet, in dem Augenblick, wo seine Augen in der Butike eines Händlers ein Email des Nardon Penicaud aus Limoges entdecken, oder einen Wandschirm des Genre, das man Pompadour zu nennen anfängt, dessen Bronzen von Clodion modelliert sind. Er wird Sie ansehen mit dem Blick, mit dem Lear auf der Heide jeden ansieht, der ihn davon abbringen möchte, daß es undankbare Töchter sind, die Edgars Jammer und den Jammer jeder unglücklichen Kreatur veranlaßt haben. Jedes Auge findet manchmal diesen erhabenen Blick der Seele, die nicht begreifen will, daß es außer ihrer Angelegenheit etwas auf der Welt geben könne.

Hammer (bescheiden): Lear sagt dies im dritten Akt, an dieser Stelle darf er als wahnsinnig betrachtet werden.

Balzac: Das darf jeder Mensch, lieber Baron, und gerade in den schönen, in den erhabenen, in den wirklichen Momenten seines Lebens. Ebensosehr als Lear, meine ich natürlich, ebensosehr.

Hammer: Wie, Herr v. Balzac, Sie wollten Ihrem Genie so enge, so traurige Grenzen ziehen? Den Dunstkreis der pathologisch sich selbst verzehrenden Existenzen, das gräßlich blinde Umsichfressen einer Manie, dieses Finstere und Beschränkte wollen Sie sich zum Gegenstand Ihrer Darstellung wählen, anstatt ins bunte Men-

schenleben hineinzugreifen? Haben Sie nicht immer das Neue, immer das Interessante zu packen gewußt?

Balzac: Mein Schaffen, Baron, hat nie andere Gesetze gekannt als diese, die ich Ihnen hier entwickle. Aber ich habe, sie mir selber zu entwickeln, nie den Drang gespürt. Es scheint, das philosophische Deutschland steckt mich an. Allein ich fürchte, Baron, Sie mißverstehen mich durchaus, wenn Sie vermuten, daß ich irgendein Ding zwischen Himmel und Erde als außerhalb meines Stoffkreises liegend betrachte. Ich weiß nicht, was Sie „pathologisch" nennen: aber ich weiß, daß jede menschliche Existenz, die der Darstellung wert ist, sich selbst verzehrt und, um diesen Brand zu unterhalten, aus der ganzen Welt nichts als die ihrem Brennen dienlichen Elemente in sich saugt, wie die Kerze den Sauerstoff aus der Luft auffrißt. Ich weiß, wer das Wort „pathologisch" in bezug auf poetische Darstellung in die Mode gebracht hat: es ist Herr v. Goethe, ein sehr großes Genie, vielleicht das größte, das Ihre Nation hervorgebracht hat, ein Mann, dessen Kraft, Armeen von Begriffen und Erkenntnissen aus einem Gebiet des Denkens ins andere zu werfen, nicht minder erstaunlich ist als diejenige, mit welcher Napoleon Armeen von Soldaten über den Po oder die Weichsel warf. Nur daß die Begriffe, mit denen er die strahlenden Pfeile seines Geistes in die Welt schnellte, sich von schwächeren Armen ebensowenig spannen lassen als der Bogen des Odysseus. Aber ich akzeptiere Ihr Wort: „pathologisch", „maniakalisch" — alle lasse ich sie mir gefallen. Ja, die Welt, die ich aus meinem

Hirn hervorhole, ist bevölkert mit Wahnsinnigen. Alle sind sie so wahnsinnig, meine Geschöpfe, so verrannt in ihre fixen Ideen, so unfähig, das in der Welt zu sehen, was sie nicht mit dem Flackern ihres Blickes in die Welt hineinwerfen, so von Sinnen wie Lear, da er einen Strohwisch für Goneril nimmt. Aber so sind sie, weil sie Menschen sind. Es gibt für sie keine Erlebnisse darum, weil es überhaupt keine Erlebnisse gibt. Weil das Innere des Menschen ein sich selbst verzehrender Brand ist, ein Schmerzensbrand, ein Glasofen, in welchem die zähflüssige Masse des Lebens ihre Formen erhält, entzückend blumenhafte, wie die Stengelgläser der Insel Murano, oder heldenhafte, von metallischen Reflexen funkelnde, wie die Töpfereien von Deruta und Rhodus. Weil jede Generation bewußter als die vorhergegangene ist; weil eine eigene, mit jedem Atemzuge des Lebens sich vollziehende Chemie das Leben immer mehr und mehr zersetzen wird, so daß selbst die Enttäuschungen, der Verlust der Illusionen, dieses unvermeidliche Erlebnis, nicht in einem Block in den tiefen Brunnen der Seele hineinstürzen wird, sondern zu Staub zerrieben, in Atomen, mit jedem Atemzug: so sehr, daß man um 1890 oder 1900 überhaupt nicht mehr verstehen wird, was wir mit dem Wort „Erlebnis" haben sagen wollen.

Pathologisch! Fassen wir nur gefälligst die Begriffe weit genug, und es werden die Hölle und der Himmel hineingehen. Ich gedenke wenigstens auf sie beide nicht zu verzichten.

Es ist in allem, in allem der Keim zu einem Fetisch,

zu einem Gott, zu einem allumspannenden Gott. Lassen wir die Treue dem, der aus der Treue seinen Gott gemacht hat. Ich sehe auch den, der seinen Gott aus der Treulosigkeit gemacht hat. Man muß Beethoven neben Casanova oder Lauzun ins Auge zu fassen verstehen. Den, der keiner Frau bedurfte, neben dem, der alle Frauen brauchte. Alles ist ein Reich, und jeder ist der Napoleon in dem seinigen. Sie stoßen einander nicht, diese Reiche, es sind geistige Sphären: glücklich, der ihre Musik zu hören vermag.

Ja, es sind Dämonen, alle meine Geschöpfe, und ich habe das schwelende Feuer der Tollheit in ihre Köpfe gesetzt. Zugestanden, aber auch mir zugestanden, lieber Baron, daß Ihr deutscher Musaget, Ihr Olympier, daß dieser Greis von Weimar ein Dämon gewesen ist, und keiner von den mindest unheimlichen. Ich will ihn nicht an seinem „Werther" fassen: er hat dieses Fieber seiner Jugend verleugnet. Aber der ganze Mensch, aber der ganze Dichter, aber das ganze Wesen! Ich könnte meinen, ihn nicht gekannt zu haben: sein Auge muß unheimlicher gewesen sein, als das Klingsors, des Magiers, unheimlicher als das Merlins, von dem es heißt, er habe wie ein bodenloser Schacht in die Tiefen der Hölle geführt, unheimlicher als das der Medusa. Er konnte töten, dieser ungeheure Mensch, mit einem Blick, mit einem Hauch seines Mundes, mit einem Zucken seiner olympischen Schultern: er konnte das Herz eines Menschen zu Stein erstarren lassen, er konnte eine Seele töten und dann sich abwenden, als ob nichts geschehen wäre, und dann

hingehen zu seinen Pflanzen, zu seinen Steinen, zu seinen Farben, die er die Leiden und Taten des Lichtes nannte und mit denen er Gespräche führte, stark genug, um die Sterne des Himmels zum Wanken zu bringen. Es waren Zeiten, in welchen man ihn verbrannt hätte, und es waren noch andere Zeiten, in denen man ihn angebetet hätte. Er ließ es geschehen, daß sein Schicksal, das sein Wesen war, seinem Wesen, das sein Schicksal war, alle Opfer darbrachte, deren die Dämonen bedürfen. Was Napoleon seinen Stern nannte, das nannte er die Harmonie seiner Seele. Und dieses leuchtende Zauberschloß, das er aufbaute aus unvergänglichem Material, meinen Sie, es hatte keine Verliese, in denen Gefangene einem langsamen Tode entgegenwimmerten? Aber er geruhte, sie nicht zu hören, weil er groß war. Ja, wer hat denn Heinrich v. Kleists Seele getötet, wer denn? O, ich sehe ihn, den Greis von Weimar. Ich werde ihn erzählen, ganz werde ich ihn erzählen. Er ist größer und unheimlicher als das trojanische Pferd, aber ich werde die Tore meines Werkes einstoßen und ihn hineinführen. Neben Seraphitus-Seraphita wird er stehen, wie auf dem Friedhofe von Pisa der schiefe Turm und das Baptisterium nebeneinander dastehen und einander anschauen, schweigen gewaltig, den Jahrhunderten trotzend.

O ich sehe ihn, und welch ein schauderndes Entzücken, ihn zu sehen! Dort sehe ich ihn, wo er lebt, wo sein Leben ist: in den dreißig oder vierzig Bänden seiner Werke, die er hinterlassen hat, nicht in dem Gewäsch seiner Biographen. Denn es kommt darauf an, die Schicksale dort zu

sehen, wo sie in göttlicher Materie ausgeprägt sind. Ich kenne eine Frau, eine unberühmte Frau, die niemals berühmt sein wird: sie ist die Tochter eines geknechteten Landes; ein Dämon an Phantasie, ein Kind an Einfalt, ein Greis an Erfahrung: dem Hirn nach Mann, dem Herzen nach Weib; ihre Liebe, ihr Glaube, ihr Schmerz, ihre Hoffnung, ihre Träume sind wie Ketten, stark genug, eine Welt über dem bodenlosen Abgrund zu halten: und Leben, ihr Schicksal, ihre Seele ist zuweilen in ihrem Gesichte geschrieben, für den, der es zu sehen vermag: so steht Goethes Schicksal in seinen Werken.

Die Schicksale dort lesen, wo sie geschrieben sind: das ist alles. Die Kraft haben, sie alle zu sehen, wie sie sich selber verzehren, diese lebenden Fackeln. Sie alle auf einmal zu sehen, gebunden an die Bäume des ungeheuren Gartens, den ihr Brand allein beleuchtet: und auf der obersten Terrasse stehen, der einzige Zuschauer, und in den Saiten der Leier die Akkorde suchen, die Himmel, Hölle und diesen Anblick zusammenbinden.

In diesem Augenblicke fuhr am äußeren Gartentor ein Landauer vor, in welchem Frau v. Hanska, geborene Rzewuska, saß. Mit einer Bewegung wie Mirabeau warf sich Balzac herum, die Ankommende zwischen den Kastanien eintreten zu sehen; und es hätte niemand gewagt, ein Gespräch wieder aufnehmen zu wollen, welches eine so große Gebärde abgebrochen hatte.

Aus den: Unterhaltungen über literarische Gegenstände

Die neue Dichtung

Kurt Wolff Verlag / Leipzig

Inhalt

Seite

Der neue Roman 3
Eine Sammlung zeitgenössischer Erzähler

Neue Geschichtenbücher 20

Der jüngste Tag 27
Sammlung neuer Dichtungen

Die neue Lyrik 30

Neue Dramen 37

Die schwarzen Bücher 43
Mit originalgraphischen Illustrationen

Der neue Roman

Sammlung zeitgenössischer Erzähler

Jeder Band geh. M. 3.50, geb. M. 4.50

Die Bücherei „Der neue Roman", vor weniger als einem Jahre s Leben gerufen, ist heute in rund

400000 Bänden

berall verbreitet, wo deutsche Sprache gesprochen wird. Der rfolg des Unternehmens beweist, daß unser Programm, dem wir ei Erscheinen der ersten Bände Ausdruck gaben, richtig war: Uns einzusetzen für neue Dichter, nicht bei einem kleinen Literaten- reis, sondern bei der großen Zahl derer, die der faden und flachen lltagsliteratur müde geworden sind, für Dichtungen zu wirken, die ns den starken Atem unserer Zeit spüren lassen, Dichtern Gehör zu erschaffen, die Hirn und Herz haben für die Not der Gegenwart. — Nicht eingeengt durch Vorurteile literarischer, politischer, nationaler Art, will der Verlag diese Sammlung nur ausbauen unter Prüfung der Frage, ob ein Buch gut ist und ob es uns Menschen von heute angeht." Heute bedeuten die „gelben Romane" das Programm einer neuen edeutsamen Bewegung, die sich unter Wahrung aller individuellen Willensrichtungen und Ziele bewußt von der naturalistischen Lite- atur-Epoche ablöst: neuen romantischen, tiefen, geistigen Zielen zu.

In der Sammlung „Der neue Roman" sind bis je
20 Bände erschienen:

Max Brod, Tycho Brahes Weg zu Gott. 26. bis 35. Tausend
Max Brod, Weiberwirtschaft. 3. bis 12. Tausend
Max Brod, Jüdinnen. 3. bis 12. Tausend
Ossip Dymow, Der Knabe Blaß. 2. bis 11. Tausend
Kasimir Edschmid, Die sechs Mündungen. 6. bis 10. Tausend
Herbert Eulenberg, Katinka die Fliege. 6. bis 8. Tausend
Gustave Flaubert, November. 11. bis 15. Tausend
Anatole France, Komödiantengeschichte. Deutsch von Heinri
Mann. 2. bis 11. Tausend
Carl Hauptmann, Einhart der Lächler. 11. bis 15. Tausend
Heinrich Mann, Die Göttinnen oder die Romane der Herzogi
von Assy: Diana. 20. bis 25. Tausend
Minerva. 20. bis 25. Tausend
Venus. 20. bis 25. Tausend
Heinrich Mann, Im Schlaraffenland. 41. bis 50. Tausend
Heinrich Mann, Die Jagd nach Liebe. 16. bis 25. Tausend
Heinrich Mann, Zwischen den Rassen. 15. bis 24. Tausend
Heinrich Mann, Professor Unrat. 10. bis 16. Tausend
Heinrich Mann, Die kleine Stadt. 7. bis 20. Tausend
Gustav Meyrink, Das grüne Gesicht. 41. bis 60. Tausend
Gustav Meyrink, Der Golem. 101. bis 110. Tausend
Arnold Zweig, Die Novellen um Claudia. 6. bis 9. Tausend

Jeder Band geheftet Mark 3.50, gebunden Mark 4.5

Kurt Wolff Verlag / Leipzig

Max Brod

Jüdinnen

3. bis 12. Tausend

Brods psychologische Charakterisierungsgabe ist hervorragend. Klarheit der Diktion, realistische Schärfe und Treffsicherheit im Erfassen des Milieus, der Personen und der einzelnen Etappen der Handlung gestalten die Lektüre dieses Buches außerordentlich genußreich. Daß er auch ein Dichter ist, dessen Entwicklung uns bedeutsame Antworten auf viele Fragen bringen wird, das beweist der Schluß seines Buches.

Tycho Brahes Weg zu Gott

26. bis 30. Tausend

Das Literarische Echo: Männer, die sich sonst schaudernd von der „schönen Literatur" abwandten, werden dieses Buch lieben. — Es ist tief und schwer und reich. Eine untergegangene Welt erschließt sich und wird unmittelbare Gegenwart. Es ist das Ideal des „historischen Romans". Max Brod tritt mit diesem Buch in der Hand in den hohen Bezirk der Meister.

Weiberwirtschaft

3. bis 12. Tausend

Inhalt: Weiberwirtschaft · Der Bürger u. die Frauen · Aus einer Nähschule

Neue Hamburger Zeitung: Als feinsinniger Darsteller der Frauenpsyche verdient Max Brod seit langem schon Beachtung. Das verworrene, chaotische, triebhafte Gefühlsleben durchaus nicht reflektierender, sondern naiv darauflos lebender Frauenwesen ist hier mit einer faszinierenden Kunst glaubhaft gemacht worden.

Selbstwehr: Dieses Buch ist der Höhepunkt Brodschen Schaffens.

Ossip Dymow
Der Knabe Wlaß

2. bis 11. Tausend

Mitleidslos leuchtet hier der Russe Dymow in das von Geheimnissen zerwühlte, traurige Schicksal einer Familie hinein; er deckt ihre verheimlichten Wundheiten auf und lauscht den verwirrten Lauten nach, die der Alpdruck von den Lippen löst. In dieses Elend mitten hineingestellt ist der Knabe Wlaß, die fremdartigste und uns doch zugleich am nächsten stehende Gestalt, ein zum Künstler Berufener, ein Verschlossener, ein einsam Träumender. Sein Gefühlsleben entwickelt sich mit jener eigensinnigen unentwegten Folgesicherheit, die bei so vielen Künstlernaturen zur Tragik und zur Auflösung geführt hat. Prahlerisches Großtun und schamvoll verhüllte Feigheit, unbestimmte Sehnsucht, höhnische Menschenverachtung, Qualen der Einsamkeit, Unverstandensein, Liebeswünsche, Erwachen der Sinne, Freundschaftsbedürfnis, verletzte Eitelkeit, Eifersucht – die ganze Skala keimender Menschenfreude und Menschenleides ist hier von sicherer, aber schonungsloser Hand aufgedeckt. Durchaus neu in einem aus dem Lande Gogols und Dostojewskis kommenden Werke ist der romantische Optimismus, der nichtsdestoweniger in allen Äußerungen des Knaben zum Ausdruck gelangt. – Das Buch ist in impressionistischem Stil geschrieben, der das Momentane, Unberechenbare, Abrupte der Vorgänge in der menschlichen Seele zu fassen sucht, der überrascht und überrumpelt, und dessen schlichte und ernste Sachlichkeit dabei das Bewunderungswürdigste bleibt, weil sie aus der tiefen Menschlichkeit des Dichters hervorgeht.

Kasimir Edschmid

Die sechs Mündungen

6. bis 10. Tausend

Wilhelm Herzog im ‚Forum': „Einer unserer Zukunftsreichsten."

Weserzeitung: „Dieses Buch ist neu, neuartig und ein Schritt, ein ganzer Weg nach vorn. Vielleicht wird jener Kommende, der die Geschichte unserer literarischen Entwicklung schreibt, ‚Die sechs Mündungen' die Einfallstore in die neue Kunst nennen."

Frankfurter Zeitung: „Als eine neue Erscheinung in der zeitgenössischen Dichtung, als ein Dichter von Gewicht, der gleich mit seinem Erstlingsbuch neben die ersten Dichter seiner Zeit tritt, stellt sich der Darmstädter Kasimir Edschmid mit einem Novellenbande ‚Die sechs Mündungen' vor."

Neue Würzburger Zeitung: „Ein neuer Dichter mit ganz eigener dichterischer Prägung, ganz anders als die alten Gesichter, wie sie uns immer wieder begegnen. Er selbst eine starke Persönlichkeit mit selbständigem Erleben und einer hinreißenden Gestaltungskraft. Sein epischer Bericht ist knapp und scharf umrissen und leuchtet von Anschauung und Bewegung. Der Autor verschwindet dahinter, um so stärker packt das Werk."

Literarisches Echo: „Die Darstellung erreicht eine Unmittelbarkeit von solcher Lebenswärme und mitreißender Gegenständlichkeit, daß man das Echte dieses Dichtertemperaments unzweifelhaft fühlen muß. — Dies Buch ist ein Ausgang, kein Zweifel, und der Name des Autors ist wohl zu merken."

Geheftet 3½ Mark **Der neue Roman** Gebunden 4½ Mark

Herbert Eulenberg

Katinka die Fliege

Ein zeitgenössischer Roman

6. bis 8. Tausend

Börsen-Courier: „Wir müssen uns wie die Marktschreier auf unseren Platz stellen und das Maul recht weit aufreißen: ‚He, ihr Leute! Hier ist eine entzückende Ware herausgekommen, eine Ware, die euch alle bösen Grillen vertreibt und alle Melancholika verjagt. Hier lernt ihr Geduld und Naturgeschichte, Philosophie und Lachen, romantisches Fühlen und moderne Ironie. Hier seht ihr, daß einer euerer besten Dichter sich einen Pfifferling daraus macht, wenn ihr ihm die lautesten Theaterskandale bereitet, daß er noch Laune und Humor genug übrigbehalten hat, um diese ‚Katinka' schreiben zu können. Habt ihr Sehnsucht nach Romantik, ihr Leute? In diesem Buche ist sie. Wollt ihr Aphoristisches? Es wird euch reichlich zuteil. Verdrehtes ist drin! Wollt ihr die Welt kopfstehen sehen? Schaut in dies Buch! Wenn ihr aber nicht den Zauberschlüssel findet, ohne den man das Buch nie in das Herz einschließen kann, so werdet ihr freilich Gähnkrämpfe bekommen, aber wenn ihr berufen seid, es zu lesen, so geht ihr durch das Buch wie durch einen lustigen Irrgarten, der voller konkaver und konvexer Spiegel hängt! Und wenn ihr euch noch so verzerrt seht und noch so verzogen — ihr seht immer euch selbst.'"

Gustave Flaubert

November

Ein Roman

11. bis 15. Tausend

Mit Lithographien von Ottomar Starke

Flaubert und Dostojewski sind die Väter und bis heute noch unübertroffenen Meister des neuen Romans. Ihre Werke sind in ihrer Art von Ewigkeitswert wie die Molières und Shakespeares. Ein glücklicher Zufall ermöglicht es, in der Sammlung „Der neue Roman" dem deutschen Leser erstmalig in Buchform Flauberts Jugendroman „November" zu bieten, der auch im Original erst kurz vor dem Kriege veröffentlicht wurde. Es handelt sich um ein Meisterwerk, dessen erstaunliche Kraft und wunderbare Naturschilderung schon die Goncourts und Baudelaire, die das Manuskript kannten, gerühmt haben. Der Grund der posthumen Veröffentlichung ist wohl nur in Flauberts Zurückhaltung in allem, was Selbsterlebtes anging, zu suchen: denn „November" ist ein Bekenntnisbuch. Es erzählt die schwere Jugend, das schmerzliche seelische und erotische Erleben eines jungen Menschen. Die erschütternden Nöte eines Heranwachsenden und Herangewachsenen, der nicht Spannkraft und Brutalität genug mit auf die Welt bekam, um die harten Realitäten des Lebens zu überwinden und zu ertragen, die schönere Existenz, die sich dem Gequälten in dem Erträumen einer farbigen, unbeschwerten Phantasiewelt schenkt, haben hier ergreifende Gestalt angenommen.

Geheftet 3½ Mark **Der neue Roman** Gebunden 4½ Mark

Anatole France

Komödiantengeschichte

Deutsch von Heinrich Mann

Mit einem Vorwort von Georg Brandes

2. bis 11. Tausend

Anatole France gilt heute nicht nur für den feinsten Psychologen des modernen Frankreich, sondern auch für den besten lebenden Stilisten, der das Gewagteste sagen kann, ohne zu verletzen. Seine „Komödiantengeschichte" führt uns mitten unter die Schauspieler des Pariser Odéon. Wir sehen, wie hier alles nebeneinander liegt: Gemeinheit, Begeisterung, tiefstes Gefühl und profunde Weisheit, und wie sich aus diesen Elementen jene eigenartige Atmosphäre ergibt, die uns das Theatervolk so anziehend und reizvoll erscheinen läßt. — Die Geschichte der kleinen Schauspielerin Felicie Nanteuil ist einfach, unkompliziert: Sie bricht das Verhältnis mit dem Schauspieler Chevalier, weil sie sich in Herrn von Ligny verliebt hat. Der Verschmähte tötet sich und macht es Felicie dadurch künftig unmöglich, dem neuen Liebhaber anzugehören, denn stets und ständig taucht das Gespenst des Toten auf und nimmt ihre Sinne gefangen. Meisterhaft schildert France die Seelenzustände des jungen Mädchens, diese Visionen und Qualen. Alle Beruhigungen des Doktors Trublet erweisen sich als zu schwach. Und doch — gerade auf die Ausführungen dieses alten Theaterarztes kommt es France vor allem an. Durch ihn läßt er aussprechen, was er selbst gern mitteilen möchte. So begegnen wir hier nicht nur einem Roman von unnachahmlicher Grazie und Feinheit der Darstellung, sondern auch einer so funkelnden, oftmals beißenden Ironie der Dialoge, daß dies seltsame Buch unzweifelhaft einen starken Nachhall auslösen muß.

Carl Hauptmann

Einhart der Lächler

Ein Roman

Neue Ausgabe in einem Bande

11. bis 15. Tausend

Die Leipziger Zeitung über Carl Hauptmann: „Manchem wird es jetzt wie eine Offenbarung aufgegangen sein, daß wir hier vor einem wirklich großen Dichter stehen. Vielleicht vor dem Dichter unserer Zeit."

Der Kunstwart über „Einhart der Lächler": „Carl Hauptmann hat für das Primitive die Technik des Impressionisten. Am vollendetsten in dem unerhört reichen Künstlerroman ‚Einhart der Lächler'. Wer schreibt das heute neben ihm?"

Dresdner Neueste Nachrichten: „In seinem ‚Einhart der Lächler', einem Bekenntnisbuche von ergreifender Reinheit der Empfindung, stieg Carl Hauptmann wieder ganz zu dieser einen kleinen Erde nieder und gab damit das Größte, was er geben konnte. Dieser Roman gehört zu den seltenen Büchern. Es ist ein fortreißender Glaube an das Leben in diesem Träumer und Lächler, der ihn mit sicherer Hand durch alle Stürme und Zweifel gesättigt und reich zu sich selbst führt. Die liebe Gestalt des Bruders Gerhart mag dem Dichter vor der Seele gestanden haben. So wurde der Roman ein Buch voll Liebe und stiller Heiterkeit: Carl Hauptmanns eigenstes Buch."

Durch diese zeitgemäße einbändige, dabei aber doch ungekürzte Ausgabe wird Carl Hauptmanns reifstes Werk nunmehr überall zugängig gemacht, wo der dreimal höhere frühere Preis der Anschaffung bisher hinderlich war.

Heinrich Mann
Im Schlaraffenland
Ein Roman unter feinen Leuten

20. bis 50. Tausend

Der Tag: „‚Im Schlaraffenland' ist ungefähr die frechste Satire, die sich seit etlichen Jahren ans Tageslicht gewagt hat, daß sie sich gegen die Riesenkreise richtet, die dem Witzbold so lange Tabu waren, macht sie noch frecher. Die in Grund und Boden verderbte Gesellschaft, die sich auf den Wellen der Hausse und Baisse wiegt: diese Großspekulanten, die heimlichen Kaiser unserer Tage, mit ihren Mätressen und Schmarotzern, diese Dunstschicht von geilem Streber- und Zuhältertum, — alles das ist mit scheinbarer Objektivität dargestellt und doch mit einem Witz karikiert, der dadurch wahrlich nicht minder schlagend wirkt, daß ihm Aufdringlichkeit und Absichtlichkeit fast völlig fehlen."

Heinrich Mann / Professor Unrat
oder: Das Ende eines Tyrannen

10. bis 16. Tausend

Frankfurter Zeitung: „‚Professor Unrat' von Heinrich Mann ist der typische moderne Schulmeisterroman und mit gutem Grund satirisch, tragikomisch eingestellt, und zwar als künstlerische Leistung entschieden bis jetzt der beste seiner Art!"

Berliner Morgenpost: „Der Roman ist ein in humoristische Formen gekleidetes Zeit- und Kulturgemälde großzügigster Art. Die Figur des Titelhelden, eine Gestalt, würdig des Pinsels eines Hogarth, ist eine Charakterstudie, die Heinrich Mann das Zeugnis eines Menschenschilderers ersten Ranges verleiht.

Heinrich Mann

Diana

Ein Roman

18. bis 27. Tausend

Minerva

Ein Roman

18. bis 27. Tausend

Venus

Ein Roman

18. bis 27. Tausend

e drei Romane zusammen bilden Heinrich Manns große
»mantrilogie: „Die Göttinnen oder die drei Romane der
rzogin von Assy"; jeder Band ist ein in sich völlig ab-
geschlossenes Buch.

Heinrich Mann

Das Literarische Echo: „Heinrich Manns Romantrilogie ist e Dichtung von unerhörter Gewalt, die aus unserer epischen Litera einsam emporragt; es ist eine Kunst ohne Vorfahren . . . d Meisterwerk eines ganz Großen."

Felix Salten in der ‚Zeit': „Es ist schon lange kein Buch schrieben worden, das der Herzogin von Assy gliche. In Deutsch land vielleicht überhaupt noch keines .... Von Anfang an re einen dieses Buch im Taumel mit sich fort. Es steigt einem Kopf. Man genießt es, vertrauensvoll, wie edlen, alten We der die Lippen kühlt und süßer Düfte voll ist, der aber, kaum trunken, heiß ins Blut schießt und es wild durch die Adern ja Man ist bezaubert und berauscht."

Dresdner Volkszeitung: „Heinrich Mann steht unter den ze genössischen Epikern an einer der ersten Stellen. An künstlerisch Formkraft übertrifft ihn keiner; an Geistigkeit wird er nur v wenigen erreicht."

Bohemia: „Heinrich Manns Stellung als die eines unserer erst Epiker ist festgelegt und bedarf keiner Würdigung mehr. Jed seiner Romane ist nicht nur ein Kunstwerk hohen Ranges, sonde verbindet mit dieser Wertung auch alle Eigenschaften eines du Inhalt, Form und Technik spannenden Buches."

Hermann Bahr im ‚Neuen Wiener Tagblatt': „. . . ein wu derbares Buch, so reich, so fein, so klug . . . Diese Gestalten steh unleugbar da, in jedem Worte, in jedem Zuge. Ihr Autor weiß ihnen jeden Zoll zu verteidigen und zu beweisen. Er könnte nich ändern, wenn er selbst wollte. Und das ist doch vielleicht das Höch was einer seinem Talent abzuringen vermag."

Heinrich Mann
Die Jagd nach Liebe
Roman
16. bis 25. Tausend

Die Propyläen, München: „Wer das Münchner Quartier Latin und seine Typen kennt, der wird an dem Münchner Roman seine helle Freude haben. Das ganze Münchner Maler- und Literatenvölkchen und alles, was drum und dran hängt, ist da mit einer Treue und eingehenden Liebe gezeichnet, daß man so und so oft auf den Kopf zusagen möchte: das ist der und das ist jener. Auf diesem Hintergrunde spielt sich eine Herzensgeschichte ab."

Heinrich Mann
Zwischen den Rassen
Roman
10. bis 25. Tausend

Königsberger Allgemeine Zeitung: „Ein Bildwerk und Bauwerk, hochragend aus Tiefen und über Höhen emporweisend, hat Heinrich Mann in seinem Roman ‚Zwischen den Rassen' geschaffen."

Neue Hamburger Zeitung: „Man darf sagen, daß Mann mit diesem Werke eine Höhe virtuoser Technik und eine Energie im Ergreifen des Gegenstandes erreicht hat, wie sie in Deutschland gegenwärtig wohl unerreicht dasteht."

Geheftet 3½ Mark **Der neue Roman** Gebunden 4½ Mark

Heinrich Mann
Die kleine Stadt

Roman

7. bis 20. Tausend

Wenn in eine italienische Landstadt, die sich langweilt, eine Operntruppe einzieht, wenn nun alle Herzen aufwallen, Liebe, Ehrgeiz, Klassenhaß und Verehrung der Größe, alles sich auf einmal über den Platz und die Gassen ergießt, wenn die aus Musik geborenen Leidenschaften bis zum Bürgerkrieg fortwirken, bis zu Katastrophen der Führer und des Volkes und weiter zur Versöhnung, zu einem großen Freudenfest: mit stürmischem Impressionismus auf die Beine gestellt und durcheinander gewirbelt, vermöchte alles dies, dieses Brausen der Massenpsyche in einem engen Gefäß, den Zuschauer wohl zu fesseln, auch wenn es weiter nichts bedeutete. Die Kenner der „Herzogin von Assy" und des „Professor Unrat" werden dennoch in einem Roman von Heinrich Mann nach geistigen Absichten suchen. Sie werden bemerken, daß den Bewohnern dieser Stadt von der Eitelkeit bis zur Ränkesucht keine der Schwächen fehlt, die man menschlich nennt, und daß gleichwohl etwas von jener Milde, jener Hilfsbereitschaft, jener Brüderlichkeit aus ihnen herausdrängt, die auch wieder Menschlichkeit heißen. Diese kleine Stadt steht für eine große, sie steht für eine durch Liebe geadelte Menschheit. Unrecht erhält hier, wer sich besser glaubt als die Gesamtheit, sich ihr allein und stolz gegenüber sieht. Das Talent, der Geist selbst geben hier kein Recht auf einsame Größe, sie verpflichten zu dienen. Das Genie gehört dem Volk, es kommt aus ihm, es ist eins mit seiner Wärme, seiner Liebe. Was hier klingt, ist das Hohelied der Demokratie. Dieser Roman, so weitab er zu spielen scheint, ist im höchsten Sinne aktuell.

Geheftet 3½ Mark **Der neue Roman** Gebunden 4½ Mark

Gustav Meyrink

Der Golem

Ein Roman

101. bis 110. Tausend

Der März: „Zu sagen, daß Gustav Meyrinks Roman ‚Der Golem' ein gutes Buch ist, sagt gar nichts. Ja, es ist ein gutes Buch und gleichzeitig jene aufreizende und nicht loslassende ‚Lektüre', die dazu angetan ist, in die Masse zu dringen. Schon das ist ein seltener Zusammenklang. Aber der Klang kommt aus der Tiefe, nicht aus dem Tag. Wo ihn fassen? Der Dichtergeist Meyrinks hat selber etwas von der Gewalt eines legendären Golem, der alle dreiunddreißig Jahre im alten Prag auftauchen soll und dessen seelische Macht körperlich wirkt, aber unsichtbar bleibt."

Die Schaubühne: „Ein Roman, der glänzend geschrieben, in jeder Darstellung von ausgezeichneter Kraft und Phantastik getragen ist, der als beste und spirituelle Unterhaltung anspruchsvollern Geschmackes gelten kann, und der, nach all der herzklopfenden Spannung der Lektüre, nicht Verdruß, sondern nachdenkliches Träumen zurückläßt."

Amandus M. F. Martens im ‚Weltmarkt': „Ist man mit der Lektüre zu Ende, so faßt man sich wohl selbst an den Kopf und sinnt, ob man nicht auch träume. — Mir war der Golem in Umrissen bekannt, als ich an die Lektüre dieses Buches ging, und ich wollte mich nicht fangen lassen. Ganz tapfer kämpfte ich gegen die heimlichen Schauer an, aber als das Gespenst an mich herantrat, da war es um mich geschehen, und ich mußte mich schnell in die Gemeinschaft von Menschen begeben, um nicht am hellen Tage dem Spuk zu verfallen. — Dieses seltsam-mystische Buch ist ein großes, reifes Kunstwerk."

Geheftet 3½ Mark **Der neue Roman** Gebunden 4½ Mark

Gustav Meyrink
Das grüne Gesicht

Roman

41. bis 60. Tausend

Bohemia, Prag: Vom „Golem" zum „Grünen Gesicht" gehen deutliche Fäden. Fast scheint es, als ob der Dichter Vieles und Ergänzendes, das im „Golem" keinen Platz fand und das nach Gestaltung schrie, hier in neuem Rahmen aussprechen wollte. Wohl ist auch „Das grüne Gesicht" reich an äußerem Geschehen, wie der „Golem" Spiegelbild einer Zeit und einer Stadt, ja überreich an Schicksalen und Menschen, aber mehr als je ist in diesem Buche Meyrinks das Tiefste, Geheimnisvollste, das Mystische und Metaphysische in den Mittelpunkt gestellt. Keinem Menschen wird deshalb dieses Buch gleichgültig sein dürfen.

Münchener Neueste Nachrichten: Wer echte Weisheit auch in der Dichtung sucht, uralte Weisheit des Orients, umgeschmolzen für uns Europäer des 20. Jahrhunderts, Weisheit in künstlerische Form gegossen, vorgetragen ohne Pathos, ohne trockene Schulfuchserei und Gelehrtendünkel, sondern bei all ihrem unerbittlichen Ernst nicht ohne Geist und Laune, der wird Gustav Meyrinks Werk von der Erweckung des Menschen neben dem „Golem" in seiner Büchersammlung respektvoll dort aufbewahren, wo die Reihe der alten Mystiker endet und die einer neudeutschen Gedankenepik, phantasiereich und glaubenswillig, vielverheißend beginnt.

Pester Lloyd: Manchmal ist es einem, als ob hundert Türen aufsprängen, und ein Meer von Licht strömte hervor und erfüllte die Seele. Durch dieses Buch geht es wie ein Flügelschlagen einer künftigen Zeit.

Geheftet 3½ Mark **Der neue Roman** Gebunden 4½ Mark

Arnold Zweig

Die Novellen um Claudia

Ein Roman

6. bis 9. Tausend

Das Hauptwerk des mit dem Kleistpreis ausgezeichneten Dichters!

Hamburger Korrespondent: „... ein reifes, ausgeglichenes Buch. Die Sprache ist vornehm, patrizierhaft, genau so die Menschen, genau so die Vorgänge. Man muß das alles bewundern. Das stärkste Stück dieses Romans aus Novellen ist ‚Die keusche Nacht', die mit einer herrlichen Überlegenheit geschrieben ist."

Badische Neueste Nachrichten: „Es sind Erlebnisse rein seelischer Art, durch die Walter und Claudia hindurchschreiten müssen, um sich innerlich und äußerlich ganz zu finden, aber eben Erlebnisse, wie sie Menschen von feinster Seelenkultur beschieden sind."

Breslauer Morgenpost: „Das Buch eines ehrlichen jungen Dichters, der auf der Sprache spielt wie auf einem edlen Instrument, der die große heiße Liebe und den Glauben noch hat, die frühreife Kindlichkeit des wahren Dichters! In sieben, innerlich zu einem Romanganzen verbundenen, novellenartigen Einzelstücken wird das Verhältnis zweier geistig wie gesellschaftlich hochstehender, sensibler und moderner Menschen zueinander vor und in der Ehe mit filigranhafter Seelenmalerei abseits von sonst betretenen Gedankenpfaden in eigentümlich gesättigter Sprachkunst geschildert."

Neue Geschichtenbücher

Die „neuen Geschichtenbücher", unter gleichem Gesichtspunkt ausgewählt wie die Sammlung zeitgenössischer Erzähler „Der neue Roman", unterscheiden sich von dieser in der literarischen Qualität ebensowenig wie in der Ausstattung. Der ein wenig geringere Textumfang der einzelnen Bände ermöglichte es dem Verlag jedoch, den Preis der Bücher erheblich niedriger anzusetzen.

Jeder Band geh. M. 2.50, geb. M. 3.50

Kasimir Edschmid, Timur. Drei Novellen. 1. bis 3. Tausend

Herbert Eulenberg, Sonderbare Geschichten. 4. bis 6. Tausend

Hermann Kesser, Die Stunde des Martin Jochner. Roman. 1. bis 3. Tausend

Gustav Meyrink, Fledermäuse. Sieben Geschichten. 21. bis 30. Tausend

Hermann Harry Schmitz, Der Säugling und andere Tragikomödien. Vierte Auflage.

Hermann Harry Schmitz, Das Buch der Katastrophen

Ernst Sylvester, Peter van Pier, der Prophet. 2. Auflage

Neue Bände neuer Dichter
in Vorbereitung

Kasimir Edschmid

Timur

Drei Novellen

1. bis 3. Tausend

Neue Zürcher Zeitung: Die Lektüre des „Timur" ist gewissermaßen der Übertritt aus einem lauen Klima in die Glut der Tropen. Mit Grauen und Ergriffenheit zugleich bohrt sich unser Auge in dieses Leben der Wonnen und Qualen, der Verklärung und der Gemeinheit. Nach diesem Leben zielt der Dichter nicht mit Steinen, sondern mit einer Sprache von betörend schöner Jugendpracht. Diese Kunst in ihrer hinstürmenden epischen Gebärde hat etwas Sieghaftes, weil sie Flügel hat wie Nike von Samothrake.

Berliner Börsenzeitung: Die Kunst Kasimir Edschmids ist traditionell, selbstbewußt und ohne Furcht. Nie gesehene Überraschungen, flammende Sätze und plastische Worte, gefühlsanpeitschende Stimmungen, Schlachten, Menschen, vom Schicksal belastet, blutdürstig und grausam — und doch vom Guten bestrahlt, begegnen uns. In unheimlicher Kraft sind Wahnsinn, sinnliche Bewegtheit und Symbole zusammengerafft zu mannigfachen Lösungen. Aber dies verleiht den Erzählungen nicht allein die spezifische Note: Was die drei Novellen unlösbar miteinander verknüpft und ihnen den gemeinsamen Wert gibt, das ist das Gottnahe, das Gottbesinnen, von dem mit bezwingender Inbrunst gesprochen wird. Ganz Deutschland, alle Gaue deutscher Junge sollten das Buch lesen, immer wieder lesen, um einzudringen in das Geheimnis, in das Wertvolle, das sich in den Geschichten findet, gleichsam versteckt hinter Wucht und Grauen.

Schlesische Zeitung, Breslau: Daß Kasimir Edschmid eines der stärksten dichterischen Talente im heutigen Deutschland ist, läßt sich nicht leugnen und wird durch dieses neue Werk wieder laut bestätigt.

Geheftet 2½ Mark — **Neue Geschichtenbücher** — Gebunden 3½ Mark

Herbert Eulenberg
Sonderbare Geschichten

Heidelberger Anzeiger: Diese Geschichten sind abseits vom breiten Strom geschrieben. Von einem Dichter, in dem das Leben vergoren ist, und der mit lächelnd-verstehenden Augen dem Lauf der Geschehnisse zuschaut. Aus den Schlacken der Wirklichkeit lösen sich ihm die Erlebnisse als Erinnerungen, von einem gütigen, duftigen Schleier behängt. „Sonderbare Geschichten" heißen diese Erzählungen, die von den Seltsamkeiten des Alltäglichsten berichten, und die das Absonderliche aus dem Werkelkram des Seins herausheben. Das Sonderbare liegt darin, daß der Dichter Menschen zeigt, wie sie sind, während wir sie nur sehen, wie sie sich geben. Das ist das Unterscheidende. Und so folgen wir dem Dichter willig und mit verhaltenem Atem, wenn er uns hinter die Tapete der Geschehnisse führt, wenn er uns hineinlauschen läßt in die verborgenen Kammern, wo sich die Mosaiksplitter des Daseins zum Ganzen reihen. Manchmal fühlt man sich unwillkürlich an die tiefe Durchgestaltung Flaubertscher Menschen erinnert.

Karlsruher Zeitung: Eulenberg ist, rein dichterisch betrachtet, wohl das tiefgründigste, eigenartigste und entschiedenste Talent, das wir in Deutschland besitzen, einer der nicht allzu vielen, die es uns auch heute zum Bewußtsein werden lassen, daß wir im Lande Goethes, Kleists und Hebbels leben.

Leipziger Tageblatt: Alle diese Studien muten wie flotte, mühelose Skizzen an und sind doch so überaus bedeutsam und inhaltreich. Man wird über dieser Lektüre vollends inne, daß Eulenberg ein wahrer Dichter ist, der auch die andere uns Alltagmenschen unbekannte Seite des Lebens sieht, und man weiß nicht, ob man seine Kunst zu schildern und zu charakterisieren, oder seinen Mut, die Schleier von den Idolen wegzureißen, mehr bewundern soll.

Hermann Kesser
Die Stunde des Martin Jochner

Roman

1. bis 3. Tausend

Leipziger Tageblatt: Kesser tut hier einen Sprung in die Gegenwart, versucht in die treibende, pulsende, jagende Seele unserer Zeit hineinzugehören. Daß er Martin Jochner journalistischen Politiker sein ließ, ermöglichte ihm einen gesteigerten Typus zu schaffen, noch zu weiterer Spannung hinaufgetrieben, insofern er die Vorgänge in die lastende Zeit um Beginn des Krieges verlegt. Mit Freude und innerster Teilnahme ist in Jochner ein Typ vielfältiger, geistiger Beweglichkeit geschaffen, jeder Nerv durchbebt von fieberndem Erlebnis des Tages.

Kölnische Zeitung: Die Weltstadtkultur der Überreizung wird durch einen Darstellungsstil gekennzeichnet, dessen stürmisch jagender Rhythmus mit blitzartigem Aufleuchten der Erscheinungen den Vergleich mit der Kraftwagenbewegung unmittelbar nahelegt. Nicht um Skizzenhaftes handelt es sich dabei, sondern um rasches Erfassen, knappe Kennzeichnung einer Situation, zum Teil durch grelle, schreiende Ausdrucksform ... Kesser aber gibt in dieser Stilart ein sorgfältig ziseliertes Kunstwerk von teilweise blendender Wirkung. Meisterhaft bringt er das gewollte Bild auf seine einfachste Form und verleiht mit jenem blitzartigen Striche der Zeichnung die deutlichste Charakteristik.

Zürcher Post: Ein Werk, das wie wenige Bücher des Tages die Entwicklung unserer jüngsten Gegenwart künstlerisch umschließt und dem ernsthafte Beachtung zukommen muß; denn es ist viel mehr, als ein Roman im üblichen Sinne dieses weitmaschigen Wortes.

Bremer Weser-Zeitung: Ich kenne keinen Dichter, dem es in gleichem Maße gelungen wäre, die aus einer gegebenen Situation emporwachsenden seelischen Strömungen zu einer solchen überwältigenden Macht anschwellen zu lassen wie Kesser.

Geheftet 2 1/2 Mark **Neue Geschichtenbücher** Gebunden 3 1/2 Mark

Gustav Meyrink

Fledermäuse

Sieben Geschichten

21. bis 30. Tausend

Leipziger Tageblatt: Meyrink findet das Seltsame in dem Gewöhnlichen, oder er schafft den fremden Zauber dunkler Geschehnisse zu einem Erleben um, das wir greifen zu können glauben. Er schwelgt in den leidenschaftlichen Freuden geheimnisschweren Grauens; es ist das Geisternde, Gespenstische gebannt wie nur bei E. Th. A. Hoffmann. Wir spüren das Atmen des Verhüllten in Menschen und Dingen. Seine Psychologie bohrt sich ein und belichtet wie mit einem grellen, phosphoreszierenden Strahl.

Berner Intelligenzblatt: Fesselnd und spannend, dabei in einer Art geschildert, die auch den strengsten Kunstanforderungen gerecht wird, ziehen in diesem doch neu gearteten Buch grelle Bilder vorüber, so eindruckstief, daß sie keiner je wieder vergessen kann.

Neue Zürcher Zeitung: Es geschieht hier noch viel Merkwürdigeres als etwa im „Goldenen Topf" E. Th. A. Hoffmanns. Menschen verlieren nicht nur ihr Spiegelbild wie Anselmus, sondern es kommt vor, daß hier z. B. ein Magister Wirtzhig sich jahrelang mit seinem eigenen Kammerdiener verwechselt, daß Menschen wie Scheintote oder Automaten einem neuen Leben ihres „Ich" zuschauen, oder daß einer in der Stadt als sein eigener „Enkel" gilt.

Der Bund: Die sieben Geschichten „Fledermäuse" sind eine Kraftleistung menschlicher Phantasie.

Heidelberger Zeitung: Ein Buch, das tiefste Erschütterungen birgt und den Glauben an Meyrink rechtfertigt.

Geheftet 2½ Mark **Neue Geschichtenbücher** Gebunden 3½ Mark

Hermann Harry Schmitz

Der Säugling

und andere Tragikomödien

Berliner Börsen-Kurier: Die etlichen zwanzig Geschichten, die Schmitz hier darbietet, sind vom Standpunkte des Zwerchfells aus entschieden großartig; man lacht sich krank und wieder gesund, unsere Phantasie schlägt die tollsten Purzelbäume, und man schreit zuweilen auf vor Lachen. Ich habe das Buch von Schmitz in einer entsetzlichen Stimmung zu lesen begonnen. Aber bald war nicht nur mein Kopf bei dem Buche, sondern auch mein Herz. Mir wurde behaglich warm, und ich vergaß, daß ich ein Buch las, und ich lachte mir alle Sorgen und Betrübnisse von der Seele.

Hermann Harry Schmitz

Das Buch der Katastrophen

Münchener Zeitung: Dieses Buch der Katastrophen erzählt mit jenem gottergebenen Humor, dessen nur ein Rheinländer (und am besten aus einem Klubsessel heraus) fähig ist, von den zahllosen, grotesken Tücken des Objekts, von den Dingen, die — man weiß es im voraus — immer schief gehen oder, wie Operettenschlager klebrig, in Köpfen Unheil anrichten, die von morbidester Trotteldelhaftigkeit pendeln; Eulenberg hat dieses Buch des Frühverstorbenen stilgetreu, weil ihm verwandt, also aufs beste eingeleitet.

Die Tägliche Rundschau sagt von H. H. Schmitz: Er packt seine Stiere immer bei den Hörnern. Um tolle Einfälle ist er nie verlegen. Und immer weiß er, ein geborener Zwerchfellerschütterer, die Zwiespalte in Lachen aufzulösen.

Ernst Sylvester

Peter van Pier, der Prophet

2. Auflage

Wiener Allgemeine Zeitung: Ein kristallklares, durchsichtiges Buch. Ein Eindruck, gemalt mit feinen hohen Gefühlen. Und mit einer seltenen Distanz zu allen Dingen. Und mit einer Helligkeit und Freudigkeit, die einen lesenden Künstler erquickt. Die Sprache ist stark und von bunter Fülle. Festlich ohne Absicht. Festlich aus Natur. Und zugleich sanft, trotz der reinen satten Farbe. Es ist kein Blicken in die Welt nur unter der dunkeln Hutkrempe. Es ist Licht, das einen trifft. Man muß aufschauen und hinschauen an einen fernen Horizont.

Weser-Zeitung: Im ersten Griff verrät sich die leidenschaftliche Hand, das starke Talent eines erwählten Epikers mit der fruchtbar-furchtbaren Auseinandersetzung von Haß und Liebe. Es ist ein legendenhaft erzähltes, ganz vom Augenblick getriebenes Spiel der Bilder, Farben, Töne und Gefühle, das ungebrochen über die beendete Erzählung hinaustreibt und tönt, in unseren Schlaf und in unsere Träume.

März, München: Prachtvoll gesteigert und von erstaunlicher Bildkraft, ist „Peter van Pier" ein glänzendes Werk epischer Gestaltungsgabe, ursprünglich, gebändigt und tiefeindrücklich in seiner maßvoll verhaltenen Triebkraft. Das eigenartige Werk eines bedeutenden Dichters.

Der jüngste Tag

Sammlung neuer Dichtungen

Jeder Beitrag erscheint einzeln zum Preise von M.–.80 geheftet, M. 1.50 gebunden. (Doppelhefte M. 1.60 geheftet, M. 2.50 gebunden.)

„Der jüngste Tag" stellt eine Sammlung von kleineren Werken jüngerer Dichter dar, die als charakteristisch für unsere Zeit und als zukunftweisend zu gelten haben.
Die Dichtungen des „jüngsten Tages" sind gleich weit entfernt von lebensfremder Literatenliteratur wie von populärem Kitsch. Aus diesen Werken soll das Lebens- und Weltgefühl unserer Zeit strömen, ihre Entzückungen, Schmerzen, Begeisterungen, Reizsamkeit und Kraft. Menschliche Gefühle werden in knapper Form ausgedrückt und sollen menschliche Gefühle erwecken.
„Der jüngste Tag" wird, getreu dem Spiegel seines Wortes, versuchen, alles Notwendige zu sammeln, das ihm aus der Stärke des Zeitlichen heraus ewiges Dasein verspricht. Dies Unternehmen soll nicht mehr an der Gebundenheit von Zeitschriften leiden. So soll „Der jüngste Tag" mehr als ein Buch sein und weniger als eine Bücherei.

Der Zwiebelfisch: Auf die Reihe sehr schön gedruckter Bändchen der besten jüngsten Dichter sei wiederholt aufmerksam gemacht. Namen wie Werfel, Hasenclever, Kafka, Paul Boldt, Marcel Schwob, Hardekopf u. v. a. m. zeigen, daß hier nur die strengste Auswahl getroffen wurde.

Professor Witkowski (Zeitschrift für Bücherfreunde): Ein neues verheißungsvolles Unternehmen. Der Gesamteindruck ist der einer kultivierten, nach starkem Leben verlangenden Dichterjugend.

Der jüngste Tag

Sammlung neuer Dichtungen

Jeder Band geh. 80 Pf., geb. M. 1.50 (Doppelbände M. 1.60, bzw. M. 2.50)

Bd. 1. Franz Werfel: Die Versuchung. Ein Gespräch
„ 2. Walter Hasenclever: Das unendliche Gespräch. Eine nächtliche Szene
„ 3. Franz Kafka: Der Heizer. Eine Erzählung
„ 4. Ferdinand Hardekopf: Der Abend. Ein Dialog
„ 5. Emmy Hennings: Die letzte Freude. Gedichte
„ 6. Carl Ehrenstein: Klagen eines Knaben. Skizzen
„ 7/8. Georg Trakl: Gedichte
„ 9. Francis Jammes: Gebete der Demut. (Deutsch von Ernst Stadler)
„ 10. Maurice Barrès: Der Mord an der Jungfrau. (Deutsch von H. Lautensack)
„ 11. Paul Boldt: Junge Pferde! Junge Pferde! Gedichte
„ 12. Ottokar Březina: Hymnen
„ 13. Berthold Viertel: Die Spur. Gedichte
„ 14. Carl Sternheim: Busekow. Eine Novelle
„ 15. Leo Matthias: Der jüngste Tag. Ein groteskes Spiel
„ 16. Marcel Schwob: Der Kinderkreuzzug. Erzählung. (Deutsch von Arthur Seiffhart)
„ 17. Gottfried Kölwel: Gesänge gegen den Tod
„ 18. Paul Kraft: Gedichte
„ 19. Carl Sternheim: Napoleon. Eine Erzählung

Der jüngste Tag

Sammlung neuer Dichtungen

Jeder Band geh. 80 Pf., geb. M. 1.50 (Doppelbände M. 1.60, bzw. M. 2.50)

Bd. 20. Kasimir Edschmid: Das rasende Leben. (Das beschämende Zimmer. Der tödliche Mai.) Zwei Novellen

„ 21. Carl Sternheim: Schuhlin. Eine Erzählung. Mit drei Lithographien

„ 22/23. Franz Kafka: Die Verwandlung. Eine Novelle

„ 24. René Schickele: Aïssé. (Aus einer indischen Reise)

„ 25. Johannes R. Becher: Verbrüderung. Gedichte

„ 26. Carl Sternheim: Meta. Eine Erzählung

„ 27/28. Albert Ehrenstein: Nicht da, nicht dort. Novellen

„ 29/30. Franz Werfel: Gesänge aus den drei Reichen

„ 31. Mynona: Schwarz-Weiß-Rot. Grotesken

„ 32. Max Brod: Die erste Stunde nach dem Tode. Eine Gespenstergeschichte

„ 33. Ludwig Rubiner: Das himmlische Licht. Gedichte

„ 34. Franz Kafka: Das Urteil. Eine Geschichte

„ 35. Gottfried Benn: Gehirne. Novellen

„ 36. Ernst Wilhelm Lotz: Wolkenüberflaggt. Gedichte

Weitere Bände in Vorbereitung. Jeder Band erscheint einzeln zum Preise von M. —.80 geheftet, M. 1.50 gebunden. (Doppelhefte M. 1.60 geheftet, M. 2.50 gebunden)

Johannes R. Becher, An Europa. Neue Gedichte.

Geheftet M. 2.50, in Pappband gebunden M. 3.50, Halblederband M. 4.50

Berliner Börsencourier: Seine eckigen Strophen sind mit einer herrischen Wucht hingehauen, Wort an Wort wie Quader an Quader, kantig und roh. Man fühlt, verblüfft, etwa: hat dieser Mensch zwischen seinen Schädelwänden statt eines Gehirns deren drei? Ist eines verrückt? Eines genial? Und eines nüchtern? Wurden hier mechanisch Urformen ersonnen? Oder intuitiv aus quellender Trächtigkeit geboren? Es wäre vermessen, das vorschnell zu entscheiden. Gesagt nur sei, daß hier Töne erwuchsen, die erst nach dem Erlöschen des Weltbrandes ihr Echo finden können. In diesen Versen wird das Leid der Gegenwart ein ekstatischer Krampf. Blutige Schreie entquellen verknoteten Leibern. Aus chaotischen Satzklumpen, deren Gesetz und Struktur nicht leicht zu ergründen ist, die vielleicht nur der Dichter selbst restlos zu entwirren vermag, zuckt plötzlich, wie eine helle Fahne: ein schneidendes Wort. Ein funkelndes Bild. Bis sich wieder Strudel darüber werfen. Leichter zu durchdringen waren Verse, in denen Friedenssehnsucht sich brünstig enthüllt, eine Sucht, alle Planeten zu umfassen: zu einer harmonischen Einheit zu verschmieden. Johannes R. Becher steht schroff in dieser Gegenwart, einsam wie ein erratischer Block. Wird er zu den Säulen gehören, die die azurene Herrlichkeit des kommenden Reiches auf den Schultern tragen?

Ernst Blaß, Gedichte von Trennung und Licht.

Geheftet M. 2.50, Pappband M. 3.50, Halbleder M. 4.50

B. Z. am Mittag: Ist das nicht Robert Schumann, der aus der Nacht erklingt? Ist die innig bezwingende Melodie dieser Verse mir nicht von je vertraut und teuer? „Ich hätt niemals jetzt gedacht, daß die Nacht so herzlich wär!" Da wird die Genesung aus einer unfreudigen und qualbringenden Liebe, die Einkehr zur eigenen Persönlichkeit und die Beruhigung im erstarkten Selbst erlebt, und

es geschieht in Klängen tiefer und keuscher Reinheit; es wird kein Erzittern verschwiegen, und das Bekenntnis – fernab von der dröhnenden und aufdringlichen Fanfare, die Gewohnheit schien – ist klaräugig und voll Hingabe. – Eichendorff kommt mir in den Sinn und das Innigste deutscher Seele. –

Max Brod, Das gelobte Land. Ein Buch der Hoffnungen. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50, Halbleder M. 4.50. Erscheint demnächst.

Max Dauthendey, Die Ammenballade. Acht Liebesabenteuer, gedichtet von acht Ammen. Neun Pariser Moritäten. Vom Dichter neu durchgesehene zweite Auflage. Geheftet M. 2.–, gebunden M. 3.50

Max Dauthendey, Reliquien. Gedichte. Neue Ausgabe. Dritte Auflage. Buchausstattung von E. R. Weiß. Geheftet M. 2.50, Halblederband M. 4.–

Max Dauthendey, Singsangbuch. Liebeslieder. Vom Dichter neu durchgesehene zweite Auflage. Einbandzeichnung von E. R. Weiß. Geheftet M. 2.–, Halblederband M. 3.50

Albert Ehrenstein, Der Mensch schreit. Gedichte aus den Jahren 1914 und 1915. Mit einer Original-Lithographie von Oskar Kokoschka. Einmalige Luxusausgabe in 300 numerierten Exemplaren für Subskribenten gedruckt. In Halbleder gebunden M. 10.–

Zeitschrift für Bücherfreunde: Schopenhauer stieg herab und segnete seinen liebsten Sohn. Dem aber, aus Wien gebürtig, ward in weicher Seele der Segen fühlbar in früher Jugend als Fluch, so daß sein erstes Gedicht ist wie sein letztes: Leid, Klage, Fluch, Hohn, Vernichtung . . .

Herbert Eulenberg, Deutsche Sonette. Dritte Auflage. Ausstattung von Walter Tiemann. Fest geheftet M. 2.50, Pappband M. 3.50, Halblederband M. 4.50. Luxusausgabe: 30 Exemplare auf Strathmore-Japan, in handgearbeitetem Ganzlederband M. 30.—. (Vergriffen.)

Walter Hasenclever, Der Jüngling. Gedichte. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50, Luxusausgabe: 15 numerierte Exemplare in Ganzlederband M. 15.—

Frankfurter Zeitung: Bei Hasenclever ist eine Lust zu wirken da, eine heilige Propaganda, das Agitatorische des jungen Schiller.

Walter Hasenclever, Tod und Auferstehung. Neue Gedichte. Geheftet M. 2.50, Pappband M. 3.50, Halblederband M. 4.50

Carl Hauptmann, Dort, wo im Sumpf die Hürde steckt. Sonette. Geheftet M. 2.50, in Pappband M. 3.50, in Halbleder M. 4.50

Zeitschrift für Bücherfreunde: Hier ist ein Stück von der eigensten Seele des Dichters zeitlose und absolute Form geworden. Alles Gefühl wird hier Bild. Und alles Bild ist rückhaltlose Hingabe und Andacht zur Natur. Die Seele wird Natur, und die Natur wird Seele. Ein Hymnus, der einklingt in die beseligende Harmonie Goethes.

Georg Heym, Der ewige Tag. Gedichte. Geheftet M. 3.—, Halbpergament M. 4.—. Zweite Auflage.

Der Bücherwurm: Seine Verse sind von der unheimlichen, motorischen Kraft der Großstadt bewegt und von einer Optik, die an Goyas entsetzliche Capriccios gemahnt. Georg Heyms Tod hat Deutschland getroffen wie eine verlorene Schlacht.

Die neue Lyrik

Georg Heym, Umbra vitae. Gedichte aus dem Nachlaß. Zweite Auflage. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Hans Bethge im „Berliner Lokalanzeiger": Hier regt sich ein Starker, hier weht der Atem eines Genius, Heym ist einer unserer schmerzlichsten Verluste in letzter Zeit. In ihm vereinte sich die bildnerische Kraft eines Künstlers mit einem großen, souveränen Temperament.

Max Pulver, Selbstbegegnung. Gedichte. Geheftet M. 2.50, Pappband M. 3.50, Halblederband M. 4.50

Berliner Börsen-Courier: Hier ist die Ruhe und die Reinheit, die ganz unbewußt solchen Werken eigen, welche den Ruhm des Tages nicht begehren und auf ihrer makellosen Stirn — ihnen selbst unbewußt — den Stern der Zukunft tragen, mit dem Gott seine liebsten Söhne zeichnet.

Rabindranath Tagore, Der Gärtner. Liebesgedichte. Dritte Auflage. Einzig autorisierte deutsche Ausgabe. Nach der von Rabindranath Tagore selbst veranstalteten englischen Ausgabe ins Deutsche übertragen von Hans Effenberger. Mit einem Vorwort des Dichters und Anmerkungen des Übersetzers. Geheftet M. 2.50, Pappband M. 3.50, Halblederband M. 4.50, Ganzlederband M. 9.—. Vorzugsausgabe: 100 Exemplare der ersten Auflage, zweifarbig auf Kaiserl. Japan gedruckt, in Ganzleder gebunden und handschriftlich numeriert M. 35.—. (Die Vorzugsausgabe ist zur Zeit nicht erhältlich.)

Tägliche Rundschau: Es geht ein Duft von diesen Liedern aus, der aus großen, vielverschlungenen, königlichen Gärten kommt. Ein einziges kurzes, süß fragendes, bang staunendes, stolz junges Motiv — aber in hundert Abwandlungen, Kreuzungen, Überschneidungen, Umkehrungen: Der Frühling aller Welt sprießt aus tausend Zweigen, die früheren Schauer, die keuschen Sehnsüchte, die ersten unend-

lichen Ahnungen erregten Jugendblutes ertönen uns in einer Unmittelbarkeit und Reinheit, daß wir uns von einem singenden Blütenstrom überrieselt glauben, der keinen Anfang und kein Ende hat, so unergründlich ist sein Quell.

Rabindranath Tagore, Gitanjali. (Sangesopfer.) Zehnte Auflage. Einzig autorisierte deutsche Ausgabe. Nach der von Rabindranath Tagore selbst veranstalteten englischen Ausgabe ins Deutsche übertragen von Marie Luise Gothein. Geheftet M. 2.50, Pappband M. 3.50, Halblederband M. 4.50, Ganzlederband M. 9.—. Luxusausgabe: 200 Exemplare zweifarbig auf kaiserl. Japan gedruckt, in Ganzleder gebunden und handschriftlich numeriert M. 35.—. (Zur Zeit nicht erhältlich.)

Frederik van Eeden in der „Frankfurter Zeitung": Tagore ist ein Dichter im höchsten Sinne; er ist in erster Reihe Ethiker, Prophet, Tatenmensch und Gottsucher. Seine höheren Harmonien in Vision, in Stimmung und Gedanken sind prachtvoll und vollendet. Die höchste Schönheit dabei ist die ethische Schönheit. Man denkt an das „Hohe Lied" in der Bibel. Dieselbe orientalische, duftende Pracht, dieselbe Wucht der Sprache, dieselbe Innigkeit. Von Tagores Leben wissen wir noch wenig — doch das wenige zeugt uns Wahrhaftigkeit und Einklang, und in seinen frommen Weiheliedern klingt von Anfang bis Ende der sonore Wohllaut, Bild und Gedanke, der nur durch tiefe Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit zu erreichen ist. Da ist keine Pose, keine Heuchelei, keine Affektiertheit . . .

Rabindranath Tagore, Der zunehmende Mond. (Mutter und Kind.) Einzig autorisierte deutsche Ausgabe. Nach der von Rabindranath Tagore selbst veranstalteten englischen Ausgabe ins Deutsche übertragen von Hans Effenberger. Mit Anmerkungen und Nachwort des Übersetzers. Einbandzeichnung von W. Tiemann. Geheftet M. 2.50, Pappband M. 3.50, Halblederband M. 4.50.

Die neue Lyrik

Das Literarische Echo: Nach den Liedern über Gott und die Welt, nach denen über Liebe und Weib bringt der ferne und uns doch nahe Indier ein Kinderbuch. Wieder empfinden wir jenen Urlaut innerster Erlebnisse in fremdartigem Gewand, wieder bewundern wir die der Tiefe entsteigende Zartheit. Mit leichtester Hand setzt er seine Glanzfarben hin, er gibt keine Schilderungen, er gibt Andeutungen, die in uns leise verklingen.

Rabindranath Tagore, Chitra. Ein dramatisches Gedicht. Einzig autorisierte deutsche Ausgabe. Nach der von Rabindranath Tagore selbst veranstalteten englischen Ausgabe ins Deutsche übertragen von Elisabeth Wolff-Merck. Mit einer Vorbemerkung und Anmerkungen. Einbandzeichnung von Walter Tiemann. Geheftet M. 2.50, Pappband M. 3.50, Halblederband M. 4.50. Vorzugsausgabe: 100 Exemplare, zweifarbig auf Kaiserl. Japan gedruckt, in Ganzleder gebunden und handschriftlich numeriert M. 35.—. (Zur Zeit nicht erhältlich.)

Weser-Zeitung: ... In Chitra wird uns eine Liebesfabel nach einem Motiv aus dem Mahabharata in lyrisch-dramatischem Spiel gelöst. Im Technischen entspricht es den aristotelischen Forderungen, im Geist aber und im Wort ist es eine elementare Auseinandersetzung, etwa ein Märchen, in dem die Härten der Gegenwart wirklich berührt und doch zu einem glücklichen Ende geführt werden. Eine wundervolle Klarheit rankt sich um das klassische Gebäude seiner Sprache. Hier ist das „Klassische" neu geworden, weil es die Ewigkeitsharmonien, unbeschwert vom kämpferischen Geiste der abendländischen Literaturen, in stiller, großer Schönheit tönt. Was er gibt, ist natürlich wie das Lied, in dem sich für den Frohen die Freude löst. Manier und Krankheit, von denen unsere Dichtungen oft aussätzig sind, sind weit von ihm.

Georg Trakl, Sebastian im Traum. Gedichte und Prosa. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.50. Vorzugsausgabe: 25 Exemplare auf Stratfordbütten abgezogen, zweifarbig gedruckt und in Ganzleder gebunden M. 25.—.

Die neue Lyri

Die Neue Rundschau: Ein Dichter! Dieses mißbrauchte Wor muß zuvor in seinem alten Sinne wieder hergestellt sein, ehe e würdig von dem Entschlafenen gesagt werden darf. Er war de Einsame, der „Edle, dessen weiße Stirn Lorbeer ziert", der Magier der singende Hirte. Die Süße dieses Saitenspiels ist dahin, möge andre selbst noch süßer sein. Eines Tages wird Georg Trakls Er scheinung auferstehen und unter uns wohnen bleiben. Fern zwar doch heilig unser wie Hölderlin.

Franz Werfel, Einander. Oden – Lieder – Gestalten. Zweite unveränderte Auflage. Geheftet M. 2.50, Pappband M. 3.50, Halblederband M. 4.50. Vorzugsausgabe 100 Exemplare auf Büttenpapier abgezogen, numeriert und in Ganzleder gebunden M. 35.–.

Camill Hoffmann in der „B. Z. am Mittag": Werfels Gedichte sind musizierte Ethik. Seine Melodie ist Üppigkeit, die alles in lyrischen Zauber auflöst. Was er in stets bestrickenden Arien singt, ist von einem Ernst, ja von einer Erhabenheit, die an die letzten, unsagbaren Dinge rührt und im religiösen Gefühl mündet. Daß dieses Buch in dieser Zeit in deutscher Sprache entstehen und erscheinen konnte, ist eine Genugtuung für immer.

Franz Werfel, Der Weltfreund. Gedichte. Dritte Auflage. Nur noch wenige Exemplare in Halblederband erhältlich M. 4.50. (Ein Neudruck kann zur Zeit nicht stattfinden.)

Franz Werfel, Wir sind. Neue Gedichte. Zweite Auflage. Mit einem Nachwort zur ersten Auflage. Geheftet M. 2.50, Pappband M. 3.50, Halblederband M. 4.50. Vorzugsausgabe: 15 numerierte, signierte Exemplare auf schwerem Japanbütten, in Ganzlederband M. 35.–. (Zur Zeit nicht erhältlich.)

Paul Zech im „März": Werfel ist Anstoß und Grundstein einer neuen Lyrik, die endlich wieder einmal Tempel und Wallfahrtsort der Mühseligen sein kann, die, vom Leben gehetzt, zerfetzt und weggeworfen, der Kunst als einem himmelnd aufgetürmten Grat zustreben.

Neue Dramen

Max Brod, Die Retterin. Schauspiel in vier Akten. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Paul Claudel, Der Tausch. Ein Drama in drei Akten. Zweite Auflage. Deutsch von Franz Blei. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Arno Dvorak, Der Volkskönig. Drama in fünf Akten. Deutsch von Max Brod. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Hermann Essig, Die Glückskuh. Lustspiel in fünf Aufzügen. Geheftet M. 2.50.

Hermann Essig, Die Weiber von Weinsberg. Lustspiel in fünf Aufzügen. Geheftet M. 2.50.

Herbert Eulenberg, Alles um Geld. Ein Stück in fünf Akten. Dritte Auflage. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Herbert Eulenberg, Alles um Liebe. Eine Komödie in fünf Akten. Zweite Auflage. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Herbert Eulenberg, Anna Walewska. Eine Tragödie in fünf Akten. Zweite, gänzlich umgearbeitete und mit einem Vorwort versehene Auflage. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Herbert Eulenberg, Belinde. Ein Liebesstück in fünf Aufzügen. Neunte Auflage. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50. Vorzugsausgabe: 100 Exemplare auf echtem Bütten, vom Autor signiert, in Ganzlederband M. 25.—. (Vergriffen.) Für dieses Werk erhielt der Dichter den Volks-Schiller-Preis.

Neue Drame

Herbert Eulenberg, Dogenglück. Eine Tragödie in fü
Aufzügen. Geheftet M. 2.–, gebunden M. 3.–.

Herbert Eulenberg, Ernste Schwänke. Vier Einakt
Zweite Auflage. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.5
Inhalt: Moderner Prolog / Die Welt will betrogen werden / T
Geschwister / Das Geheimmittel (Pansanabum) / Die Wunderk

Herbert Eulenberg, Der Frauentausch. Ein Spiel
fünf Aufzügen. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Herbert Eulenberg, Kassandra. Ein Drama in fünf Au
zügen. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Herbert Eulenberg, Münchhausen. Ein deutsches Scha
spiel in fünf Akten. **Leidenschaft.** Ein Trauerspiel in fü
Akten. **Kurt von der Kreith (Ein halber Held)**
Eine Tragödie in fünf Akten. Ausstattung von E. R. Wei
Geheftet M. 4.–, gebunden M. 5.–, Halblederband M. 8.–
Vorzugsausgabe: 25 numerierte Exemplare auf echt Bütten,
Ganzleder gebunden M. 25.–.

Herbert Eulenberg, Der natürliche Vater. Ein bürge
liches Lustspiel in fünf Akten. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.5

Herbert Eulenberg, Ritter Blaubart. Ein Märchenstü
in fünf Aufzügen. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Herbert Eulenberg, Simson. Eine Tragödie in fünf Akte
nebst einem Satyrspiel. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.5

Herbert Eulenberg, Zeitwende. Ein Schauspiel in vi
Akten. Umschlagzeichnung von Wilhelm Wagner. Geheft
M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Neue Dramen

Rud. John von Gorsleben: Der Rastaquär. Eine ernsthafte Komödie in drei Aufzügen. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Walter Hasenclever: Der Sohn. Drama in fünf Akten. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Carl Hauptmann: Die armseligen Besenbinder. Altes Märchen in fünf Akten. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Carl Hauptmann: Aus dem großen Kriege. Dramatische Szenen. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Carl Hauptmann: Krieg. Ein Tedeum. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Carl Hauptmann: Die lange Jule. Drama in fünf Akten. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Oskar Kokoschka, Dramen und Bilder. Mit einer Einleitung von Paul Stefan. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Heinrich Lautensack, Das Gelübde. Schauspiel in vier Aufzügen. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Heinrich Mann, Die große Liebe. Drama in drei Akten. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Heinrich Mann, Madame Legros. Drama in drei Akten. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Heinrich Mann, Eine Schauspielerin. Drama in drei Akten. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Neue Dramen

Max Pulver, Alexander der Große. Schauspiel in einem Vorspiel und fünf Aufzügen. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Max Pulver, Robert der Teufel. Drama in einem Vorspiel und fünf Akten. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50

Carl Sternheim, 1913. Schauspiel in drei Aufzügen. Einmalige Ausgabe mit Textzeichnungen von Ernst Stern. (Ein Neudruck dieser illustrierten Ausgabe findet nicht statt.) Geheftet M. 3.–, leicht gebunden M. 4.50, Halblederband M. 6.– Die Luxusausgabe, 40 Exemplare auf echt Bütten gedruckt, kommt erst nach dem Kriege in den Handel.

Carl Sternheim, Der Kandidat. Komödie in vier Aufzügen. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50. Die Buchausgabe erscheint bei der Berliner Uraufführung im Deutschen Theater.

Carl Sternheim, Das leidende Weib. Drama in vier Aufzügen nach Friedrich Maximilian Klinger. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Carl Sternheim, Der Geizige von Molière. Neu bearbeitet. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Franz Werfel, Die Troerinnen des Euripides. In deutscher Bearbeitung. Mit einer Vorbemerkung. Geheftet M. 2.50, Pappband M. 3.50, Halblederband M. 4.50. Vorzugsausgabe: 100 Exemplare auf Büttenpapier abgezogen, handschriftlich numeriert und in Ganzleder gebunden M. 35.–

Arnold Zweig, Abigail und Nabal. Tragödie in drei Akten. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Carl Sternheim

Tabula rasa

Ein Schauspiel

Liebhaber-Ausgabe in 1000 numerierten Exemplaren für Subskribenten gedruckt

Geheftet M. 6.–, in Halbpergamentband gebunden M. 8.–; Luxusausgabe auf Bütten in Halblederband gebunden unter Leitung von Professor W. Tiemann M. 25.–

Sein neues Schauspiel, das innere notwendige Unentschiedenheiten der sozialdemokratischen Partei durch Aufweisung der in ihr sich verflechtenden ungleichen Absichten und Interessen zeigt, will der Dichter derzeit nicht den Zufällen des freien Buchhandels überlassen, sondern die Leserzahl, die das Buch haben wird, begrenzen. Die vorliegende Luxusausgabe wurde in 1000 numerierten Exemplaren hergestellt. „Tabula rasa" wird selbst den intimen Kennern des Sternheimschen dramatischen Schaffens eine Überraschung bedeuten: hier wächst der Dichter völlig über den Rahmen, in dem andere ihn sehen zu können glaubten, hinaus, gestaltet mit leichter Hand, aber bitterem Ernst Dinge äußerster Aktualität, denen er doch so souverän und distanziert gegenübersteht, daß sie nicht für heute und morgen, sondern für immer Geltung und Bedeutung gewannen.

Fritz von Unruh

Ein Geschlecht

Tragödie

Preis des Exemplars (1–35) in handgearbeitetem Ganzlederband M. 100.–. Die Exemplare Nr. 36–750, auf feinstem Velinpapier gedruckt, kosten geheftet M. 14.–, in Halbleder gebunden M. 18.–

Zweifarbiger Drugulin-Druck

Mit Einbandzeichnungen von Emil Preetorius

Nach langen Jahren, in denen Verbote der Zensur Fritz von Unruhs die Möglichkeit der Äußerung und Wirkung durch Bühne oder Buch lähmten, ist das hier angezeigte Werk, das zunächst nur für Subskribenten in einer beschränkten Auflage als Luxusdruck hergestellt wird, des Dichters erste Veröffentlichung. Nicht nur ein äußerer Zeitraum inhaltsschwerer Jahre trennt das gegenwärtige Schaffen des Dichters von seiner letzten veröffentlichten dramatischen Arbeit, dem „Prinz Louis Ferdinand“; eine Zeit reichster innerer Entwicklung liegt heute hinter ihm, einer Entwicklung, die sich später verfolgen lassen wird, wenn man jene inzwischen entstandenen, durch die Ungunst der Zeit zurückgehaltenen Arbeiten kennengelernt hat, deren jüngstes, bedeutsamstes Glied jetzt einer beschränkten Öffentlichkeit dargeboten wird. Unruhs Tragödie, die als Dichtung in ihrer formalen und geistigen Gestalt, in der elementaren Wucht ihrer tragischen Größe und in erhabener Symbolik einsam aus der zeitgenössischen Produktion hervorragt, behandelt tiefste sittliche Probleme unserer Gegenwart, sie zukunftweisend deutend. In seiner metaphysischen Aktualität, die eine Überwindung alles materiellen Zeitgehaltes bedeutet, muß und wird dies Werk eines reichen und gereiften Dichters mit dröhnender Stimme zu den Geistigen des heutigen Deutschlands sprechen.

Die schwarzen Bücher

it originalgraphischen Illustrationen

Mit Illustrationen von Ottomar Starke

Ein Urteil aus Hunderten:
Hans von Weber im Zwiebelfisch: Die Steindrucke von Starke gehören zu den besten Illustrationen aller Bücher seit Menzel, und dieses Buch ist so schön, daß man auch 60 Mark statt 6 Mark dafür ausgeben dürfte.

Ottomar Starke

Schippeliana

n bürgerliches Bilderbuch. Mit einem Vorwort von Carl Sternheim. Gebunden M. 6.–, Halblederband M. 7.50

Carl Sternheim

Die drei Erzählungen

it 14 Originallithographien und Einbandzeichnung von Ottomar tarke. 9. bis 12. Tausend. Gebunden M. 6.–, Halbpergamentband M. 7.50

Carl Sternheim

Mädchen

rei Erzählungen. Mit Originallithographien und Einbandzeichnung von Ottomar Starke. 1. bis 5. Tausend. Gebunden M. 6.–, Halbpergamentband M. 7.50

Die schwarzen Bücher

Mit originalgraphischen Illustrationen

Mit Illustrationen von Karl Thylmann

Frankfurter Zeitung über Thylmann: Hier ist ein Zeichner des grotesken Grauens und des übersinnlichen Humors, wie wir heute wenige haben.

Achim von Arnim

Die Majoratsherren

Eine Erzählung. Mit 8 Originallithographien von Karl Thylmann. 500 Exemplare. Gebunden M. 6.–, Halbpergamentband M. 7.50

Christian Dietrich Grabbe

Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung

Ein Lustspiel. Mit 12 Originalholzschnitten von Karl Thylmann. 500 numerierte Exemplare. Gebunden M. 6.–, Halbpergamentband M. 7.50

E. Th. A. Hoffmann

Der goldene Topf

Mit 14 Originallithographien von Karl Thylmann. 875 numerierte Exemplare. Gebunden M. 6.–, Halbpergamentband M. 7.50

Mechtild Lichnowsky

Götter, Könige und Tiere in Ägypten

Vierte Auflage

Mit zahlreichen Illustrationen nach Zeichnungen der Verfasserin

Geheftet M. 6.50, Pappband M. 7.50,
Halblederband M. 8.50, Ganzlederband M. 10.–

Ein Spiel vom Tod

Neun Bilder für Marionetten

Geheftet M. 3.50, Pappband M. 4.50,
Halbleder M. 5.50, Ganzlederband M. 10.–

Der Stimmer

Eine Erzählung

Geheftet M. 4.50, gebunden M. 6.–,
Ganzlederband M. 10.–

Alfred Kerr in der „Neuen Rundschau": Die Schriftstellerin Mechtild Lichnowsky: nicht mehr zu trennen von Träumen und Geistern dieser bluterfüllten Schattenfrist; kein Zunftglied, sondern eine Pflanzenkraft; Versteherin durch die Fingerspitzen, durch die Netzhaut, durch Ahnendes hinter der Netzhaut, durch ein Miterleben im Geblüt, aber nicht allzu versonnen, vielmehr voller Drang und Ungeduld, als ob sie wüßte: dies Hiersein ist kurz ...

Robert Walsers Dichtungen

Aufsätze

Mit 14 Vignetten und mehrfarbiger Einbandzeichnung von Karl Walser

Geheftet M. 4.–, gebunden M. 5.–

Geschichten

Mit Zeichnungen von Karl Walser

Geheftet M. 5.–, gebunden M. 6.50

Luxusausgabe: 100 Exemplare auf Stratford abgezogen und handschriftlich numeriert M. 35.–

Kleine Dichtungen

Einbandzeichnung von Karl Walser

Zweite Auflage

(Die erste Auflage wurde für den Frauenbund zur Ehrung rheinländischer Dichter hergestellt)

Geheftet M. 4.–, gebunden M. 5.–

Zeitschrift für Bücherfreunde: ... Wir lesen Walser mit einer Anteilnahme, die eine melancholische Sehnsucht in sich birgt. Denn vielleicht hat so einst Gott die Welt geträumt.

Weser-Zeitung: ... Er verfügt, ohne Epigone zu sein, über den feinstilisierten Märchenton des großen Andersen und schreibt, nein, haucht Erzählungen ...

Carl Hauptmann

Neuere Prosadichtungen

in sechs Bänden M. 18.–

In einheitlicher Ausstattung in Karton gelegt. Einbände nach Entwürfen von Professor Walter Tiemann

Bd. 1/2. Einhart, der Lächler. Roman in zwei Bänden. Geheftet M. 7.–, gebunden M. 9.–

Bd. 3. Ismael Friedmann. Roman. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50

Bd. 4. Nächte. Novellen. Geheftet M. 3.–, gebunden M. 4.50

Bd. 5. Schicksale. Novellen. Geheftet M. 4.–, gebunden M. 5.–

Bd. 6. Rübezahlbuch. Neue Rübezahlabenteuer. Geheftet M. 3.–, gebunden M. 4.–

Leipziger Zeitung: Manchem wird es jetzt wie eine Offenbarung aufgegangen sein, daß wir hier wirklich vor einem großen Dichter stehen. Vielleicht vor dem Dichter unserer Zeit. Im Endlichen weht der Hauch des Unendlichen, die ganze tausendfältige Wirklichkeit ist nur der Mantel um das Göttliche. Das zu offenbaren war je und je das tiefste Wesen aller Kunst. Dieses ist es, was wir in allen den kleinen Bildern der „Schicksale" so stark erkennen, das aus den Erzählungen in den „Nächten" und im „Friedmann" so klar ersichtlich wird, das den „Einhart" zu einem erschütternden Erlebnis macht. – Dieser heilige Geist, eine glühende Lohe schlägt aus Carl Hauptmann, lebt in allen seinen Werken. Immer schon. Daß wir es nicht schon lange verspürten, war unsere eigene Blindheit... Carl Hauptmann ist ein Gestalter, wie uns nur ganz wenige geschenkt worden sind.

Heinrich Mann

Gesammelte Romane und Novellen

in 10 Bänden

In 10 Halbleinwandbänden, nach Entwürfen von E. Preetorius, M. 40.–

Inhalt:

Schlaraffenland / Die drei Romane der Herzogin von Assy: Diana / Minerva, Venus / Die Jagd nach Liebe / Professor Unrat / Zwischen den Rassen / Die kleine Stadt / Novellensammlungen: Das Wunderbare / Flöten und Dolche / Stürmische Morgen / Das Herz / Rückkehr vom Hades.

Aus Urteilen über die Gesamtausgabe:

Münchner Zeitung: Wir Deutschen haben, nach vielen Ansätzen, lange vergeblichem Bemühen, heute einen Roman. Wir haben ihn als Kunstwerk: im Gewande der Vollendung – Heinrich Mann ist unter seinen Vollendern. Mann hat für das Deutschland des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts das geleistet, was Balzac, Flaubert und Zola zu ihrer Zeit für Frankreich: er hat das Zeitalter dargestellt. Dieses Zeitalter der Hast, unbefriedigten Seins, halber Hochstapelei und maßlosen Begehrens in der kurzen Spanne der Zeitlichkeit. Heinrich Mann hat dieses Zeitalter mit schillernden, unendlichen Farben in den silbernen Spiegel seiner großen unbestechlichen Kunst eingefangen.

Wilhelm Herzog im Berliner Tageblatt über Heinrich Mann: Er ist der höchstgesteigerte Typus eines geistigen Deutschen. Die kommende Generation wird Heinrich Mann, den Künstler und Kämpfer, als Repräsentanten eines neuen Deutschlands zu werten haben.

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

BINDING SECT. APR 17 1995

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PN
6014
N453
1917